Die Deutsche Sprache.

Von

August Schleicher.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1860.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Das vorliegende Werk hat einen doppelten Zweck. Es soll das Verfahren und die Ergebnisse der Sprachwissenschaft jedem Gebildeten zugänglich machen und zugleich das Wesen unserer deutschen Muttersprache in seinen Hauptzügen darlegen. Beides ward dadurch vereinigt, daß die deutsche Sprache gewählt ward, um an ihr die sprachwissenschaftliche Methode zu zeigen.

Diese Wahl brauche ich wohl nicht zu rechtfertigen. Es thut ja wahrlich noth, daß eine tiefere Einsicht in die sprachlichen Verhältnisse unseres deutschen Vaterlandes in weiteren Kreisen verbreitet werde. Ich will nur an Einiges erinnern, was dem Mangel an solcher Einsicht sein Dasein verdankt. Ich meine vor allem das widerliche Gespötte über unsere Mundarten. Findet der Nichtschwabe die folgerichtige Aussprache auch des silbeschließenden st wie scht nicht höchst lächerlich? Glaubt nicht ein jeder Nichtwestfale sich über des

Westfalen uralterthümliches sk für sch lustig machen zu dürfen? Dieser wechselseitige Spott über die Mundart, der zwischen den deutschen Stämmen leider obwaltet, ist kein harmloser Scherz; durch ihn wird vielmehr jener oft beklagte Particularismus der einzelnen Stämme unseres Volkes nicht wenig genährt. Nur durch Verbreitung klarer und richtiger Anschauung von Sprache überhaupt und vor allem von den sprachlichen Verhältnissen unseres deutschen Vaterlandes läßt sich diesem Uebel entgegenarbeiten. Wer einen Begriff vom Leben der Sprachen hat, wer da weiß, wie unsere Schriftsprache entstanden ist, der weiß auch, daß das Dasein unserer mannigfaltigen Mundarten wohl berechtigt und ihr Unterschied von der Schriftsprache eine Nothwendigkeit ist. Sollte das nicht jeder Deutsche wissen?

Vor allem auch zur richtigen Beurtheilung unserer eigenthümlich gestalteten Schriftsprache mit ihrer verwilderten, aber doch in langsamer Verbesserung begriffenen Schreibung [1] habe ich mich bemüht, den Leser in den Stand zu setzen.

Noch Eines. Wie Wenige vermögen die Dichtungen unseres Mittelalters, vor allem die Jedem zunächst in den Sinn kommende Nibelungendichtung in der Ursprache zu

[1] Für dieß Werk ward die jetzt gewöhnliche Schreibung des Neuhochdeutschen beibehalten, da eine richtigere, aber ungewöhnliche Schreibung für die Verbreitung desselben von Nachtheil sein dürfte. So ist ein Widerspruch zwischen dem im Buche Gelehrten und dem zur Anwendung Gebrachten entstanden, den der geneigte Leser entschuldigen wolle.

lesen, d. h. überhaupt zu genießen? Denn Uebersetzungen können hier keinen genügenden Ersatz bieten, weil, ohne fast völlige Verwischung des eigenthümlichen Wesens der Urschriften, aus dem Mittelhochdeutschen in unsere heutige Sprache nicht übertragen werden kann. Die Ursache der Erscheinung, daß jene gefeierten Dichtungen so selten in der Ursprache gelesen werden, liegt hauptsächlich in der mangelnden Kenntnis der Sprache und des älteren Versbaues. Ich habe mich bemüht, die mittelhochdeutsche Grammatik und Metrik gründlich darzulegen und doch so bequem als möglich für den Leser erfaßbar zu machen.

Auf mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Sprache beschränkt sich mein Buch. Hätte ein günstigeres Geschick die uralte volksthümliche Dichtung der althochdeutschen Zeit erhalten, so würden wir auch diese Periode des Lebens unserer Muttersprache in den Kreis der Darstellung gezogen haben.

Wäre es mir nicht geglückt, ein für jeden Gebildeten unserer Nation zugängliches und brauchbares Werk zu schreiben, so müste es als ein verfehltes bezeichnet werden, denn es hat keinen gelehrten, sondern nur einen nationalen Zweck. Ist es aber, daß mein Buch bei dem Leserkreise, für welchen es bestimmt ist, dem Gefühle der Werthschätzung und Heilighaltung unserer Muttersprache dadurch größere Berechtigung verleihen kann, daß es der deutschen Sprache Wesen erkennen und ihre Schönheit genießen lehrt, ist die vorliegende Schrift

so gethan, daß sie zur Klärung des deutschen Volksbewust-seins und zur Kräftigung des deutschen Nationalgefühles ein wenn auch geringes Scherflein beiträgt, so wird durch sie ein Zweck erreicht, der unvergleichlich hoch über dem der wissenschaftlichen Belehrung steht.

Jena, am 10. December 1859.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitendes.

Mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Grammatik.

Anhang.

Einleitendes.

I. Von der Sprache im Allgemeinen, von ihren verschiedenen Formen und Sippen.

Von den uns umgebenden Naturorganismen haben wir uns in der Regel ziemlich richtige Anschauungen erworben; die Naturwissenschaft unserer Tage hat überdieß durch populäre Bücher aller Art mit großem Eifer dafür Sorge getragen, daß der Wissensdrang in dieser Richtung genährt und geweckt werde. Es gehört jedoch fast zu den Seltenheiten einen über den Bau und die Function seines eigenen Leibes halbwege genügend Unterrichteten zu finden; gerade dieß uns zunächst Liegende, Nöthigste und Wissenswürdigste pflegt dem Dilettantismus unserer Gebildeten weniger genehm zu sein. Von allen Organismen aber gehen die sprachlichen unser innerstes Wesen am nächsten an; macht doch die Sprache erst den Menschen. Vom Wesen der Sprache, ihren Formen, Sippen u. s. f. weiß man aber in der Regel so viel als gar nichts; wer vom Bau der Sprache und von der wissenschaftlichen Darstellung derselben, von Grammatik, hört, wendet sich in der Regel von der dadurch geweckten Erinnerung an die qualvollen Zeiten, als j'aime, tu aimes, mensa, mensae, τύπτω, τύπτεις und andere Jugendlustverderber memorirt werden mußten, gerne wieder ab, freut sich mit dergleichen trocknem Kram nichts mehr zu schaffen zu haben und bedauert von Herzen den Mann, der „Grammatik" sich zur ausschließlichen Lebensaufgabe gemacht hat.

In der Art und Weise, wie bis jetzt der Sprachunterricht fast allgemein ertheilt wird, liegt allerdings eine Berechtigung dieses gelinden Horrors vor Grammatik; daß man vom Wesen der Sprache

so wenig kennt, vom Organismus derselben so mangelhafte Anschauungen hat, ist theils eben die Folge des üblichen Schulunterrichtes, theils ist aber auch der Grund dieser Erscheinung darin zu suchen, daß es an allgemein verständlichen Büchern über sprachliche Dinge noch so gut als völlig gebricht. Die Wissenschaft der Sprache ist eben noch zu jung, als daß sie bereits in die Schule und in weitere Kreise den Weg gefunden haben könnte. Die räumliche Vertheilung der Sprachen auf der Erde, sowie die Schwierigkeit, von ihnen eine übersichtliche Anschauung zu erlangen, bringt es überdieß mit sich, daß nur wenigen eine solche zu Gebote steht, während die andern Naturorganismen, wie Pflanzen und Thiere, sich vielfach überall unsern Blicken darbieten. So kommt es, daß Jedermann z. B. von dem Unterschiede einer Wasserlinse und einer Eiche oder von dem eines Regenwurmes und eines Rosses eine mehr oder minder entwickelte Anschauung besitzt, während es eine weit weniger geläufige Sache ist, daß es Sprachen gibt, die in ihrem Baue sich in ähnlich auffallender Weise unterscheiden, wie die genannten Naturwesen. Gesetzt, es kennt Jemand alt- und neudeutsch sammt englisch, schwedisch, dänisch und holländisch, lateinisch und französisch, italiänisch und spanisch, griechisch, slawisch, persisch und sanskrit, so ist er, trotz seines nicht geringen sprachlichen Wissens, doch nur einem solchen Pflanzenkenner vergleichbar, dem außer Erbsen, Linsen, Wicken und Bohnen noch nie eine Pflanze unter die Augen gekommen wäre. Denn jene genannten Sprachen alle gehören, wie die aufgezählten Gewächse, zu einer und derselben Sippe. Nicht besser, als mit den Anschauungen von der Verschiedenheit der sprachlichen Formen, verhält es sich mit denen vom Wesen der Sprache überhaupt.

Es wird demnach, so bedünkt mich, nicht überflüssig seyn, wenn ich der Darstellung der deutschen Sprachverhältnisse einiges Allgemeinere vorausgehen lasse. Beginnen wir mit dem Allgemeinsten, mit der Sprache überhaupt.

Was ist Sprache? Die populäre Definition „Sprache ist lautes Denken" ist vollkommen richtig. Bleiben wir hierbei einen Augenblick stehen.

Die Sprache ist der lautliche Ausdruck des Gedankens, der mittelst des Lautes zur Erscheinung gelangende Denkproceß. Gefühle, Empfindungen und Wollen drückt also die Sprache

zunächst nicht aus; die Sprache ist nicht der unmittelbare Ausdruck des Fühlens und Wollens, sondern nur des Denkens. Soll Fühlen und Wollen mittelst der Sprache zum Ausdrucke gelangen, so kann dieß nur mittelbar geschehen, nämlich in der Form eines Gedankens. Der unmittelbare Ausdruck des Gefühls und der Empfindung sowie des Wollens und Begehrens findet nicht statt durch die Sprache, sondern durch Naturlaute, wie Schreien, Lachen und durch die Lautgebärden, durch die ächten Interjectionen, wie oh, i, ei u. s. f., pst, sch, st u. a. Diese, Fühlen und Wollen unmittelbar ausdrückenden Laute sind keine Worte, sind nicht Elemente der Sprache, sondern den Thierlauten ähnliche Lautgebärden, die wir neben der Sprache noch mit fortführen, aus denen man das minder menschliche, minder edle, leicht herausfühlt, wie sie denn auch mehr dem instinctiven Menschen (dem Kinde, dem ungebildeten oder von Schmerz und Affect überwältigten Menschen) geläufig zu sein pflegen, als dem gebildeten, im ruhigen Geleise des verfeinerten Lebens wandelnden. Diese Laute haben weder die Function noch die Form von Worten, sie stehen unter der Sprache.

Leicht nehmen aber solche Laute, ebenso wie die schallnachahmenden, die Form von Worten an, wie umgekehrt Worte interjectionale Form annehmen können (letzteres geschieht in vielen Sprachen im Vocativ und Imperativ, weil beide eben dem Ausdrucke des Fühlens und Wollens dienen und nicht eigentliche Glieder des Satzes bilden).

Der hörbare Ausdruck der entwickelteren Empfindungen aber ist nicht die Sprache, sondern die Musik.

Drücken wir unsere Gefühle durch die Sprache aus, so kleiden wir sie in die Form von Gedanken. Das stöhnende „ach, oh“ des Leidenden wird sprachlich ausgedrückt durch Aeußerungen wie „welcher Schmerz, hilf Himmel“ u. dergl., „sch“ des Stille Gebietenden durch „schweigt, seid doch stille“ u. dergl. u. s. f.

Sprache ist also lautlicher Ausdruck des Denkens, lautes Denken, wie umgekehrt Denken lautloses Sprechen ist; daß man nur in der Sprache klar denkt, kann jeder leicht an sich selber wahrnehmen. Fassen wir die zwei bis jetzt gewonnenen Momente, welche die Sprache bilden, näher ins Auge, nämlich das D e n k e n und den L a u t.

Der Laut ist ein Erzeugniß der Thätigkeit unserer Sprach-

organe und seine Natur und Art, seine Verbindungen und Veränderungen sind durch die Beschaffenheit dieser Organe (Lunge, Kehlkopf, Rachen, Mundhöhle und Nase) bedingt. Das Denken ist Hirnthätigkeit, Bewegung des Geistes; beide, Denken und Laut, sind ihrer Natur nach etwas Zeitliches und die Mannigfaltigkeit der Laute und ihrer Verbindungen, die Flüchtigkeit des Lautes, die schnelle und vielfache Veränderung, deren er fähig ist, macht ihn vorzüglich geeignet zum Vehikel des Denkens, das sich in keinem andern Medium so frei und schnell zu bewegen im Stande wäre. Wie plump ist die Gebärde, wie langsam die Schrift, wenn wir uns mit diesen Mitteln beim Gedankenausdrucke behelfen müssen! Der Sprachlaut hat also die Aufgabe oder besser gesagt die Function, das Denken zur Erscheinung, zur wirklichen Existenz zu bringen. Betrachten wir diese Seite der Sprache, den Inhalt derselben, die Function des Lautes, das Denken, genauer und zwar unter den für die Erkenntniß des Wesens der Sprache geeigneten Gesichtspunkten.

Im Denken werden Anschauungen, Begriffe (die wir als vorhanden voraussetzen) in einer gewissen Beziehung gefaßt. Wir können somit das Denken selbst, so einheitlich es in der Wirklichkeit auch ist, doch wiederum in zwei Elemente zerlegen; in Begriffe und Vorstellungen, welche das Material des Denkens bilden und in die Beziehung, in welcher die Begriffe und Vorstellungen im Denken gefaßt werden, letzteres betrachten wir als die formale Seite des Denkens. Beides ist im Denken selbst natürlich so untrennbar und stets zugleich vorhanden, wie Form und Inhalt überhaupt.

Die Sprache wird also die Aufgabe haben, ein lautliches Bild von Vorstellungen und Begriffen und den Beziehungen, in welchen sie gefaßt werden, zu geben, sie verkörpert ja den Vorgang des Denkens im Laute. Dieß lautliche Abbild des Denkens kann aber mehr oder minder vollkommen sein, es kann sich mit den dürftigsten Andeutungen behelfen, es kann aber auch die Sprache mit photographischer Treue den Denkproceß in seinen feinsten Wendungen und Bewegungen in dem ihr zu Gebote stehenden feinen und leichtbeweglichen Medium des Lautes reflectiren. Eines Elementes aber kann die Sprache nie entrathen, nämlich des lautlichen Ausdruckes der Begriffe und Anschauungen selbst; die lautlichen Ausdrücke für diese bilden die stets und ausnahmslos vorhandene Seite

der Sprache. Wechseln, ja selbst ganz fehlen kann nur der lautliche Ausdruck der Beziehung; diese Seite ist die wechselnde, die unendlicher Abstufung fähige Seite der Sprache. Die Beziehung selbst fehlt natürlich nie, nur der lautliche Ausdruck derselben kann mangelhaft sein oder gänzlich abgehen.

Die Vorstellungen und Begriffe nennt man, sofern man sie als lautlich ausgedrückt denkt, Bedeutung. Die Function des Lautes besteht also in Bedeutung und Beziehung.

Die Laute und Lautcomplexe, deren Function es ist, die Bedeutung auszudrücken, nennen wir Wurzeln; die Wurzel ist wohl in allen bekannten Sprachen auf wissenschaftlichem Wege ausscheidbar und rein darstellbar, obwohl sie in den meisten Sprachen von Beziehungslauten umgeben, ja durchsetzt ist. In dem gotischen Worte sununs (Acc. Plur. zum Nom. Sg. sunus, Sohn) z. B. ist su die Wurzel, Bedeutungslaut; sie bedeutet „gebären, hervorbringen", alles übrige ist Beziehungslaut; so nu, welches die Beziehung des in der Vergangenheit geschehenen ausdrückt, n ist Ausdruck der accusativischen Beziehung, s ist Pluralzeichen (demnach ist su-nu-n-s zu scheiden); in sunus ist s Zeichen des Nominativs des Singulars eines Mascul. oder Femin. Im griechischen Worte léloipa (ich habe verlassen), an dessen Ende wohl m weggefallen ist, ist le Rest der ursprünglichen Verdoppelung der Wurzel lip zum Zwecke der Steigerung, die hier das Perfectum zu bezeichnen hat; das o von l-o-ip ist eine zu gleichem Zwecke stattfindende Vermehrung des Wurzelvocales i (i ist in griechischen Wurzeln zum Zwecke des Beziehungsausdruckes in ei, ai und oi veränderbar) und a ist Rest der ursprünglichen Endung ma, welche die erste Pers. Singularis bezeichnete; im ebenfalls griechischen Worte eimi (εἶμι, ich gehe; der Gebrauch des Präsens als Futur. ist unursprünglich) ist e Zusatz zur Wurzel i, um ihr die dauernde Beziehung des Präsens zu ertheilen, mi aber drückt die Beziehung der ersten Pers. Sing. aus (ursprünglich ma „ich") u. s. f.; in diesen Beispielen sind also su, lip, i Wurzeln, Bedeutungslaute, alle übrigen sind Beziehungslaute. Auf welchem Wege die Sprachwissenschaft dazu gelange, diese Scheidung zu vollziehen, geht uns hier nichts an.

Bedeutung und Beziehung zusammen lautlich ausgedrückt geben das Wort; aus Worten besteht aber die Sprache, demnach beruht

das Wesen des Wortes und somit das Wesen der Sprache im lautlichen Ausdrucke von Bedeutung und Beziehung; das Wesen einer jeden einzelnen Sprache wird bestimmt durch die Art und Weise, wie in ihr Bedeutung und Beziehung lautlich ausgedrückt wird. Wortbildung nehmen wir hier natürlich im weitesten, eigentlichen Sinne und verstehen darunter die Bildung der Elemente des Satzes, die Bildung der in der Sprache wirklich gebrauchten und lebendigen, Bedeutung und Beziehung ausdrückenden, einheitlichen Lautcomplexe (also nicht etwa Bildung der Wortstämme, was man gewöhnlich unter Wortbildung zu verstehen pflegt). Die Beziehung selbst fehlt nie einem Worte, aber sie braucht nicht lautlich ausgedrückt zu sein; der nackte Bedeutungslaut kann in manchen Sprachen bald in der, bald in jener Beziehung gefaßt werden.

Verschiedenheit kann jedoch in der Wortbildung nicht nur auf die eben angedeutete Weise stattfinden, sondern vor allem auch im Laute selbst, indem die eine Sprache diese, die andere jene Laute und Lautverbindungen in gleicher Function anwendet. Eine allgemeine Nothwendigkeit, ein Bedingtseyn des Lautes durch die Bedeutung oder Beziehung findet nachweislich nicht statt, selbst in derselben Sprache findet sich für eine und dieselbe Bedeutung oft ganz verschiedener lautlicher Ausdruck; so bezeichnet im indogermanischen sowohl ga als i „gehen“, sowohl div als ruk „leuchten“ u. s. f. Nehmen wir auch Bedeutungsmodificationen für jede dieser Wurzeln an, so können sie doch unmöglich so bedeutend gedacht werden, daß die gänzliche Verschiedenheit der Laute dadurch erklärt würde. Umgekehrt bedeuten dieselben Laute auch ganz verschiedenes, ebenfalls sogar auch in einer und derselben Sprache; so hat i im indogermanischen auch demonstrative Bedeutung u. s. f. Wie gesagt unterscheiden sich die Sprachen auch darin, daß die Beziehung bald lautlich ausgedrückt wird, bald nicht, daß der lautliche Ausdruck derselben bald vor, bald nach dem lautlichen Ausdrucke der Bedeutung steht oder gar in diesen hineintritt oder mit ihm verschmilzt; auch kann die Beziehung auf mehrere dieser Arten zugleich ausgedrückt werden. Endlich können sich auch in der Function Verschiedenheiten tief innerer Art in den Sprachen entwickeln, indem die eine Sprache mehr Functionen (Bedeutungen, Beziehungen) hat als die andere u. s. f.

Außer dem Klange, außer dem zum Ausdrucke von Bedeutung und Beziehung (der Function) verwandten Lautmateriale und außer der Function haben wir also noch ein drittes Element im Wesen der Sprache zu erkennen; jene Mannigfaltigkeiten nämlich, die wir eben andeuteten, beruhen zum Theil nicht auf dem Laute, nicht auf der Function, sondern auf dem Fehlen oder Vorhandensein der Beziehungsausdrücke und auf der Stellung, welche Bedeutungs- und Beziehungsausdruck zu einander einnehmen. Diese Seite der Sprache nennen wir ihre Form. Wir haben also in der Sprache, zunächst im Worte, dreierlei zu scheiden, oder vielmehr das Wesen des Wortes und somit das der gesammten Sprache wird durch drei Momente bestimmt, durch Laut, Form und Function.

Den Unterschied dieser drei Seiten, welche jedes ein lebendiges Glied der Sprache bildende Wort der wissenschaftlichen Betrachtung bietet, mögen einige Beispiele anschaulich machen. Daß ich diese Beispiele nicht aus den uns zunächst liegenden Sprachen, etwa aus unserem jetzigen Deutsch, oder aus dem Französischen oder Englischen nehme, hat darin seinen Grund, daß diese Sprachen nicht mehr auf jener Stufe des Sprachlebens stehen, in welcher das Wort noch wesentlich vollkommen, im Besitze aller seiner Theile ist und in seiner ganzen Lautfülle steht; es sind unsere jetzigen europäischen Kultursprachen in ihren Lauten und Formen gealterten Pflanzen vergleichbar, die abgeblüht haben. Wir werden über das Leben der Sprache im nächsten Abschnitte handeln. Das Altgriechische aber entspricht dagegen unserem Bedürfnisse noch in vollständig genügender Weise; nehmen wir also z. B. die beiden altgriechischen Worte eimi (εἶμι) und ops (Stimme, ὄψ = vops), von denen wir mit Bestimmtheit wissen, daß sie in ihrer Urform aimi und vâks lauteten und vergleichen wir sie unter den genannten drei Gesichtspunkten, unter die jedes Wort der Sprache gestellt werden kann. Was ihre lautliche Beschaffenheit betrifft, so ist aimi εἶμι von vâks ὄψ völlig verschieden, eben dasselbe gilt von der Function; die Function der Wurzel oder die Bedeutung des ersteren Wortes ist der Begriff des Gehens, die des zweiten der des Redens; in dem einen Worte erscheint die Wurzel in Verbalbeziehung, „gehen"; in dem andern in der Beziehung eines Nomens, „Stimme". Dieß betrifft ihre Wurzelbestandtheile, nämlich ai ει, gesteigert aus i, um das Präsens auszudrücken und

vâk *Foπ*, gesteigert aus vak *Fεπ*, zum Zwecke der Bildung des Nominalstammes.

Die antretenden Beziehungszusätze mi und s haben aber ebenfalls völlig verschiedene Function; mi ist Schwächung von ma, welches „ich" bedeutet, bezeichnet also die erste Person im Singularis; s ist Rest des Pronomens sa, welches ein Demonstrativum für das Belebte (Masc. und Fem.) ist, es bezeichnet den Nominativ Singularis der belebten Nomina. Die Function der beiden Worte und der Elemente, welche sie bilden, bietet also ebenfalls nicht die geringste Uebereinstimmung. Ihrer Form nach (morphologisch) sind aber die beiden Worte identisch. Beide bestehen aus einer regelmäßig veränderlichen Wurzel, die hier in der ersten Steigerungsform erscheint (i zu ai, vak zu vâk) und einem Zusatze am Ende (mi, s); die Form beider Worte ist demnach völlig dieselbe. Das also, worin sich diese beiden Worte gleichen, ist ihre Form. Das arabische Wort maktûbun bedeutet dasselbe, wie das lateinische Wort scriptus (geschrieben), beide Worte stimmen also in der Function überein, nicht aber im Laute und nicht in der Form; scriptus, für scrib-tu-s, hat außer der Wurzel scrib noch die beiden Zusätze tu, das Participium bildend, und den uns bereits bekannten Nominativzusatz s, beide stehen am Ende der Wurzel; in ma-ktûb-un steht aber eines der Bildungselemente, nämlich das zur Bildung dieses Particips gehörige ma, vor der Wurzel und somit sind sich diese beiden Worte maktûbun und scriptus ihrer Form nach diametral entgegengesetzt. Diese wenigen Beispiele reichen wohl hin, um den Unterschied von Laut, Form und Function deutlich und anschaulich zu machen.

Erstreckt sich die Betrachtung weiter als auf das einzelne Wort, betrachtet sie auch das Wort als Glied des Satzes und den Satz selbst, so tritt noch eine vierte Betrachtungsweise der Sprache ein, die syntactische.

Die Lehre vom Laute ist die Lautlehre, die von der Form die Morphologie, die wissenschaftliche Darstellung der Function — bisher auch noch nicht einmal versucht — ist die Functionslehre und die Lehre vom Satze heißt, wie bekannt, Syntax. Auf die wissenschaftliche Erfassung und Darstellung der Sprache werde ich jedoch weiter unten ausführlicher zurückkommen.

Die zahlreichen Sprachen, die auf unserem Weltkörper von

den Menschen gesprochen werden — bei weitem noch nicht alle sind bekannt, nur eine sehr geringe Anzahl aber wissenschaftlich durchforscht und in hinreichendem Maaße in ihrem Baue durchschaut — diese sprachlichen Organismen unterscheiden sich in jeder der genannten Beziehungen, in Laut, Form, Function und Satzbau mehr oder minder, oft weichen sie sehr stark von einander ab.

Vom Laute ist dieß bekannt genug; jeder Deutsche, der die seiner Sprache so nahe stehenden Sprachen z. B. unseres englischen Brudervolkes, oder der Franzosen, oder der Slawen erlernen will, empfindet ja, daß es da Laute gibt, die er nicht gewohnt ist hervorzubringen und in ähnlicher Lage ist der Ausländer uns gegenüber; aber auch in der Form, in der Function, im Satzbau weichen die Sprachen oft ungemein von einander ab. So gibt es Sprachen, die nur ganz unveränderliche Worte haben, in denen die bloße Wurzel also verschiedene Beziehungen ausdrücken muß (z. B. chinesisch), Sprachen ferner, welche alle oder doch viele Beziehungselemente vor die Wurzel setzen, während andere sie ausschließlich nach derselben anzufügen pflegen u. s. f. Während diese Unterschiede der Form im Ganzen leichter zu beobachten sind, bieten die tief ins innerste Wesen der Sprache eingreifenden Verschiedenheiten in der Function der Beobachtung große Schwierigkeiten dar. Die mit der Verschiedenheit im Wesen des Wortes Hand in Hand gehenden Abweichungen im Satzbau verschiedener Sprachen sind ebenfalls sehr bedeutend.

Man wird also nach jedem dieser Gesichtspunkte die hinreichend bekannten Sprachen betrachten und anordnen können. Der leichteren Erfassung der Verschiedenheiten und Uebereinstimmungen wegen, aber auch deswegen, weil in der Form das Wesen der Sprache sich ganz vorzüglich offenbart, ladet uns die Form der Sprachen dazu ein, uns dieses Gesichtspunktes als Princip einer freilich immer nur einseitigen wissenschaftlichen Anordnung der Sprachen zu bedienen.

Manche Sprachen haben sehr einfache, andere zusammengesetztere und höchst entwickelte Formen; manche dulden für alle Worte nur eine einzige Form, andere lassen eine größere oder geringere Mannigfaltigkeit von Wortformen zu. Es ward bereits erwähnt, daß manche Sprachen — ich nannte das Chinesische — aus ganz unveränderlichen Elementen bestehen, hier ist zwischen Wurzel und Wort kein Unterschied; im Chinesischen bezeichnet z. B. das Wort

(die Wurzel) ta 大 sowohl das Adjectiv „groß", natürlich in jedem Casus Numerus und Genus, als das Substantiv „Größe", oder es gilt auch als Verbum „groß sein" oder „vergrößern", ebenso kann es auch als Adverbium „sehr" zu fassen sein. Auf dieser Stufe ist also von Wortbildung im weitesten Sinne, von Declination, Conjugation u. s. f. keine Rede, die einfache unveränderliche Wurzel kann als jede Wortart, als jeder Casus und als jede Tempus- und Modusform erscheinen.

Bezeichnen wir eine beliebige unveränderliche Wurzel mit A, so werden wir also für die Form des Wortes im chinesischen und den hierin mit ihm übereinstimmenden Sprachen als Formel ebenfalls A gelten lassen; mehrere Worte neben einander werden wir also mit A B C .... allgemein darstellen.

Ganz und durchaus unabhängig von einander bleiben aber die Worte vielleicht in keiner der noch lebenden Sprachen, wenigstens in keiner der bisher bekannt gewordenen; auch im chinesischen kann ein Wort durch ein oder mehrere andere näher bestimmt werden. Solche Wurzeln, die andere näher bestimmen, bezeichnen wir morphologisch mit A' B' u. s. f. Wenn z. B. das Wort 以 ì „gebrauchen, Ursache" dazu verwandt wird, den Casus des Mittels, den Instrumentalis, zu umschreiben

以 ì gebrauchen [1]

力 lĭ Gewalt,

d. h. mit Gewalt, so werden wir eine solche Verbindung allgemein durch A' + A bezeichnen; 兒 yɫ, [2] Kind, macht Verkleinerungsworte z. B.

石 schĭ Stein

兒 yɫ Kind,

d. h. Steinchen; diese und die ähnlichen Fügungen geben wir durch die Formel A + A' u. s. f. Während im ersten Fall die Hilfswurzel voran stund, folgt sie hier der eigentlichen Bedeutungswurzel nach. Auch können zwei solche Hilfswurzeln die Bedeutungswurzel in die Mitte nehmen.

Während so das Chinesische alle Formen besitzt, die auf dieser

[1] Die Chinesen schreiben von oben nach unten.

[2] ɫ ist gutturales l, wie es die Polen haben.

Entwicklungsstufe der sprachlichen Form möglich sind (nämlich A, A′ + A, A + A′, A′ + A + B′), haben andere Sprachen dieser Classe nur eine oder die andere Anordnungsweise der Elemente zu ihrer Verfügung. So müssen z. B. im Kassia (einer Sprache des nördlichen Hinterindiens, südlich von Assam, westlich von Katschar) alle bestimmenden Wurzeln, alle die Beziehung umschreibenden Elemente vor die die Bedeutung enthaltende Wurzel treten, so daß also hier die Form A′ + A (oder bei mehreren Beziehungselementen, A′ + B′ + A, A′ + B′ + C′ + A u. s. f., was an der morphologischen Grundform nichts ändert) die einzige durch die ganze Sprache ausschließlich festgehaltene ist. Das Wort „dem geweißten", lateinisch „dealbato", lautet z. B. im Kassia ia u ba la pyn-lih, wörtlich etwa „zu er welcher haben machen weiß", lih vermittelt hier allein die Bedeutung: „weiß"; pyn bildet Causativa, also pyn-lih „weiß machen"; la ist possessiv, bildet aber auch, wie so oft die Possessiva, das Präteritum; ba ist relativ und bildet Participien; u ist der Artikel für das Masculinum im Singular; ia bedeutet „zu" und umschreibt den Dativ. Wollten wir diese offenbar nur ein Ganzes bildenden Elemente und alle gleichen Reihen in allgemeiner Formel darstellen, so wäre diese A′ + B′ + C′ + D′ + E′ + A, d. h. fünf zu Beziehungsausdrücken herabgesunkene Wurzeln vor einer Bedeutungswurzel.

Andere Sprachen sind an die entgegengesetzte Form (A + A′...) gebunden, wie z. B. das Namaqua (Hottentottisch). Ueberhaupt bildet die Stellung der die Beziehung vermittelnden Elemente, je nachdem sie vor oder nach dem Bedeutungsausdrucke stehen, einen Hauptgegensatz in den Sprachen. Daß übrigens der Beziehungsausdruck auch im Innern der Wurzel selbst eine Stelle finden kann, werden wir sogleich sehen; in der in Rede stehenden Classe von sprachlichen Formen, deren Wesen es ist, den Beziehungsausdruck mit dem der Bedeutung nicht enger zu verschmelzen, sondern entweder die Beziehung lautlich ganz zu verschweigen, oder sie durch Bedeutungslaute zu umschreiben, ist dieß Hineintreten des Beziehungsausdruckes in die Wurzel natürlich nicht möglich.

Sprachen dieser Art nennt man, dieser Vereinzelung und Unverschmelzbarkeit ihrer Elemente wegen, *isolirende Sprachen*. Da die Wurzeln der bekannten Sprachen fast ohne Ausnahme einsilbig sind, nannte man diese Sprachen wohl auch einsilbige Sprachen.

Die Beziehungsausdrücke können aber mit der durch sie näher bestimmten Wurzel auch fester verwachsen, wobei sie in der Regel von ihrer ursprünglichen Lautfülle mehr oder minder verlieren; so entstehen Worte, die aus mehreren Elementen bestehen, während bisher jedes Wort nur eine unterschiedslose Einheit bildete. Diese sich enger anschließenden, meist einfacheren Beziehungselemente bezeichnen wir mit a, b, c u. s. f. Man sieht leicht, daß hier folgende sieben Formen des Wortes nun möglich sind: 1) aA (oder genauer, da ja mehrere Beziehungselemente verwandt werden können, ab... A und so überall), 2) Aa, 3) A_{a}, das Beziehungselement in der Wurzel selbst; bei mehreren Beziehungslauten können diese nun theils die Wurzel umfassen: 4) aAb, theils zugleich in und vor oder zugleich in und hinter die Wurzel treten: 5) aA_{a}, 6) A_{a}a, oder endlich an allen drei Stellen zugleich auftreten, 7) aA_{a}b. Sprachen, deren Worte diesen Bildungscharakter tragen, nennen wir zusammenfügende Sprachen (sie werden auch anfügende, agglutinirende genannt).

Sprachen dieser Classe sind häufig; so gehören hieher die zahlreichen Sprachen, welche man unter dem Namen der ural-altaischen oder finnisch-tatarischen zusammenzufassen pflegt, also das Finnische mit dem Estnischen und Lappischen, Magyarischen u. s. f., das Türkische, Mongolische, Mandschurische u. s. f.; ferner die sogenannten dekhanischen oder drawidischen Sprachen, von denen das Tamulische wohl die am häufigsten genannte und bekannteste sein dürfte u. s. f.

Die genannten Sprachen haben (bis auf wenige Fälle, in denen die Wortform A noch gilt, wie z. B. magyar. vágy, sprich wâdj, „das Verlangen" oder auch „er begehrt", ír „er schreibt" oder „Salbe" u. a.) die Form Aa... ausschließlich, z. B. magyar.
1 2 3 3 2 1
ir-at-ok ich lasse schreiben (ír, ir Wurzel, „schreiben", -at bildet Causalia, -ok bezeichnet die erste Pers. Sing.), kés-ek-nek den Messern (kés, sprich kêsch, Messer, -ek Pluralzeichen, -nek Dativpostposition) oder türkisch sev-in-isch-e-me-mek „sich gegenseitig einer über den andern nicht freuen können" (sev Wurzel, „lieben, freuen" bedeutend, in reflexiv, „sich", also sev-in-mek „sich freuen", isch reciprok, gegenseitig, also sev-isch-mek „sich gegenseitig lieben", e drückt das Können, me die Negation aus,

also sev-e-me-mek „nicht im Stande sein zu lieben“, mek ist Infinitivendung, das einfache sev-mek bedeutet also „lieben“). Durch Combination dieser Beziehungselemente entsteht natürlich eine große Menge von Bildungen, von denen wir eben eine als Probe ausgehoben haben. Formen mit Beziehungszusätzen vor der Wurzel (also aA und verwandte Formen) sind besonders häufig in dem großen noch nicht vollständig abgegränzten Complex verwandter Sprachen in dem Theile Afrikas südlich vom Aequator (doch mit Ausschluß des äußersten Südens). Diese Sprachen haben die Eigenheit, das Genus — und sie scheiden die Nomina in viel zahlreichere Genera oder Classen als wir — durch pronominale Elemente vor dem Nomen zu bezeichnen etwa so, als sagte der Lateiner nicht bonus, bona, bonum, Plur. boni, bonae, bona, sondern usbon, abon, umbon, Plur. ibon, aebon, abon. So heißt z. B. im Hereró omu-ti „Baum“, der Plural lautet omi-ti „Bäume“, oku-sut-a bedeutet „bezahlen“, oku-ri-sut-a „bezahlen lassen“ u. s. f. Hier haben wir also die Formen aA und aAb.

Formen mit Beziehungszusätzen innerhalb der Wurzel (Ȧ und verwandte) sind nicht häufig, finden sich aber doch hier und da z. B. im Lazischen (einer zum iberischen Sprachstamme gehörigen, also mit dem georgischen verwandten Sprache südwestlich vom Kaukasus am schwarzen Meere); während man hier z. B. von der Wurzel dis „lachen“, die 1. Pers. Präs. bildet b-dis-are (also aAb) „ich lache“, setzen andere Wurzeln das die erste Person bezeichnende b in die Wurzel selbst z. B. von bris „abreißen“ do-(Präfix) -bri-b-s-are; bri-b-s-are hat also die Form Ȧa.

Manche Sprachen besitzen Wortformen, in welchen die beiden Weisen der Verbindung mehrerer Elemente zu einem Ganzen — das losere Nebeneinandersetzen der ersten Classe und die engere Anfügung der zweiten Classe — zugleich in Anwendung kommen; wir werden in dieser Anwendung zweier verschiedener Anfügungsweisen ein eigenthümliches Princip nicht verkennen können und diese Bildungen daher als eine besondere Abart der zweiten, der anfügenden Classe rechnen, die wir die combinirende nennen wollen. Da nun entweder die Hilfswurzel, deren auch mehrere zugleich zur Anwendung kommen können, oder die eigentliche Bedeutungswurzel oder beide zugleich die Formen der zweiten Classe haben können, so ergibt sich hier eine ganz ungemein große Anzahl

von Combinationen, z. B. $A' + aA$, $A' + Aa$ u. s. f. $aA + A'$ u. s. f. $A' + aA + B'$ u. s. f. $aA' + A$, $aA' + Aa$ u. s. f. $aA + A' + B'$ u. s. f. $A' + Aa + B'$ u. s. w. u. s. w. Die Möglichkeiten für die Wortform in dieser morphologischen Classe, welche sich mittelst der Combinationsrechnung leicht ermitteln ließen, dürften wohl in die Hunderte gehen.

Solche Formen finden sich z. B. in den schon erwähnten südafrikanischen Sprachen z. B. im Hereró, wo, wie in diesen Sprachen überhaupt, das Tempus beim Verbum nicht nur an diesem, sondern auch an dem stets mit ihm verbundenen, vor dem Verbum stehenden Pronomen bezeichnet werden kann; der Zug, die Beziehungsausdrücke vor die Wurzel zu stellen, ist in diesen Sprachen hier, wie bei der Bildung des Nomen, unverkennbar. So heißt im Hereró z. B. „wir bezahlen" tu sut-a; da das Pronomen unzertrennlicher Begleiter des Verbums ist, auch gerade dadurch, daß es, wie wir sogleich sehen werden, den Tempuscharakter trägt, sich als ein Ganzes mit dem Verbum selbst bildend erweist, so haben wir also für tu sut-a die Form $A' + Aa$ anzunehmen; „wir bezahlten" — der Aorist — lautet nun aber a-tu sutu, also $aA' + A$ (oder vielleicht $aA' + Aa$); „wir bezahlten", als imperfectes Präsens, lautet tu-a sutu; hier steht das a, das im Aorist vor dem Pronomen tu seine Stelle hatte, nach demselben, also haben wir hier $A'a + A$ (oder $A'a + Aa$, falls das u von sutu nicht bloße vocalische Erweiterung der Wurzel sut sein sollte). Formen dieser combinirenden Classe finden sich nicht gerade selten, so sind sie im Coptischen, im Baskischen und, nach unserer Ansicht, vor allem häufig im Tibetischen zu finden.

Bisher sahen wir also die Sprachen zwei wesentlich gegensätzlich sich verhaltende Wege einschlagen. Der Beziehungsausdruck konnte bei den Sprachen isolirender Form (Cl. I) ganz fehlen, der Laut gibt dann bloß die Bedeutung; die Beziehung, die stets an sich vorhanden ist, drückt hier die Sprache nicht aus, sie begnügt sich damit, das Material des Denkens, die Bedeutung, in Laut zu setzen und überläßt das Formelle, die Beziehung, dem Hörenden (oder Lesenden). Die Sprache gibt auf dieser Stufe der formlichen Entwickelung nicht ein vollständiges Bild des Denkprocesses, sondern nur eine Abbreviatur, eine Andeutung desselben.

Auf der andern Seite fanden wir die Beziehung neben der

Bedeutung sehr sinnfällig und in breiter Entfaltung lautlich wieder gegeben; hier war nichts verschwiegen, der Laut gab jeder Beziehung Ausdruck, aber die Beziehungsausdrücke gingen neben den Bedeutungsausdrücken mehr oder minder lose her, während im wirklichen Denken eins mit dem andern zugleich gesetzt ist. Auch hier haben wir also kein treues Bild des Denkens im Laute, auch hier ist also die Aufgabe der Sprache noch nicht vollständig gelöst. Wir können dieß auch so ausdrücken, daß hier, in der zusammenfügenden und combinirenden Klasse, die Einheit des Wortes im strengsten Sinne fehlt; das Wort ist eine Anhäufung von einzelnen Elementen, aber kein organisch gegliederter Organismus, seine einzelnen Theile sind Stücke eines Conglomerates, nicht Glieder eines Organismus, von denen keines fehlen kann, ohne das Ganze zu zerstören. In der ersten Klasse hatten wir strenge, untheilbare Worteinheit, also keine Gliederung des Wortes, in der zweiten haben wir eine oft sehr große Menge von einzelnen Theilen, die zusammen das Wort bilden, aber die Worteinheit ist hier wesentlich gefährdet. Eben deshalb, weil eine Schranke für die Ausdehnung des Wortes fehlt, kann es geschehen, daß in den Sprachen dieser Klasse wahrhaft riesige Wortgebilde entstehen, die namentlich beim Verbum so vieles in sich aufnehmen können, daß sie gewissermaßen den Satz zum Worte machen. Am stärksten zeigt sich diese Fähigkeit, das Wort auf Kosten des Satzes zu entwickeln, in den Sprachen, die am Verbum das nähere und fernere Object, ja auch die angeredete Person bezeichnen können. Dergleichen kommt in manchen Sprachen vereinzelt vor, Princip ist aber dieß Einverleiben der Satzglieder ins Verbum vor allem in den meisten der amerikanischen Indianersprachen und im Baskischen; diese Sprachen hat man denn auch dieser Eigenthümlichkeit wegen „einverleibende" genannt und in ihnen eine besondere Klasse sprachlicher Bildung gesehen, was morphologisch wenigstens nicht zu rechtfertigen ist. Ein griechisches phéromai z. B.
1 2 3 3 1 2
aus pheromami, Grundform bharâ-ma-mi d. h. „ich trage mich", hat ebenso die Form Aa (genauer A^aa, s. u.) oder, da zwei Suffixa vorhanden sind, Aab, wie phérō Grundform bharâ-mi „ich trage"; ob ein oder zwei Elemente antreten, ist morphologisch von untergeordneter Bedeutung. Wir sehen also, daß das Medium des Griechischen auch eine solche „einverleibende" Form ist, die freilich

lautlich und der Beziehung nach sich von ihrem Ursprunge im Laufe der Zeit durch Abschwächung einigermaßen entfernt hat. In den Sprachen, wo diese Ausdrucksweise in allgemeinerer Anwendung ist, pflegt das Verbum eigentlich mehr oder minder den ganzen Satz zu enthalten, das übrige ist Apposition, genauere Bestimmung zu dem im Verbum bereits enthaltenen.

Um im Magyarischen, das, wie andere finnische Sprachen, solche Verbalformen, wenn auch nur verhältnißmäßig beschränkt in Anwendung bringt, auszudrücken, „ihr schreibt das Buch", muß man sagen, ihr[3] schreibt[1] es[2] das Buch, ir[1]-já[2]-tok[3] a könyvet; in diesem Falle ist also das Object zweimal gegeben, einmal im Verbum allgemein angedeutet (ir-já-tok, ihr schreibt es) und sodann als Apposition hierzu nochmals im Satze ausgedrückt. Im Cree (Nordamerika) muß man, um zu sagen „ich sehe seinen Sohn", sich in folgender, etwas umständlicher Weise ausdrücken: „er Sohn-sein, ich sehe-ihn-den-seinen", oo goosis-a ne wâppa-m-im-owa; „sehe-ihn-den-seinen" ist ein Wort, das Verbum, oder eigentlich der ganze Satz; „Sohn-sein" d. h. „seinen Sohn" ist Apposition zu dem im Verbum enthaltenen Object „ihn, den seinen" und das vorausgehende Pronomen „er" ist wiederum Apposition zu dem an „Sohn" angehängten Besitzpronomen „sein". Von der Fülle der auf diese Weise entstehenden Verbalformen macht man sich nicht leicht eine Vorstellung; hier wuchert die Sprache in Formen und die Schwierigkeit ein solches Idiom zu erlernen ist eine ungemein große. Grammatiken solcher Sprachen zu verfassen ist begreiflicher Weise ebenfalls keine leichte Aufgabe, und so ist es denn gekommen, daß ein Verfasser einer Grammatik der baskischen Sprache sein Werk betitelte: „Die überwundene Unmöglichkeit, oder Grammatik der baskischen Sprache."

Solcherlei Erweiterung des Wortes auf Kosten des Satzes ist weit davon entfernt den Sprachen den Charakter harmonischer Entwicklung zu verleihen. Nur eine strenge, maßvolle Worteinheit vermag einen schönen Satzbau, die höchste Entfaltung sprachlicher Vollkommenheit, zu ermöglichen. Auch fordert der Begriff der Sprache als des lautlichen Abbildes, so zu sagen, als des lautlichen Leibes des Denkens, daß auch im Laute die innige Verschmelzung von Bedeutung und Beziehung, die im Denken stattfindet, zur Erscheinung komme.

Dieß ist nur dann möglich, wenn der Bedeutungslaut, die Wurzel selbst, zum Zwecke des Beziehungsausdruckes regelmäßig verändert werden kann. Diesen Vorgang nennen wir Flexion; Sprachen, in denen er stattfindet, flectirende Sprachen, welche uns also die dritte morphologische Klasse bilden. Wir bezeichnen diesen Proceß der regelmäßigen Veränderung der Wurzel zum Zwecke des Beziehungsausdruckes durch Exponenten; allgemeiner Ausdruck einer in der angegebenen Weise veränderlichen Wurzel ist also A^a (A^b A^c u. s. f. können als Ausdrücke für die verschiedenen Veränderungen, gleichsam Potenzen, einer und derselben Wurzel gebraucht werden). Hier sind nun wieder alle bereits erwähnten Combinationen möglich, denn was bei unveränderlichen Wurzeln (A) geschehen kann, das kann auch bei flectirenden Wurzeln (A^a) stattfinden. Wir haben demnach außer A^a auch die Formen aA^a, A^aa, $\dot{A}^a$, aA^ab $\dot{A}^aa$ u. s. f. zu erwarten.

Die große Bedeutung dieses neuen, zu den früheren nunmehr hinzu tretenden Momentes für das gesammte Wesen der Sprache und die völlige Verschiedenheit der Flexion von den bisher besprochenen sprachlichen Mitteln mag uns ein Beispiel vor Augen führen.

In vielen Sprachen kann man Stämme, zunächst Verbalstämme, bilden, die da ausdrücken die Thätigkeit oder den Zustand veranlassen, der durch die Wurzel bezeichnet wird. Solche Verba nennt man verba causativa, ursächliche Verba. Versuchen wir an dieser Art von Bildungen uns den Unterschied der drei Hauptarten sprachlicher Form anschaulich zu machen. Wie hilft sich z. B. das Chinesische, jener so charakteristische Vertreter der isolirenden Sprachclasse? Wir können dieß bereits erschließen: es läßt in der Regel die causative Beziehung, wie die andern Beziehungen, lautlich unausgedrückt — mag sie der Zusammenhang des Satzes an die Hand geben — oder es greift zur Umschreibung. So bedeutet seng sowohl „geboren werden“ als, causativ, „hervor bringen“; fû sowohl „zurück kehren“ als „zurück kehren machen, zurück geben“; tá sowohl „groß sein“ als „groß machen, vergrößern“ u. s. f. Da die causative Beziehung eine Art von Steigerung des Verbalbegriffes ist, die einfachste, auf der Stufe der Isolirung allein mögliche Form der Steigerung aber die Wiederholung des Wortes

ist,[1] so können auch Sprachen der isolirenden Classe diesen Ausweg treffen, um das Causativum zu bilden. So verfährt die Namaquasprache. Hier bedeutet /an (/ bezeichnet den Zahnschnalzlaut) „wissen", /an-/an aber heißt „wissen machen, kund thun".

In der zweiten morphologischen Sprachklasse, in der zusammenfügenden, finden wir natürlich ein ganz anderes Verfahren. Dem Principe der Anfügung gemäß muß hier ein Element zur Wurzel hinzugesetzt werden, das ursprünglich etwa „machen, lassen" bedeutet; z. B. magyarisch ír „er schreibt", aber ir-at „er läßt schreiben"; keres (sprich kärräsch) „er sucht", aber keres-tet „er läßt, er macht suchen". Hauptsächliches Element dieser behufs der Causativbildung im Magyarischen antretenden Silbe ist t, in welchem wir wohl mit Recht den Grundconsonanten der Wurzel te (z. B. im Infinitiv te-nni) „thun, machen" zu erkennen glauben. In entsprechender Weise findet die Causativbildung in andern Sprachen dieser Classe statt; im Mandschurischen wird bu zu dem bezeichneten Zwecke angehängt (bu ist eine Wurzel mit der Bedeutung „geben, schenken"), z. B. gene „gehen", „gene-bu" „gehen machen", d. i. „schicken, entsenden". Im Südafrikanischen, z. B. im Zulu, vermittelt ein angehängtes is die causative Beziehung: Wurzel bon „sehen" (Infinitiv uku-bon-a), der Stamm bon-is bedeutet aber „sehen machen" (Infinitiv uku-bon-is-a).

Ganz anders verfahren die Sprachen der dritten Classe, der flectirenden. Das Indogermanische steigert den Wurzelvocal, um die gesteigerte Beziehung, die causative, anzudeuten, zugleich tritt eine, für die causative Beziehung jedoch nicht absolut wesentliche Endung an, z. B. sanskrit vid-más „wir wissen" von der Wurzel vid, aber vêd-ájâ-mas für vaidajâmas „wir thun kund, wir machen wissen", vid ist hier also zu vêd, d. i. vaid, gesteigert. So bilden wir im Deutschen z. B. von gothisch sitan jetzt sitzen das Causativum gothisch sat-jan jetzt setzen, sit wird zu sat gesteigert, ebenso verhält sich trinken zu tränken u. a.

Diese Möglichkeit, die Beziehung an der Wurzel selbst **symbolisch** zu bezeichnen, also nicht durch beigefügte, ursprünglich

[1] Manche Sprachen kennen nicht nur die einmalige Wiederholung, die Reduplication, sondern auch eine dreifache, Triplication, eine vierfache, Quadruplication; ja sogar eine fünffache Wiederholung, Quintuplication, findet sich, wenn auch freilich nur vereinzelt.

selbständige Elemente, macht die Eigenthümlichkeit der Flexion aus. Erst jetzt, mit der symbolischen Bezeichnung der Beziehung, ist die Aufgabe der Sprachbildung, das Hervorbringen eines treuen lautlichen Abbildes des Denkens, als vollständig gelöst zu betrachten. Die früheren Mittel der Wortbildung sind übrigens in den flectirenden Sprachen beibehalten, die Isolirung hinterließ einen Rest in den den Worten zu Grunde liegenden Wurzeln, von der Anfügung wird noch der ausgedehnteste Gebrauch gemacht; es ist eben nur ein drittes, die Fähigkeit regelmäßiger Veränderung der Wurzel, hinzu gekommen. Zugleich und Hand in Hand mit dieser Wurzelveränderung tritt in dieser Classe eine strengere Einheit des Wortes, eine innigere Verschmelzung und gegenseitige Wechselwirkung seiner Theile ein, als dieß in der zweiten Classe der Fall war. Während in der ersten Classe, der isolirenden, die Beziehung noch gar nicht ins lautliche Daseyn tritt, fanden wir in der zweiten Classe Bedeutung und Beziehung lautlich vollkommen gesondert und so die strenge Einheit des Wortes gestört; in der dritten Classe ist diese Differenz wieder zur Einheit zusammengegangen, aber nicht zu jener unterschiedslosen Einheit der ersten Classe, sondern zu einer höheren Einheit, welche den Unterschied als überwundenes Moment, als aufgehoben in sich trägt, zur gegliederten Einheit. Dieser Classe gehören nur zwei Sprachen oder vielmehr, wenn wir bei der historischen Zeit, bei der wirklich vorliegenden (nicht erschlossenen) Periode des Sprachlebens bleiben, zwei Sprachstämme an, der semitische und der indogermanische, also die Sprachen der Culturträger in der bisherigen Geschichte der Menschheit.

Diese beiden Sprachstämme verhalten sich, obwohl sie zu einer und derselben morphologischen Classe gehören, so entschieden gegensätzlich zu einander, daß an eine Verwandtschaft beider nicht im Entferntesten zu denken ist. Gerade in der morphologischen Form gehen semitisch und indogermanisch weit auseinander, wozu die mannigfaltigen Modifikationen der flectirenden Classe (s. o. S. 19) die Möglichkeit gewähren. Doch sparen wir uns die morphologische Betrachtung der beiden Sprachstämme auf, bis wir einige andre mehr oder minder mit dem Morphologischen in Beziehung stehende Gegensätze beider uns vor Augen geführt haben.

Das Semitische hatte schon in seiner ältesten erschließbaren Form, d. h. kurz vor seiner Spaltung in die vorliegenden

semitischen Sprachen — hebräisch, syrisch und chaldäisch, arabisch, die alterthümlichste, am treusten und besten erhaltene aller, äthiopisch u. s. f. — keine vollen, lautlich existirenden, in aussprechbarer Form aus den Worten herausschälbaren Wurzeln, wie das indogermanische, sondern die Bedeutung hieng nur an den Consonanten; jede Vocalisirung derselben fügt nothwendig zur Bedeutung eine Beziehung hinzu.

Die Wurzel z. B. folgender semitischer Worte: hebräisch קָטַל qâtal, arabisch قَتَلَ qatala, „er hat getödtet", قُتِلَ qutila „er ward getödtet", הִקְטִיל hiqtîl „er ließ tödten", arabisch مَقْتُولٌ maqtûlun „getödtet" u. s. f. besteht aus den drei Consonanten qtl; nichts andres in den angeführten Worten hat die Function die Bedeutung auszudrücken, jede mögliche Vocalisirung dieser drei Consonanten fügt zur Bedeutung eine Beziehung. Ganz anders im indogermanischen. Hier ist z. B. die Wurzel, welche den deutschen Worten lieb, älter liubs, Grundform *liub-as (*bezeichnet erschlossene Formen), glauben, älter ga-laub-jan (ga- ist untrennbare Proposition; laubjan ist so viel als „sich lieb sein lassen, für werth halten"), lob Grundform* lub-am zu Grunde liegt, nach den Gesetzen der deutschen Sprache sicher zu ermitteln; sie lautet lub und hat die Funktion, die Bedeutung „begehren, gerne haben", dann auch die „lieb, werth sein" auszudrücken; den griechischen Worten leípō „ich verlasse", léloipa „ich habe verlassen", élipon „ich verließ", loipós „übrig gelassen, übrig", liegt eben so sicher erkennbar die Silbe lip als Wurzel zu Grunde mit der Bedeutung „zurücklassen, verlassen". Hier haben wir also die Bedeutung an lautlich existirende Silben, nicht an bloße Consonanten gebunden.

Mit dieser Eigenthümlichkeit des Semitischen ist zugleich eine andre nicht minder vom Indogermanischen abweichende verbunden. Die semitische Wurzel kann alle Vokale annehmen, je nach Bedürfniß der Wortbildung, sie ist an keine bestimmten Vokale gebunden und die Anzahl der Veränderungen, deren sie fähig ist, ist eine sehr große; wir hatten oben schon qâtal, qutila, ma-qtûl-un, hi-qtîl von einer und derselben Wurzel, denen noch viele andere beigefügt werden können, z. B. יִקְטֹל ji-qtol „er wird tödten", קֹטֵל qotel „tödtend", קֶטֶל qetel „Mord" u. s. f. Wollen

wir diese Wurzelformen durch unsere morphologischen Formeln wieder geben, so haben wir also A^a, A^b, A^c, A^d u. s. f. anzusetzen.

Nicht so im Indogermanischen.

Hier ist ein bestimmter Wurzelvocal gegeben, der ursprünglich höchstens nur einer dreifachen Abstufung fähig ist (Genaueres hierüber in einem spätern Abschnitte); jedem Vocale ist eine bestimmte und beschränkte Bahn vorgezeichnet, die er nach keiner Seite hin überschreiten kann. Die eben angeführten Wurzeln deutsch lub, griechisch lip können außerdem nur noch die Formen liub und laub, leip und loip annehmen, unmöglich wäre ein lib, lab, alb, leba oder lap, lüp, loup, lōp 2c. Die Mittel des Beziehungsausdruckes durch Veränderung der Wurzel selbst sind also im Indogermanischen ungleich beschränkter als im Semitischen; während wir dort die Wurzel mit einer großen Mannigfaltigkeit von Exponenten auftreten sehen, ist hier höchstens nur A^a, A^b, A^c möglich, ein A^d u. s. f. kann nicht vorkommen.

Dieser großen Freiheit der semitischen Wurzel in der Wahl der Vocale geht eine seltsame Beschränkung ihrer lautlichen Form zur Seite, welche sich schon eben dadurch, daß im Wesen der Sprache sich kein Grund für dieselbe auffinden läßt, als etwas im Laufe der Zeit durch Analogie entstandenes kund gibt, nämlich die Dreilautigkeit. Jede semitische Wurzel besteht aus drei Lauten und zwar war dieß schon in der semitischen Grundsprache so, denn alle semitischen Sprachen haben diese Eigenthümlichkeit an sich. Für ursprünglich hält man jedoch diese Wurzelform nicht, und das mit gutem Grunde. Wahrscheinlich gab es aber von Anfang an schon eine Mehrzahl von Wurzeln mit drei Consonanten, deren Analogie nun für alle übrigen maßgebend ward. Wie wir oben qtl als eine semitische Wurzel fanden, so sind andere dergleichen Wurzeln z. B. ktb „schreiben", qdš (š = sch) „heilig, rein sein", gdl „groß sein", dbr „reden" u. s. f. (alle Bedeutungen sind hier nach dem Hebräischen angegeben; die semitischen Wurzeln sind übrigens auch bezüglich ihrer Funktion wesentlich von den indogermanischen dadurch geschieden, daß sie in der Regel mehr Bedeutungen in sich vereinigen, als dieß im Indogermanischen der Fall ist). In allen diesen Wurzeln sehen wir die drei Laute, das Charakteristicum der semitischen Wurzelform.

Im Indogermanischen ist dagegen die Lautform der Wurzel sehr frei, nur muß sie stäts einsilbig sein; hier gibt es Wurzeln

wie i „gehen“, da „geben“, sta „stehen“, ad „essen“, vart „sich drehen, sein, werden“ u. s. f.

Während die Wortbildung im engeren Sinne im Semitischen stark ausgebildet ist, ist dagegen die Bildung grammatischer Formen nur in mangelhafter Weise vor sich gegangen; das älteste Indogermanisch kennt sieben Casusformen, nämlich: Nominativ, Accusativ, Locativ, Dativ, Ablativ, Genitiv, Instrumentalis und einen Vocativ, das Semitische vermag nur drei Casus zu unterscheiden; es hat ferner nur zwei Tempusformen, das Indogermanische aber ursprünglich mindestens fünf, nämlich: Präsens, Imperfect, Perfect, Aorist, Futurum; auch die Bildung der Modus ist im Indogermanischen viel vollkommener als im Semitischen. So ist denn das Semitische ungleich entwickelt und nicht harmonisch und einheitlich gebildet wie das Indogermanische, das demnach in seiner Form und demzufolge auch in seinem Satzbaue viel vollkommener ist als das Semitische.

Nur erwähnen will ich, daß auch noch andere Gegensätze in der Form beider Sprachen sich auffinden lassen; so verdoppelt das Semitische viel häufiger die Wurzel als das Indogermanische, aber die hinzutretende Wurzel steht nach der ursprünglich vorhandenen, im Indogermanischen steht sie vor derselben; das Indogermanische machte ursprünglichst von der Zusammensetzung von Worten nur eingeschränkten Gebrauch, in seinem späteren Leben aber einen höchst ausgedehnten, im Semitischen verhält es sich umgekehrt, die älteste Sprache muß die Fähigkeit der Wurzelzusammensetzung besessen haben, die spätere Sprache enthält sich der Zusammensetzung von Worten u. s. f.

Der einheitliche Charakter des Indogermanischen zeigt sich auch vor allem darin, daß sämmtliche indogermanische Worte nur eine und dieselbe morphologische Bildung haben. Sie bestehen nämlich durchaus aus einer zum Zwecke des Beziehungsausdruckes regelmäßig veränderlichen Wurzel mit Beziehungszusatz am Ende; die Formel $A^a a$ ($A^a a\, b \ldots$) gilt also für alle indogermanischen Worte. Daß im späteren Verlauf der Sprache sehr oft die Zusätze am Ende sich abschliffen, geht uns hier eben so wenig etwas an, als den Botaniker bei der Beschreibung einer Pflanze der Umstand, daß sie in späteren Lebensperioden die Blüte oder die Blätter verliert; hier haben wir stäts die Sprache in ihrer vollkommenen Entwicklung, nicht in

der Zeit des Verfalles ihrer Laute und Formen vor Augen. Also Worte wie griechisch eîmi, lateinisch dûco, Grundform dauk-âmi, gothisch liub-s, su-nu-n-s (s. o. S. 7), und welche man sonst wählen mag, haben sämmtlich die Form $A^a a$. Wenn mir Kenner des Griechischen das Augment als Einwurf in Erinnerung bringen, so entgegne ich, daß das Augment nach den Ergebnissen der Sprachforschung ursprünglich ein Wort für sich war, eine Partikel, etwa „damals“ bedeutend, die erst im Laufe der Zeit ans Verbum antrat; daß das Augment nicht ein wortbildendes Element ist, ergibt sich übrigens schon daraus, daß es (im älteren Indisch wie im älteren Griechisch) auch fehlen kann, in mehreren indogermanischen Sprachen sogar ganz fehlt; ein wortbildendes Element kann aber niemals ohne weiteres weggelassen werden, wohl aber eine solche nur zu genauerer Bestimmung des schon im Verbum liegenden beigesetzte Partikel, die sich etwa so zur Verbalform verhält, wie eine Präposition zur Casusform des Nomen. Die wirklichen Ausnahmen von der Wortform $A^a a$ sind im Indogermanischen höchst selten und entweder bei näherer Betrachtung wahrscheinlich unursprünglich (wie die Form ${}_{a}A^{a}a$, die in einigen Präsensbildungen erscheint, z. B. lat. tu-n-d-o und ähnliche, wo der präsensbildende Nasal doch wohl erst später in die Wurzel vom Ende her eingetreten ist, man hätte ein *tud-no erwartet), oder sie entstehen durch die Bildung des Vocativs (wie z. B. der Vocativ von vox, d. i. voc-s, ursprünglich nicht so, sondern *voc ohne Nominativ-s gelautet haben muß, voc hat also die Form A^a) einiger wenigen Nomina; der Vocativ steht aber, was seine grammatische Form betrifft, eigentlich außerhalb der Sprache, wie er außerhalb des Satzes steht.

Das Semitische dagegen läßt mehrere Wortformen zu, so vor allem sehr häufig A^a ohne alle Zusätze, z. B. hebräisch קָטַל qâtal, arabisch قَتَلَ qatala „er hat getödtet“ und die dem Indogermanischen geradezu entgegengesetzte Form aA^a; das Semitische setzt nämlich mit Vorliebe Beziehungselemente vor die Wurzel, z. B. hebräisch יִקְטֹל ji-qtol, arabisch يَقْتُلُ ja-qtulu „er wird tödten“ u. s. f. Außerdem kennt es auch die Form $A^a a$, z. B. קָטַלְתָּ, arabisch قَتَلْتَ qatal-ta „du, Mann, hast getödtet“,

מְלָכִים mĕlâk-îm „Könige“ ferner aA^{a}b, z. B. יִקְטְלוּ ji-ktĕl-û, arabisch يَقْتُلُونَ ja-qtul-ûna „sie werden tödten“; auch finden sich im Semitischen Wortformen mit Beziehungselementen innerhalb der Wurzel, wodurch die Anzahl seiner Formen noch um einige vermehrt wird, ein arabisches يَقْتَتِلُونَ ja-*q*-ta *til*-ûna hat z. B. Beziehungslaute vor, in und nach der Wurzel; vor derselben steht ja, in derselben ta, nach derselben ûna, es ist demnach wie alle ähnlich gebildeten Worte seiner Form nach darstellbar durch die Formel bA^{a}c.

Gegenüber so tief ins innerste Wesen der Sprache eingreifenden Gegensätzen, wie die so eben am Semitischen und Indogermanischen aufgezeigten, dürften wohl die Anklänge, die man im Laute semitischer und indogermanischer Wurzeln zu finden glaubte, nicht ausreichen, um die Annahme einer Verwandtschaft, d. h. einer gemeinsamen Abstammung beider Sprachkörper zu rechtfertigen.

Für die Ermittlung der Verwandtschaft der Sprachen unter sich, durch welche sie zu Sprachsippen zusammentreten — ein Begriff, den wir nunmehr näher zu entwickeln haben — ist nämlich vor allem der Lautstoff, aus dem die Sprachen gebaut sind, maßgebend, nicht zunächst ihre Form (über den Unterschied beider s. o. S. 9 flg.). Wenn zwei oder mehr Sprachen so stark übereinstimmende Laute zum Ausdruck der Bedeutung und Beziehung verwenden, daß der Gedanke an zufälliges Zusammentreffen durchaus unstatthaft erscheint, und wenn ferner die Uebereinstimmungen sich so durch die ganze Sprache hindurch ziehen und überhaupt der Art sind, daß sie sich unmöglich durch die Annahme einer Entlehnung von Worten erklären lassen, so müssen die in solcher Weise übereinstimmenden Sprachen von einer gemeinsamen Grundsprache abstammen, sie müssen verwandt seyn. Sicheres Zeichen der Verwandtschaft ist vor allem die in jeder Sprache in einer eigenthümlichen Weise vor sich gehende Veränderung des ihr mit andern gemeinsamen Lautstoffes, durch welche sie sich von der andern als besondere Sprache absetzt. Diese jeder Sprache, jeder Mundart eigene Erscheinungsform des ihr mit den verwandten gemeinsamen Lautstoffes nennen wir ihre charakteristischen Lautgesetze. Wir werden nämlich im nächsten Abschnitte, der über das Leben oder die

Geschichte der Sprache handeln wird, sehen, daß die Sprachen in fortwährender Veränderung begriffen sind, daß aber diese Veränderung nicht eine auf dem gesammten Gebiete der Sprache gleichmäßige ist. Durch solche ungleichmäßige Veränderung auf verschiedenen Punkten ihres Gebietes entstehen im Laufe der Zeit aus einer Grundsprache mehrere Sprachen, diese entwickeln sich später wiederum zu mehreren Sprachen oder Dialekten u. s. f. Alle Sprachen nun, welche so beschaffen sind, daß sie, wenn auch durch mehrere Generationen hindurch, schließlich doch auf eine Grundsprache hinweisen, bilden eine Sprachsippe oder wie man gewöhnlich sagt, einen Sprachstamm und sie sind verwandt. Innerhalb solcher Sprachsippen können wir oft Sprachfamilien scheiden, in diesen wieder einzelne Sprachen, welche abermals in Dialekte, Mundarten, Nebenmundarten u. s. f. zerfallen.

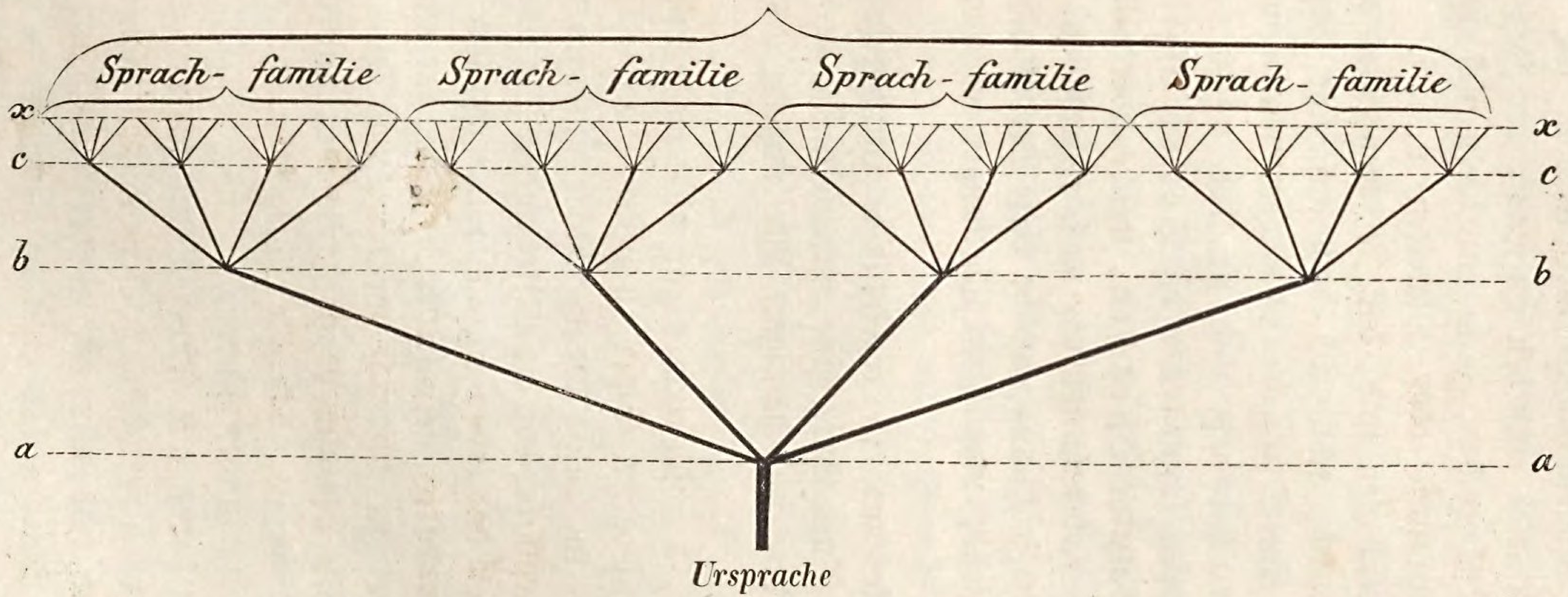
Umstehende schematische Zeichnung, welche diese Verhältnisse in idealer Regelmäßigkeit darstellt, mag diese Theilungen anschaulich machen.

In der Wirklichkeit kommen so regelmäßige Entwickelungen natürlich nicht vor; die einzelnen Sprachäste entwickeln sich verschieden, der eine hat zahlreichere und häufigere Theilungen, als der andere u. s. f.

Es versteht sich ferner, daß überhaupt gar nicht jeder Sprachstamm aus einer reich gegliederten Sippe zu bestehen braucht, es können ja Glieder derselben im Laufe der Geschichte untergegangen seyn, was meistens dadurch geschieht, daß die Völker andere Sprache annehmen. So existirt z. B. vom baskischen Sprachstamme jetzt nur noch ein allerdings in mehrere Mundarten gespaltener Rest, und gar manche andere Sprache kennen wir, zu der sich vor der Hand kein Verwandter auffinden läßt. Die Sprachsippe ist dann eben nur durch ein Individuum vertreten, sei es, daß die übrigen ausgestorben oder von uns noch nicht aufgefunden sind.

Wohl in keinem Falle haben alle früheren Entwickelungsstufen der eine Sprachsippe bildenden sprachlichen Organismen schriftliche Denkmale hinterlassen, wir sind also oft in der Lage, aus den uns zugänglichen jüngeren Formen das einst da gewesene — z. B. die Grundsprachen der Familien, die Ursprache der ganzen Sippe — erschließen zu müssen. Die Methode hierzu gibt die Sprachengeschichte, speciell die Geschichte der Laute an die Hand (s. u.);

Sprachsippe (Sprachstamm).



Die Linien aa, bb, cc u. s. f. sollen die Zeitabschnitte darstellen, in welchen die Sprachtheilungen Statt fanden, von denen wir hier annehmen, daß sie auch in den schon getrennten Theilen einer Sprachsippe stets zugleich vor sich giengen. Was unterhalb aa liegt, ist die Periode der Ursprache; diese Ursprache veränderte sich allmählich in den verschiedenen Theilen ihres Gebietes so, daß zur Zeit aa vier verschiedene Sprachkörper aus ihr erwachsen sind; der Zeitraum zwischen aa und bb ist also der der Grundsprachen der vier Familien dieses Sprachstammes (dieß allmähliche Entstehen konnten wir nicht füglich bildlich anschaulich machen), von denen eine jede im Zeitabschnitte bb abermals einer solchen Viertheilung unterliegt, wodurch also nunmehr Enkelsprachen der Grundsprache entstehen, während die vorige Spaltung die Tochtersprachen der Grundsprache zur Folge hatte. Der Zeitraum von bb zu cc ist also der der noch nicht weiter gespaltenen Sprachen jeder der vier Sprachfamilien. Der abermalige Spaltungsproceß aller dieser Enkelsprachen bei cc bringt die Mannigfaltigkeiten von Sprachen oder Mundarten hervor, welche in die Gegenwart xx herein ragen.

wir kennen nämlich die Gesetze, nach denen sich die Sprachen verändern, durch die Beobachtung der Sprachen, deren Veränderungen wir in geschichtlicher Zeit Jahrhunderte ja Jahrtausende hindurch verfolgen können; die hier gewonnenen Gesetze der Sprachenveränderung bringen wir nun in Anwendung und setzen so die Geschichte der Sprachen auch in die Urzeit zurück fort.

Wenn zwei oder mehrere Glieder eines Sprachstammes sich noch sehr ähnlich sind, so werden wir natürlich schließen, daß sie sich noch nicht so lange von einander getrennt haben, als Glieder, die sich bereits unähnlicher geworden sind. Auf diese Art haben wir sogar einen Maßstab für die Aufeinanderfolge der in der Vorzeit geschehenen Sprachtrennungen.

Die eine Sippe größeren oder kleineren Umfanges bildenden Sprachorganismen können unmöglich gleich lauten, sonst wären sie ja identisch, der Gleichklang der Worte ist es also nicht, der hier zu berücksichtigen ist, vielmehr muß dasselbe Wort in verschiedenen Sprachen einer Sippe verschieden lauten, weil eben jedes Glied der Sippe seine eigenen Lautgesetze hat. Diese Lautgesetze sind also die Art und Weise, wie ursprünglich identischer Lautstoff in den Sprachen einer Sippe zur Erscheinung kommt. So erscheint z. B. das lateinische Wort filius (Sohn) in den aus dem Latein hervorgegangenen Sprachen, den romanischen, je nach den Lautgesetzen einer jeden, in verschiedener Weise, es lautet italienisch figlio, walachisch fiu, spanisch hijo (sprich icho), portugiesisch filho, provençalisch filh, französisch fils; eine mit Sicherheit zu erschließende Form der indogermanischen Ursprache * vaghasi lautet im Sanskrit vahasi, im Zend vazahi; im Griechischen échei̱s für * echesi, im Lateinischen vehis, im Slawischen vezeši, im Litauischen veži, im Gotischen vigis. Der Grad der Veränderung im Laute, den dabei die Worte erfahren, ist natürlich völlig gleichgültig, und es kann leicht geschehen, daß durch die Lautgesetze den ursprünglich identischen Worten ein in den verschiedenen Sprachen total verschiedener Klang ertheilt wird. So sind z. B. (s. u.) slawisch und deutsch zwei nah verwandte Familien eines Sprachstammes, unter vielen Worten ist ihnen beiden auch das Wort gemeinsam, welches im Deutschen „an“ lautet, im Slawischen lautet dieß Wort aber vŭ, weil nach den Lautgesetzen des Slawischen die Lautgruppe an zu einem Nasenlaute ą (sprich franz. on) und weiter hin zu ŭ

(sprich ein verhallendes ganz kurzes u, etwa wie im engl. but) wird, dieses ŭ kann aber im Slawischen, einem andern Gesetze dieser Sprache zufolge, das Wort nicht beginnen, sondern es wird ihm in diesem Falle ein v (spr. w) vorgeschlagen; aus an muß also vŭ werden, wie unserem anderer (Grundform antaras, der Zweite) im Slawischen vŭtorŭ entspricht (t muß im Hochdeutschen zu d werden, das ursprünglich auslautende -as von antaras wird im Deutschen hier zu -er, im älteren Slawisch bleibt der flüchtige Vocal ŭ als Rest des a von as, alles in Folge allgemeiner Gesetze dieser Sprachen; das a in -tar- ist im Slawischen zu o getrübt, im späteren Deutsch zu einem kaum hörbaren e verflüchtigt worden). So entspricht sich, nach hier nicht weiter zu entwickelnden, aber sicher ermittelten Gesetzen, genau unser tochter und Altböhmisch dci (sprich zi) u. s. f. Können doch ganz nah verwandte Mundarten einer und derselben Sprache lautlich aufs stärkste abweichen. Während man z. B. in der thüringischen Mundart Jenas ôch für auch sagt, lautet dieses Wort in der nordfränkischen meiner nur zehn Meilen von hier entfernten Vaterstadt Sonneberg â (langes, helles nach e hin klingendes a) u. s. w.

Gerade der Umstand, daß solche ursprünglich identische Sprachelemente in den verschiedenen Gliedern einer Sippe, den Lautgesetzen jeder der verwandten Sprachen zufolge, verschieden lauten, bildet den sichersten Beweis, daß hier keine Entlehnung einer Sprache von der andern stattgefunden hat, sondern wirkliche Verwandtschaft vorliegt.

Für die Erkenntniß der Verwandtschaft der Sprachen, für das Ausscheiden und Zusammensuchen der Sippen ist also der Laut, das Material der Sprachen, das Maßgebende; nur natürlich nicht der Gleichklang desselben. Uebrigens versteht es sich, daß jede Sprache auch ihre eigenthümlichen Bildungen und Worte hat, die sie theils nach der Trennung von ihren Verwandten bildete, theils allein erhielt, während sie die andern verloren haben.

Beimischung fremder, von andern Sprachen entlehnter Worte ist für die Bestimmung der Sprachverwandtschaft natürlich nicht maßgebend. Das Englische hat z. B. eine Menge von romanischen (französischen) Worten in sich aufgenommen, aber deßhalb ist es dennoch deutsch geblieben; die türkische Schriftsprache wimmelt von arabischen und persischen Elementen, aber dennoch ist sie weder

mit dem Arabischen, noch mit dem Persischen verwandt, sondern türkisch-tatarisch; dadurch daß wir deutsche Sätze bilden können, wie „die palatalen Consonanten haben das Präjudiz einer secundären Genesis" wird unsere Sprache kein Haar breit dem Lateinischen oder Griechischen näher gerückt u. s. w.

Obschon es denkbar wäre, daß Sprachen einer und derselben Sippe nicht einer und derselben morphologischen Form angehörten — könnte es nicht ein Volk geben, welches z. B. den Satz unserer Sprache „Sterne leuchteten" noch nach Classe I. durch die bloßen Bedeutungslaute oder Wurzeln star luk (noch älter ruk) ausdrückte? — so ist doch noch kein Beispiel der Art bekannt geworden. Alle bisher als zu einer Sippe gehörig erkannten Sprachen stimmen auch in ihrer morphologischen Form überein. Die Trennung der Ursprache begann also erst, nachdem die Entwickelung der sprachlichen Form bereits vollendet war.

Dieß erleichtert natürlich die Erkenntniß der Sippen ungemein, da die Beziehungslaute, die grammatischen Bildungslaute sich durch ganze Wortclassen der Sprache hindurch ziehen und deßhalb der Entlehnung nicht ausgesetzt sind. Hat daher eine Sprache Beziehungslaute, die mit denen einer andern übereinstimmen, so werden beide verwandt sein, sollten auch noch so viele Bedeutungslaute in beiden durch Entlehnung und durch einseitige Verluste abweichend befunden werden. Daß übrigens mit der Uebereinstimmung der Beziehungslaute stäts auch die der Bedeutungslaute verbunden sein muß, folgt daraus, daß die Beziehungslaute eben nichts anderes sind, als ursprüngliche Bedeutungslaute, die ihre Bedeutung und Form abgeschwächt haben und in den Dienst anderer Bedeutungslaute getreten sind (vgl. S. 12 f.).

Es ergiebt sich indeß aus dem Gesagten, daß es immerhin eine schwierige Aufgabe ist sprachliche Sippen als solche zu erkennen, zumal in jenen Sprachen, die keine Beziehungslaute haben (Cl. I.). So wie sich hier das Wort einigermaßen verändert, wird es unkenntlich; Entlehnung ist hier schwerer zu ermitteln, zufällige Uebereinstimmung bei der geringeren Anzahl der lautlichen Möglichkeiten leichter eintretend. So ist es noch nicht ganz sicher gestellt, ob das Chinesische mit den ihm zunächst benachbarten, ebenfalls isolirenden Sprachen auch leiblich verwandt ist, ob also Chinesisch, Siamesisch, Barmanisch u. s. f. nur in eine und dieselbe morphologische

Classe gehören, oder ob sie auch von einer Ursprache abstammen, d. h. einen Sprachstamm bilden. Einseitige Verluste, Neubildungen, Entlehnungen machen die Erkenntnis oft schwer genug, zufällige vereinzelte Uebereinstimmungen können leicht irre führen. Vor allem aber ist fest zu halten, was sich aus dem Bisherigen klar ergiebt, daß die morphologische Uebereinstimmung allein nicht den geringsten Beweis für die Sprachverwandtschaft abgiebt.

Sicher als solche erkannt sind im Verhältnis zu der Menge der Sprachen nur wenige Sprachstämme; es genüge hier einige derselben zu erwähnen; den Indogermanischen, den wir noch genauer kennen lernen werden; den Semitischen, von dem bereits die Rede war; den Finnischen, zu welchem finnisch, esthnisch, lappisch, magyarisch ꝛc. gehört (Classe II, Form Aa); den türkisch-tatarischen, welchen das so stark mit arabischen und persischen Elementen versetzte Osmanli nebst den reineren tatarischen Dialecten, dem uigurischen, jakutischen u. a. bildet (derselben Classe und Form); den drawidischen oder dekhanischen im Süden der vorderindischen Halbinsel, zu welchem Tamulisch, Telugu, Malabarisch ꝛc. gehören (ebenfalls Aa); den Malayischen, welchem Wilhelm v. Humboldts großartiges Werk[1] gewidmet ist; den ägyptischen, welcher aus alter und uralter Zeit durch Denkmale in einer noch nicht mit voller Sicherheit gelesenen Schrift bezeugt ist, aus späterer Zeit aber im coptischen vorliegt; den großen südafrikanischen, den wir S. 15 bereits erwähnten u. s. f.

Sprachliche Sippen sind also stets etwas im Laufe der Zeit erst Entstandenes, sie verdanken ihren Ursprung einem sich im Leben der Sprachen kund gebenden Entwickelungsgesetze. Dieß führt uns zu einer neuen Seite, welche die Sprachen der Beobachtung darbieten, nämlich zu der Betrachtung ihres Lebens, ihres Werdens, Blühens, Schwindens, kurz ihrer Entwickelungsgeschichte.

[1] Ueber die Kawisprache auf der Insel Java, mit einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. 3 Bde. Berlin 1836—39; auch in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften.

II. Vom Leben der Sprache.

Es ist eine an allen Sprachen, die wir durch längere Zeiträume hindurch verfolgen können, gemachte Beobachtung, daß sie in einer stätigen, fortwährenden Veränderung begriffen sind. Die Sprachen, diese aus lautlichem Stoffe gebildeten höchsten aller Naturorganismen, zeigen ihre Eigenschaft als Naturorganismen nicht nur darin, daß sie, wie diese, sämmtlich in Gattungen, Arten, Unterarten u. s. f. sich ordnen, sondern auch durch ihr nach bestimmten Gesetzen verlaufendes Wachsthum.

Welcher Art ist nun das Wachsthum der sprachlichen Organismen, wie verläuft das Leben einer Sprache?

Erinnern wir uns ihrer morphologischen Beschaffenheit, ihrer Zusammensetzung aus Bedeutungs- und Beziehungselementen, ihrer einfacheren und zusammengesetzteren Formen, so bietet sich uns sofort die Vermuthung dar, daß die Entwickelung der Sprachen in einem Nacheinander der Momente bestehen werde, die wir im morphologischen Systeme neben einander gestellt sahen; wir erwarten das, was uns im Systeme als Classe entgegen trat, als Entwickelungsperiode wieder zu finden. Wir werden vermuthen, daß die höher organisirten Sprachen ursprünglich aus einfachen Wurzeln bestunden, daß durch Verschmelzung mehrerer solcher Wurzeln dann die zusammengesetztere Sprachform entstanden sei, bis endlich durch Veränderungsfähigkeit der Wurzel selbst von manchen Sprachen die höchste Stufe sprachlicher Entwickelung erreicht ward. Mittelst unserer morphologischen Formeln können wir ganz kurz sagen, daß die Sprachen der Form A auf der ältesten Stufe sprachlicher Formentwickelung verharrten, daß die der Form aA, Aa u. s. f. (Classe II.) aus älteren einfachen Formen A, zunächst jedoch aus den Formen A′ + A, A + A′ (S. 12 f.) u. s. f. hervorgegangen sein müssen, während Sprachen der dritten Classe, mit der Wurzelform A^a, wohl beide Stufen durchlaufen haben. Diese Vermuthung ist so einfach und durch die Analogie der Entwickelung anderer Naturorganismen so nahe gelegt, sie drängt sich bei Betrachtung und Zerlegung der höheren Sprachorganismen ungesucht so stark auf, daß sie die Voraussetzung objectiver Richtigkeit ohne weiteres für sich hat.

Und doch scheint sie auf den ersten Blick, den wir auf die Entwickelungsgeschichte der Sprachen werfen, die wir längere Zeiträume hindurch verfolgen können, vollständig falsch zu sein. Nirgend nämlich sehen wir eine Entwickelung, eine Weiterbildung der sprachlichen Form, im Gegentheile beut sich uns durchaus nur das Schauspiel sprachlichen Verfalles dar — wir reden hier natürlich nur vom Lautkörper der Sprachen, nicht von ihrer Function und nicht vom Satzbaue. Das jetzige Chinesisch ist noch gerade so isolirend, wie in den ältesten Zeiten, es hat weder Stammbildungen noch Declinations- und Conjugationsformen aus seinen starren Wurzeln hervorsprossen lassen, aber das jetzige Deutsch z. B. ist viel ärmer an grammatischen Formen, viel abgeschliffener, verwitterter in seinen Lauten, als z. B. das Gotische, das sich beispielsweise noch eines Mediopassivs (wie das des Griechischen gebildet) rühmen konnte, und unsere Worte nehmen sich gotischen gegenüber aus, wie etwa eine Statue, die durch langes Rollen in einem Flußbette um ihre Glieder gekommen und von der nicht viel mehr als eine abgeschliffene Steinwalze mit schwachen Andeutungen des einst vorhandenen geblieben ist; ein gotisches habaidêdeima lautet jetzt hätten, englisch gar nur had, ein blindaizôs lautet blinder (Gen. Sing. Fem.) u. s. f. Gerade so sieht es auf anderen Sprachgebieten aus, ein lateinisches hominês ist im Französischen in der Schrift, welche aus einer älteren Sprachperiode beibehalten ist, bis zu hommes, in der Sprache selbst aber bis zu om abgeschliffen, bloß der durch den Accent geschützte Wortkörper ist geblieben, alle Glieder desselben sind dahin. Ueberall zeigt sich desto größere Vollkommenheit der sprachlichen Form, je höher hinauf, d. h. je weiter zurück in der Geschichte wir Sprachen verfolgen können, und umgekehrt, je länger Sprachen lebten, desto größerer Verfall.

Dennoch aber ist es absolut gewiß, daß die Sprachen geworden sein müssen, geworden, wie alle Organismen durch nach einander Hervortreten der sie bildenden einzelnen Momente.

Halten wir nun diese beiden Gewißheiten zusammen: die Sprachen haben sich entwickelt, die höheren Formen sind aus niederen hervorgegangen, und die zweite, nicht minder sichere Beobachtung: die Sprachen entwickeln sich in der Periode, in welcher wir sie verfolgen können, d. h. in historischer Zeit, nicht weiter, sondern

sie verfallen — combiniren wir beides, so ergiebt sich von selbst das wahre Verhältniß der Sache. Die Entwickelung, die Ausbildung der sprachlichen Lautform geschah in den Perioden ihres Lebens, die vor aller Geschichte liegen.

Wir können also Entstehen und Werden der Sprache nie unmittelbar beobachten, wir können die Entwickelungsgeschichte der Sprache nur mittelst der Zerlegung fertiger Sprachorganismen erschließen.

Dieß Ergebniß hätten wir auch ohne weiteres daraus schließen können, daß Völker mit unfertigen Sprachen unmöglich geschichtlich sein können, daß das geschichtliche Leben die Sprache voraussetzt, daß der Mensch nicht zugleich Sprache schaffend, mit seinem Geiste an den Laut gebunden, die Sprache als Zweck seiner unbewußt vor sich gehenden Geistesthätigkeit habend und geistig frei, selbstbewußt wollend, der Sprache sich nur als Mittel der Kundgebung seiner geistigen Thätigkeit bedienend sein kann. *Sprachbildung und Geschichte sind sich ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stets die erstere der zweiten vorausgeht.*

Es läßt sich sogar objectiv nachweisen, daß Geschichte und Sprachentwickelung in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen. Je reicher und gewaltiger die Geschichte, desto rascher der Sprachverfall; je ärmer, je langsamer und träger verlaufend jene, desto treuer erhält sich die Sprache. Von allen deutschen Sprachen ist die englische diejenige, welche in Laut und Form die stärksten Einbußen erlitten hat, von allen deutschen Sprachen ist die isländische diejenige, welche die alten Laute und Formen am treuesten bewahrt; ein halbes Jahrtausend nach Christus finden wir die arabische Sprache noch viel reicher in Form und Laut, als ihre hebräische Schwestersprache ein halbes Jahrtausend vor Christus, und zur Zeit, da die alten Griechen begannen ihre schon vielfach vom alten abgewichene Sprache zu schreiben, redeten die Inder eine dem ältesten Stande des indogermanischen noch sehr nahe stehende Sprache. Man halte neben diese Beobachtungen auf sprachlichem Gebiete die geschichtlichen Verhältnisse der die beispielsweise erwähnten Sprachen redenden Völker, und man wird den an die Spitze gestellten Satz zur Genüge bestätigt finden.

Man kann diese Wirkung der Geschichte auf die Sprache bis ins verhältnißmäßig Einzelne verfolgen. Große geschichtliche Bewegungen haben nämlich besonders auffallende Veränderungen der Sprache im Gefolge. Die Völkerwanderung war ein Anstoß, der nicht nur der Sagenbildung unseres Volkes eine andere Richtung gab, sondern der vor allem auch auf die Sprachen der von dieser Bewegung ergriffenen Völker mächtig wirkte; als sie gänzlich abgelaufen war, stunden Sprachformen da, die man früher vergeblich sucht. Der landläufigen Annahme, die Veränderung der Sprache finde hauptsächlich durch den Einfluß der Sprachen anders redender Völker statt, mit denen in bewegten Geschichtsperioden nahe Berührung stattfindet, ist nur in sehr beschränktem Maße Richtigkeit zuzugestehen; die Veränderungen, welche durch Aufnahme fremder Worte, selbst fremder Analogien, in den Sprachen stattfinden, sind verschwindend unbedeutend gegen die, die ganze Sprache umgestaltenden Vorgänge, die von innen heraus, durch nothwendige Processe eintreten.

Bei Völkern ohne Geschichte gewahren wir dagegen nicht selten ein wahres Wuchern der sprachlichen Form, einen Rand und Band überschreitenden Sprachtrieb, der Bildungen hervorruft, die durch übermäßige Fülle den Gedankenaustausch mit fremden Völkern wesentlich erschweren und so als Hemmniß der Cultur erscheinen. Dieß gilt vor allem von den meisten Indianersprachen Amerikas.

Tritt ein Volk in die Geschichte ein, so hört die Sprachbildung auf; auf der Stufe, auf welcher in diesem Zeitpunkte die Sprache stund, auf dieser verharrt sie nun für alle Zukunft, aber sie verliert im Laufe der Zeit immer mehr von ihrer lautlichen Integrität. Manches Volk entwickelte in seinem vorhistorischen Leben seine Sprache zu höheren Formen, andere Völker behalfen sich mit einfacheren Sprachbildungen. In *Sprachbildung und Geschichte* — im weitesten Sinne die gesammte geistige Entwickelung befassend — offenbart sich *das Wesen des Menschen und das jedes Völkerstammes insbesondere*. Diese besonderen Offenbarungsweisen nennt man Nationalitäten; *Sprache und Geschichte eines Volkes zusammen geben den Begriff seiner Nationalität*. Derselbe Geist, der in seinem Gebundensein an den Laut die Sprache bildete, derselbe wirkte in

seiner Freiheit die geschichtliche Entwickelung. Daher kommt es, daß zwischen Sprache und Geschichte eines Volkes ein unverkennbares Band geknüpft ist — man denke an chinesische Sprache und chinesische Geistesentwickelung, an semitisch und indogermanisch (die höchsten Sprachgebilde) und an die geschichtliche Bedeutung der diese Sprachen redenden Stämme.

Das Leben der Sprache zerfällt also vor allem in zwei völlig gesonderte Perioden: in die Entwickelungsgeschichte der Sprache: vorhistorische Periode, und in die Geschichte des Verfalles der sprachlichen Form: historische Periode.

Gerade unsere deutsche Muttersprache können wir durch eine recht lange Reihe von Veränderungen hindurch verfolgen, gerade hier sind die späteren Formen der Art, daß sie ohne Anschauung der älteren gar nicht verstanden werden können; wir werden also bei der Darstellung der deutschen Sprache fortwährend die geschichtlichen Veränderungen derselben im Auge behalten müssen, und deßhalb wird es uns von Nutzen sein zur Betrachtung der deutschen Sprache eine wenigstens einigermaßen entwickelte Ansicht vom Leben der Sprachen mitzubringen. Fassen wir daher die zwei Perioden des sprachlichen Lebens noch etwas genauer ins Auge.

Von der Entwickelungsgeschichte der Sprache.

Wie ist die Sprache entstanden? Auf diese oft aufgeworfene und vielfach behandelte Frage hat die Sprachwissenschaft eigentlich das Recht, eine Antwort zu versagen. Die Sprachwissenschaft als eine Beobachtungswissenschaft setzt ihr Object, die Sprache, voraus; die älteste einfachste Form derselben kann sie aus den vorliegenden Sprachen erschließen und ihre fernere Entwickelung verfolgen; aber wie der Mensch dazu gekommen ist, diese einfachste, erschließbar älteste Sprache zu schaffen, das zu ergründen ist nicht ihre Sache. Die Lehre von der Entstehung der Sprache liegt jenseit ihres Gebietes, sie fällt vielmehr in das der Anthropologie. Indeß wollen wir doch einiges hier zusammenstellen, was von sprachwissenschaftlicher Seite, als für die Beantwortung jener Frage von Bedeutung, geboten werden kann.

Zuerst. Ist die Sprache einmal entstanden oder mehreremale,

d. h. stammen alle Sprachen von Einer Ursprache ab oder nicht? Da die Sprache ein wesentliches Attribut des Menschen ist, der Mensch erst Mensch wird durch die Sprache, so fällt diese Frage im Wesentlichen zusammen mit der, ob alle Menschen von Einem Menschen oder von mehreren abstammen. Die Naturphilosophie dürfte sich wohl fürs letztere entscheiden, da es nicht wohl denkbar ist, daß die Existenz eines so wesentlichen Gliedes in der Kette der Organismen von den Zufälligkeiten, die das Leben eines oder sehr weniger Individuen bedrohen, jemals abhängig gewesen sei, und da ferner, wenn der Mensch an Einer Stelle der Erde sich entwickeln konnte, nichts hindert diese Entwicklung an vielen Punkten anzunehmen. Einen Menschen oder ein einziges Paar zu schaffen, wäre eine Zweckwidrigkeit gewesen, die im schreiendsten Gegensatze zu allem stände, was wir von der Natur wissen. Nach aller Analogie hat sich der Mensch aus niederen Formen herausgebildet, und Mensch im eigentlichen Sinne wurden jene Wesen erst, als sie sich bis zur Sprachbildung entwickelten. In der Beschaffenheit der Sprachen selbst liegt nichts, was zur Annahme eines gemeinsamen Ursprunges für alle nöthigte, vielmehr sind ihre Verschiedenheiten in den Lauten selbst und vor allem im Verhältnisse der Laute zu dem was sie ausdrücken, zur Function, so bedeutend, daß durch die Betrachtung der Sprachen sicherlich niemand zur Annahme eines einzigen Ausgangspunktes für alle kommen kann. Vereinzelte Anklänge in verschiedenen Sprachen können gegen die ganz enorme Abweichung der Wurzeln verschiedener Sprachen von einander nicht geltend gemacht werden, denn es ist geradezu Regel, daß in verschiedenen Sprachstämmen dasselbe Object mit verschiedenen Lauten sprachlich dargestellt wird. Hätte man nicht zur Sprachwissenschaft die von Jugend auf aus der hebräischen Sage uns geläufig gemachte Annahme der gemeinsamen Abstammung der Menschen von Einem Paare mit hinzugebracht, kein Sprachenkenner wäre jemals auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen, die verschiedenen Sprachorganismen sämmtlich von Einer Ursprache abzuleiten.

Wie sollte auch jene Sprache beschaffen gewesen sein, aus der sich z. B. indogermanisch und chinesisch, semitisch und die Sprache der Cree-Indianer, Finnisch und Namaqua u. s. f. hätte entwickeln können? Es fehlen den beispielsweise zusammengestellten Sprachen alle Spuren eines gemeinsamen Ursprungs, die sich in den wirklich

von einer Ursprache ausgegangenen Sprachen der wissenschaftlichen Erkenntniß nicht völlig entziehen können. Es ist freilich eine von Manchen leider eingeschlagene Richtung, mit Hintansetzung strenger Methode so viel Sprachen als möglich für verwandt zu erklären, gerade als triebe irgend eine Macht dazu, der selbst auf Kosten der Wissenschaftlichkeit Folge gegeben werden muß; wer aber solchen Dranges frei mit ruhigem Blicke in der Welt der Sprachen sich umsieht, der gelangt weder zur Annahme jener enormen Sprachkörper, die man hier und da aus den verschiedenartigsten, kaum morphologisch ähnlichen, in ihrer Lautmaterie aber ganz abweichenden (vgl. oben S. 26 f.) Sprachen zusammensetzte, noch viel weniger aber zu der einer historischen Verwandtschaft aller Sprachen, einer gemeinsamen Abstammung aller Sprachen von einer Ursprache. Hinweg also mit diesem Vorurtheile, das im Mythus, nicht aber in der Wissenschaft am Platze ist.

Wie man aber gar von einer Erfindung der Sprache durch einen Einzelnen sprechen kann, ist uns völlig unbegreiflich. Der Erfinder mußte doch gedacht haben, und mittelst was hätte er denn denken sollen, wenn nicht mittelst einer Sprache; ehe man erfinden kann, muß man denken d. h. sprechen können. Merkwürdig wäre es auch, daß diese Erfindung keinem Volksstamme mangelt; es ist doch kaum begreiflich, daß nur für diese größte aller Erfindungen Hottentotten und Indogermanen, Botocuden und Semiten u. s. f. ihren Mann gehabt haben sollten. Aber freilich manche meiner Fachgenossen scheinen sehr genau von dem Vorgange der Spracherfindung unterrichtet zu sein; las ich doch erst kürzlich in dem Werke eines dänischen Gelehrten die vollen Ernstes hingestellte und motivirte Behauptung: „Der Erfinder der Sprache war ein Mann, nicht eine Frau!" Wen die Sprache wie eine Erfindung eines Einzelnen anmuthet, die also doch mehr oder minder von der Willkür des Erfinders abhängig gedacht werden muß, dem ist wahrlich der organische Charakter der Sprache und jeder einzelnen Sprache noch nicht zum Bewußtsein gekommen, für den ist das Wesen der Sprache noch ein Buch mit sieben Siegeln. Man kann eben so wenig eine Sprache erfinden, als eine Rose oder eine Nachtigall.

Wo Menschen sich entwickelten, da entstund auch Sprache; zunächst wohl nur lautliche Reflexe der von der Außenwelt erhaltenen

Eindrücke, d. h. die Abspiegelung der Außenwelt im Denken, denn Denken und Sprache sind eben so identisch wie Inhalt und Form. Wesen, die nicht denken, sind keine Menschen; die Menschwerdung beginnt also mit dem Hervorbrechen der Sprache, und, wenn man will, ist also mit dem Menschen auch die Sprache gesetzt. Die Sprachlaute, d. h. die lautlichen Bilder für die dem Denkorgan durch die Sinne zugeführten Anschauungen und die in demselben gebildeten Begriffe, waren bei verschiedenen Menschen verschieden, aber doch wohl bei wesentlich gleichartigen und unter gleichen Verhältnissen lebenden Menschen dieselben. Auch im späteren Leben der Sprache zeigt sich eine analoge Erscheinung: wesentlich gleichartige, unter denselben Verhältnissen lebende Menschen, verändern ihre Sprache sämmtlich auf dieselbe Weise, innerem, unbewußtem Triebe folgend; es ist also höchst wahrscheinlich daß, wie später bei ganzen Völkern die Veränderungen der Sprache wesentlich gleichmäßig vor sich gingen, so auch in der Urzeit die Bildung der einfachsten Bedeutungslaute in einer Anzahl nah zu einander stehender Individuen wesentlich gleichmäßig stattgefunden habe. Wie z. B. wir Deutschen für ein ursprüngliches k ein h sprechen, und für ursprünglich d erst t dann z eintreten ließen (z. B. indogermanische Urform dakan, deutsche Grundform tihan, dann hochdeutsch zëhan, zehn) ohne daß etwa ein Deutscher auf die Idee solcher Sprachveränderung gekommen wäre und sie bei seinen sämmtlichen Landsleuten durchgesetzt hätte, so haben wir uns auch nicht zu denken, daß ein einzelner Mensch auf die oder jene Bezeichnung der Dinge durch Laute verfallen sei und dieselbe Bezeichnung seiner nächsten Umgebung mitgetheilt habe. Warum hätte der Proceß der Sprachbildung nur in Einem Individuum vor sich gehen können? Nichts steht also der Annahme im Wege, daß die Sprache in mehreren zusammengehörigen Individuen gleichmäßig entstund; ebenso nehmen wir an, daß sie bei dem einen Theile der Urmenschen in dieser, bei dem andern in jener, und bei einem dritten abermals in anderer Weise sich bildete, wie ja auch ihr späterer Verlauf bei verschiedenen Völkern sich verschieden gestaltete. Es gab also **nicht eine Ursprache, sondern viele Ursprachen.**

Warum diese Verschiedenheiten bei verschiedenen Menschen eintraten, warum nicht alle Menschen ein und dieselbe Sprache aus sich heraussetzten, auf diese Frage mag uns die Anthropologie die

Antwort suchen; wir wissen aus der Verschiedenheit der Sprachen nur so viel, daß in den Lauten der ersten Sprachen große Verschiedenheiten stattfanden. Diese Verschiedenheiten traten nicht bloß im Laute zu Tage, sondern beruhten vor allem auch darin, daß von Anfang an eine verschiedene Entwickelungsfähigkeit in den Sprachen vorhanden war; die eine trug die Potenz zu höherer Ausbildung in sich als die andere, obgleich die Form aller Sprachen ursprünglich dieselbe gewesen sein muß (nämlich A, Classe I.). In ähnlicher Weise verhalten sich die Anfänge des organischen Lebens überhaupt. Die ersten Keime z. B. verschiedener Thiere im Ei sind in Form und Stoff völlig gleich, auch der beste Botaniker wird den Samen der elendesten einfachen Aster nicht von dem der prachtvollsten gefüllten Riesenaster unterscheiden können, und dennoch ist in diesen scheinbar völlig gleichen Objekten die ganze künftige verschiedene Entwickelung an sich schon enthalten. So auch im Reiche der Sprachen.

Die Zeiträume, welche die Sprachen, vor allem die höher und höchst entwickelten, zu ihrem Werden bedurften, lassen sich kaum auch nur annähernd bestimmen. Ein Maß für die Dauer des sprachlichen Urlebens könnte man jedoch etwa durch folgende Betrachtung finden (deren Unsicherheit wir freilich keineswegs verkennen). Vor allem ist festzuhalten, daß wir durchaus kein Recht haben für die vorhistorische Zeit eine raschere Veränderungsfähigkeit der Sprache anzunehmen, als die ist, welche wir in den späteren Epochen ihres Lebens an ihr wahrnehmen. Plötzliche sprachliche Veränderungen vorauszusetzen widerspräche allem was wir vom Leben der Sprache und dem der Organismen überhaupt wissen. Nehmen wir nun an, die indogermanische und die semitische Ursprache habe noch vor vier Jahrtausenden auf dem Punkte ihrer höchsten Entwickelung gestanden (wir haben absichtlich diese Zeit sehr kurz angesetzt), und bedenken wir, daß indogermanisch und semitisch trotz vielfacher Veränderung in Laut und Form doch bis zur Stunde keineswegs in eine niedrigere morphologische Classe zurück gesunken sind, vielmehr ihren eigenthümlichen Typus in den wesentlichsten Stücken diese vier Jahrtausende hindurch treu bewahrt haben, so werden wir nicht umhin können, für eine Entwickelung von Lautgebärden an zur Sprache der einfachsten Form, von dieser zu höheren und zu höchsten Formen (beim Indogermanischen z. B. von A zu

Aa und von da zu A^aa) einen mindestens viermal so langen Zeitraum für erforderlich zu halten als der ist, der seit der Blüthe der indogermanischen und semitischen Ursprache bis jetzt verfloß. So würden wir also eine Zeit von mindestens zwanzigtausend Jahren für erforderlich halten für die Entwickelung des sprachlichen Lebens von seinen ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Bekanntlich haben die neuesten Forschungen im Gebiete der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten zur Annahme so großer Zeiträume für die Lebensperioden desselben geführt, daß der von uns, allerdings auf vielfach unsicherer Grundlage versuchte Anschlag der bisherigen Lebensdauer der Sprache wenigstens durch die Anzahl der in Anspruch genommenen Jahrtausende keinen Anstoß geben kann.

Diese lange Zeit, die wir für die Entwickelung der Sprache für erforderlich halten, gibt uns nun aber auch die Möglichkeit, eine andere auf den ersten Blick befremdliche Erscheinung zu verstehen.

Die gesammte organische Welt ganzer Erdtheile pflegt einen gewissen bestimmten Charakter an sich zu tragen. Geht man von einem gegebenen Punkte, etwa von Deutschland, in irgend einer Richtung aus, so wird man finden, daß etwa in gleichem Verhältnisse zur zurückgelegten Entfernung die Naturorganismen sich verändern und allmählich denen des Ausgangspunktes immer unähnlicher werden. Auch in den sprachlichen Organismen zeigt sich dasselbe Gesetz, aber, und dieß ist das Befremdliche, vielfach gestört und unterbrochen. Im Allgemeinen ist es allerdings richtig, daß z. B. die Sprachorganismen der neuen Welt, die Afrikas, der Südsee u. s. f. einen gewissen gemeinsamen ihnen eigenen Typus nicht verkennen lassen. Auch in Asien und Europa (die ja nur einen Welttheil bilden) zeigt sich eine gewisse Aehnlichkeit zwischen indogermanisch und semitisch (die Flexionsfähigkeit, die Wurzelform A^a); indogermanisch und finnisch, samojedisch, türkisch-tatarisch, mongolisch, mandschurisch, drawidisch haben gemeinsam die Anfügung der Beziehungselemente nur ans Ende der Wurzel (die Form ist A^aa im Indogermanischen, Aa in den übrigen genannten Sprachen) u. a. So erhalten wir eine Gruppe asiatisch-europäischer Sprachen, die von denen Afrikas (zu denen übrigens semitisch den Uebergang bildet) u. s. f. sich unterscheidet. Im Osten und Südosten Asiens finden wir außerdem die Gruppe der isolirenden Sprachen (chinesisch u. s. f.); im Südosten Europas das

äußerst zusammengesetzte und bildungsreiche, der anfügenden Classe angehörige Baskische, das gleichsam nach den ähnlichen sprachlichen Gebilden der neuen Welt hinüberweist. Asien und Europa zeichnen sich auch in sprachlicher Beziehung durch Mannigfaltigkeit und Reichthum an verschiedenen Formen aus. Wir können so allerdings eine Art von Kette in diesen Sprachen sehen, vom einfachsten isolirenden Südostrande zu anfügenden, jedoch ziemlich einfachen Sprachorganismen, von da zu indogermanisch und semitisch, den beiden Sprachen höchsten Baues, von niedriger stehenden umgeben, bis im Südwesten Europas das complicirte Baskische die Kette schließt. Allein wir vermissen hier gar manches Zwischenglied; von einer, die Kluft z. B. zwischen indogermanisch und chinesisch auf der einen und baskisch auf der andern Seite ausfüllenden Reihe von geographisch auf einander folgenden Uebergangsformen finden wir keine Spur. Dennoch können wir nicht anders als annehmen, daß sie ursprünglich vorhanden waren, da wir überdieß theilweise dergleichen, wie gesagt, wirklich beobachten können. Hier müssen wir uns nun der von uns vermutheten langen Existenz der Sprachen erinnern.

In einer so langen Reihe von Jahrtausenden konnten die ursprünglichen Verhältnisse sehr verschoben und gestört werden, denn die Sprachen sind keine Pflanzen, die an ihren Standort gebannt sind, sondern ihre Träger sind Völker, welche vielfach und im größten Maßstabe den Ort und ihre Sprache selbst wechseln können. Da wir noch in späterer Zeit und bis auf diese Stunde Sprachen verschwinden und Sprachgrenzen sich verschieben sehen, so werden wir natürlich für eine frühere Zeit, als jede Sprache von einer verhältnißmäßig beschränkten Anzahl von Individuen gesprochen ward, ein noch viel häufigeres Untergehen von Sprachen und Störung der ursprünglichen sprachlich-geographischen Verhältnisse voraussetzen dürfen. So entstunden die jetzt vorliegenden vielfachen Anomalien in der Vertheilung der Sprachen auf der Erde, besonders aber in Asien und Europa.

Wir nehmen also an, daß die Sprachen in sehr großer Anzahl entstunden, benachbarte, bei aller Selbstständigkeit der Entstehung, unter sich ähnlich, und, indogermanisch und semitisch etwa als Mittelpunkt betrachtet, ihrer geographischen Anordnung nach von diesem Mittelpunkte aus nach allen Seiten hin immer

stärker hier in dieser, dort in jener Richtung abweichend. Im Laufe der Jahrtausende starben nun viele, vielleicht die meisten dieser Ursprachen aus, wodurch andere ihr Gebiet immer mehr ausdehnten und die geographische Vertheilung der Sprachen so gestört ward, daß nunmehr kaum Reste des ursprünglichen Vertheilungsgesetzes zu erkennen sind.

Während sich also die überlebenden Sprachen bei größerer Ausbreitung des sie redenden Volkes immer mehr in einzelne Glieder zerlegten (in Sprachen, Dialecte u. s. f.), starben von den ursprünglichen, unabhängig von einander entstandenen Sprachen immer zahlreichere aus, und dieser Proceß der Verminderung der Anzahl der Sprachen geht auch in der neuesten Zeit (man denke an Amerika) rasch und unaufhaltsam weiter. Auch hier lassen wir uns an der Wahrnehmung der Thatsache genügen, eine tiefere Erfassung derselben und ihre Erklärung aus dem Wesen des Menschen der Philosophie überlassend.

Warum überhaupt der Mensch gerade den Laut zum Materiale genommen, in dem er seine Anschauungen und Begriffe abgebildet, nicht etwa die Gebärde, auch dieß mag eher von der Philosophie als von der Sprachwissenschaft discutirt werden; wir müssen uns ebenfalls mit der Wahrnehmung der Sache und mit dem unentwickelten Gefühle genügen lassen, daß alles dieß nach absoluter Nothwendigkeit vor sich gehen muste und gar nicht anders sein konnte.

Während wir also über das Material der Sprache, über den Ursprung des Lautes und die Ursachen des Factums, daß verschiedenen Menschengruppen für dieselbe Anschauung, für denselben Begriff verschiedene Laute als Bezeichnung sich darboten, im Unklaren sind, glauben wir über die Form der Ursprachen klarere Anschauungen zu haben. Da alle höher organisirten Sprachen sich als geworden erweisen, da ferner selbst die einfachsten Sprachorganismen, die factisch vorliegen, doch deutliche Spuren zeigen, daß sie ursprünglich noch einfacher waren, und da die einfachste der sprachlichen Formen, auf welche alle bis jetzt zergliederten Sprachen als auf ihre Voraussetzung hinweisen, der lautliche Ausdruck der Bedeutung allein ohne alle Bezeichnung der Beziehung ist, so erschließen wir mit Bestimmtheit, daß die Form der Ursprachen eben keine andere als die einfachste war, deren die Sprache überhaupt fähig ist, nämlich

die der Classe I. und zwar die einfachste Form dieser Klasse, nämlich A (siehe S. 11 f.). Sämmtliche Ursprachen bestanden also nur aus Bedeutungslauten, aus Lauten, die zunächst nur concrete Anschauungen reflectirten. Von hier an, von dem Vorhandensein wirklicher Sprache an, gewinnen wir festen Boden, auf dem wir fußen und den Entwicklungsgang der Sprachen weiter verfolgen können.

Wir können uns sogar die höher organisirten Sprachen wieder zurück übersetzen in jene Urform, wenn wir im Stande sind, aus den Wortformen derselben die ältesten Theile, die Kerne, an die alles übrige erst später anschoß, d. h. die reinen Bedeutungslaute, die Wurzeln, heraus zu lösen. Der Satz z. B. „der Mensch steht", oder, was in dieser Periode wohl nicht lautlich geschieden ward, „die Menschen stehen", oder auch „des Menschen Stand", dieß und noch manche andere Beziehung, in welcher die Bedeutungen „Mensch" und „Stehen" neben einander gestellt gefaßt werden können, alles dieß muß in der Urperiode unseres Sprachkörpers gelautet haben ma sta, denn dieß sind die kürzesten Wurzelformen, die Grundbestandtheile jener zwei Worte. Auf dieser oder wenigstens auf einer nicht viel höher getriebenen Entwicklungsphase blieben die Sprachen der ersten morphologischen Classe stehen.

Die meisten Sprachen schritten jedoch in der vorhistorischen Zeit zu höheren Sprachformen vor, indem sie ganz so wie dieß bereits bei der Erörterung der morphologischen Formen dargelegt ist, an die Wurzeln andere, in Form und Function abgeschwächte Wurzeln als Beziehungsausdrücke antreten ließen, wodurch die Formen Aa, aA, aAb u. s. f. entstunden, auf welcher Stufe so zahlreiche Sprachen verharrten, während nur wenige die Wurzel selbst zum Zweck des Beziehungsausdruckes veränderlich werden ließen und so das vollkommenste lautliche Bild des Denkprocesses schufen (vgl. S. 19 f.). Die Worte dieser höchst entwickelten Sprachclasse haben also in vorhistorischer Zeit mehrere Entwickelungsstadien durchlaufen. Nehmen wir das erste beste Wort unserer Muttersprache, die ja der höchsten Sprachclasse angehört, um uns an ihm die Geschichte solcher Entwickelung anschaulich zu machen. Unser (er) beugt z. B., älter (gotisch) biugith, weist nach den Gesetzen unserer Sprache auf ein noch früheres *biugiti und dieses auf eine Grundform *baugati hin. Dieß *baugati besteht deutlich

aus zwei Elementen, aus der Wurzel bug, welche die Bedeutung enthält, und aus der Endung ti, welche das Pronomen der dritten Person ist, und „er" bedeutet; dieß ti ist aber hier als Beziehungslaut in den Dienst der Wurzel getreten. Ursprünglichst genügte nun, um die dritte Person des Präsens, sowie jede andere Beziehung des Verbum zu bezeichnen, die bloße Wurzel bug, wie wir ein solches Verfahren in den einfachsten Sprachen wirklich noch vor uns sehen; dieß bug = A ist die älteste Form des späteren Wortes *baugati, beugt. Als man das Bedürfnis empfand, die Beziehung etwas genauer zu bezeichnen, fügte man dem bug das Pronomen der dritten Person bei und sagte, da ti nachweislich aus älterem ta geschwächt ist, *bug ta in zwei Worten, die aber schon näher zusammen gehören, eine feste Stellung zu einander haben; bug ta = $A + A'$. Sodann schmolz dieß ta, nunmehr wohl schon in ti abgeschwächt, an die Wurzel an, und es entstund aus beiden Elementen Ein Wort *bugti = Aa (Classe II.). Endlich ward die Wurzel selbst beweglich und eine Steigerung des u durch vorgeschobenes a deutete symbolisch die dauernde Beziehung des Präsens an, zugleich erweiterte sich die Wurzel am Ende durch ein antretendes a; es ward so aus bug der Präsensstamm bauga gebildet, an welchen ti zu stehen kam, und nun erst haben wir die Form *baugati = $A^a a$. Wie nun diese zu biugith, beugt sich abschliff, geht uns vor der Hand noch nichts an. Die Sprache ward also allmählich.

Ueber diese vorhistorische Periode des sprachlichen Lebens, über die Sprachentwickelung füge ich deßhalb nichts weiter bei, weil man nur die oben (Kap. I.) von den einfachsten bis zu den höchsten neben einander gestellten Sprachformen als eine Entwickelungsreihe zu fassen braucht, oder, was dasselbe sagt, man braucht nur das Nebeneinander des Systems in das Nacheinander des Werdens zu wandeln, um eine allgemeine Anschauung des vorgeschichtlichen Lebens der höher organisirten Sprachen zu gewinnen. Auf jeder Stufe der Entwickelung blieben ja Sprachen stehen, und somit müssen im Systeme der Sprachformen dieselben Factoren als Abtheilungen erscheinen, die in der Geschichte als Bildungsperioden auftraten.

So wie nun eine Sprache aufhörte sich weiter zu entwickeln, so wie sie ihren relativen Gipfelpunkt erreicht hat, beginnt der langsame aber unaufhaltsam vorschreitende Proceß ihrer Zersetzung.

Nicht nur die ganze aufsteigende Entwickelung, sondern auch die Anfänge des absteigenden Ganges der Sprachen liegen uns bei keiner Sprache in Schriftdenkmalen vor; denn nachdem die Sprache fertig war, beflissen sich die Völker nicht sofort der Schrift; zur Hervorbringung von Schriftdenkmalen gehört ein verhältnißmäßig hoher Culturgrad, eine nicht unbedeutende geschichtliche Entwickelung, und mit dieser geht ja immer (s. o. S. 35 f.) der Verfall der sprachlichen Form Hand in Hand. Es versteht sich demnach, daß wir die zweite, die historische Periode des Lebens einer Sprache nicht erst von dem Zeitpunkte an datiren können, in welchem uns die ersten schriftlichen Aufzeichnungen derselben begegnen, sondern von einem ungleich früheren.

Vom Verfalle der sprachlichen Form.

Wie die Entwickelung der Sprachen, so verläuft auch der Verfall derselben nach bestimmten Gesetzen, die wir durch Beobachtung der Sprachen zu ermitteln im Stande sind, welche wir durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch verfolgen können. Solcher Sprachen gibt es freilich nur wenige, weil nur die Sprachen der schon in sehr früher Zeit historisch gewordenen Culturvölker hier in Betracht kommen können; allein das durch diese wenigen Beispiele gelieferte sprachgeschichtliche Material ist ein so reiches, daß es vollkommen genügt, um vom Verlaufe der sprachlichen Veränderungen im zweiten Lebensabschnitte der Sprachen eine deutliche Anschauung zu gewinnen, so daß wir nunmehr auch an Sprachen, die wir nicht längere Zeit hindurch in ihrer Lebensentwickelung beobachten können, dennoch sprachgeschichtliche Wahrnehmungen zu machen im Stande sind. Wir sehen nämlich ihren Formen oft die Unursprünglichkeit an, und vermittelst der anders woher bekannten Gesetze erschließen wir mit Sicherheit die Formen, welche den vorliegenden vorausgehen mußten; wir reconstruiren so mehr oder minder die früheren Lebensepochen der Sprachen, indem wir die uns allein factisch vorliegende spätere Form in eine ältere zurückübersetzen. Es genügt — bildlich gesprochen — den untern Lauf eines Stromes zu kennen und untersuchen zu können, um zu erschließen nicht nur daß er einen obern Lauf und eine Quelle habe, sondern auch wie etwa diese beschaffen sein müssen.

Von den isolirenden Sprachen (Classe I.) können wir das Chinesische sehr weit hinauf in Schriftdenkmalen verfolgen. Während, dem Charakter dieser Sprache nach, die Veränderungen, die sie durchmachen kann, ausschließlich nur syntactischer und lautlicher Natur sind — denn an Formen hat sie niemals etwas zu verlieren gehabt — hindert uns die chinesische Schrift, weil sie keine Lautschrift ist, an der Beobachtung der Veränderung in der Aussprache; Schlüsse, gebaut auf manche Eigenthümlichkeiten in der Lautform des jetzigen Chinesisch, nebst den hier wie auf anderen Sprachgebieten an Alterthümlichkeit die Schriftsprache oft überragenden Mundarten, ersetzen wenigstens einigermaßen das, was uns die Zeichenschrift leider nicht kund zu geben vermag.

Aus der ungeheuren Masse der Sprachen der beiden Arten der zweiten Classe, der anfügenden und der combinirenden (S. 14 f.) sind nur sehr wenige Sprachen von Culturvölkern schon in früheren Jahrhunderten in Schriftdenkmalen niedergelegt worden. Das Magyarische besitzen wir in leider wenig umfangreichen Denkmalen, die in das Ende des zwölften Jahrhunderts gesetzt werden. Das Tibetische, das nach unserer Ansicht ein höchst charakteristisches Beispiel einer Sprache aus combinirenden Wortformen ist (es kennt, wie wir annehmen, nicht nur die Wortformen A und A + A′ [Classe I.] und aA, Aa, aAb [Classe II.], sondern auch die aus beiden combinirten, nämlich aA′ + A, Aa + A′, aAb + A′), liefert, wie manche andere Sprachen, vor allem dadurch schätzbares sprachgeschichtliches Material, daß die Schrift eine ältere Stufe der sprachlichen Entwickelung zeigt, als die von ihr sehr stark abweichende jetzige Aussprache.

Das eigentliche Gebiet für Sprachengeschichte bilden jedoch die Sprachen der flectirenden Sprachclasse, semitisch und indogermanisch; gerade diese höchsten Sprachorganismen der bedeutendsten Culturvölker hatten viel zu verlieren und konnten also im Laufe der Jahrtausende eine lange Reihe allmählicher Veränderungen durchmachen. Vor allem aber ist es das Indogermanische, welches die reichste sprachgeschichtliche Ausbeute gewährt. Von diesem Sprachstamme wird im nächsten Abschnitte genauer zu handeln sein. Die Beispiele, deren wir in den folgenden Andeutungen benöthigt sein werden, werden wir also nicht auf entlegenen Sprachgebieten suchen, wir können sie der reichen Fülle sprachgeschichtlicher

Erscheinungen entnehmen, die unser Sprachstamm, auch in dieser Beziehung vor allen andern hervorragend, bietet; das uns benachbarte und bekannte Romanisch (Italienisch, Französisch u. a.) liefert reichen Stoff, in vielen Fällen brauchen wir nicht einmal den Kreis unserer deutschen Muttersprache zu überschreiten. Da wir jedoch in der deutschen Lautlehre weiter unten reichliche Belege für die Lautgeschichte geben müssen, so können wir die Darstellung hier nur im Allgemeinen halten, und, um Wiederholungen zu vermeiden, auf die später in der deutschen Lautlehre zu gebenden Beispiele verweisen.

Betrachten wir, wenn auch nur mit flüchtigem Blicke, die Sprache unter den Gesichtspunkten, die sie der wissenschaftlichen Anschauung bietet, und sehen wir sie darauf an, wie jede dieser Seiten in den verschiedenen Altersstufen der Sprache andere Phasen zeigt. Wir werden also zu handeln haben von der Geschichte der Laute, der Form, der Function, des Satzes. Im voraus sei jedoch bemerkt, daß die Geschichte der Function auch nicht in den allgemeinsten Umrissen wird dargelegt werden können, weil diese Seite der Sprache noch gar zu wenig durchforscht, geschweige denn in ihren sie beherrschenden Gesetzen erkannt ist.

Die Laute. Zunächst die Vocale. Alle Veränderung der Laute, die im Verlaufe des sprachlichen Lebens eintritt, ist zunächst und unmittelbar Folge des Strebens, unseren Sprachorganen die Sache leicht zu machen; Bequemlichkeit der Aussprache, Ersparung an Muskelthätigkeit ist das hier wirkende Agens. Die Erklärung der Thatsachen der Lautgeschichte kann also nur von der Physiologie der Sprachorgane erwartet werden.

In Bezug auf die Vocale hat diese vis inertiae das auf den ersten Blick befremdliche Resultat, daß, während die älteren Sprachen eine nur geringere Anzahl vocalischer Laute besitzen, die späteren eine ungleich mannigfaltigere Reihe von Vocalen hervorbringen. Aber die wenigen Vocale der älteren Sprachen sind einer vom andern scharf abstechend, die der späteren bilden eine vielgliedrige Kette von Lauten, die zum großen Theile Verbindungsglieder sind zwischen jenen älteren, weiter von einander abstehenden Vocallauten; Vocalschattirungen, Mischlaute treten auf, um jene Gegensätze zu mildern, um dem Sprachorgane das Springen von einem Ansatze zum andern zu ersparen und ihm die Bequemlichkeit

unentschiedenerer, durch geringere Umstellung des Sprachwerkzeugs hervorzubringender Vocale zu verschaffen.

Wir werden später sehen, daß die indogermanische Ursprache, von welcher auch unsere Muttersprache abstammt, nur folgende einfache Vocallaute besaß: a, i, u; auch die deutsche Grundsprache kannte an einfachen, nicht diphthongischen Vocalen nur diese drei; das Mittelhochdeutsche aber vermittelt schon die Gegensätze von a, i und u durch Zwischenglieder; wir haben hier die Reihe a, e (= ä) ë (weiches e, nach i hin) i, der Abstand von a — i ist also durch zwei Zwischenglieder, Mischlaute zwischen a und i ausgefüllt, von denen der eine, e, mehr nach a hinklingt, der andere, ë, dem i näher steht; eine ähnliche Vermittelung zwischen a und u bildet o; i und u sind vermittelt durch ü, ein Laut aus i und u gemischt (d. h. es wird ein i gesprochen und dabei der Mund wie bei u gestellt); in völlig entsprechender Weise baut ö die Brücke zwischen i und dem selbst schon unursprünglichen Zwischenlaute o. Alle diese Laute kommen im Mittelhochdeutschen (mit einer Ausnahme, langes ü fehlt) auch lang vor; wir werden unten finden, daß während die deutsche Grundsprache nur neun verschiedene Vocallaute kennt, das Mittelhochdeutsche deren zweiundzwanzig besitzt.

Von allen Vocallauten ist der in unserem Sprachstamm ursprünglich weitaus häufigste, das a, am unbequemsten auszusprechen; es unterliegt daher, ohne daß nachbarliche Laute auf dasselbe einwirken, schon der zu seiner Hervorbringung nöthigen Muskelanstrengung willen, vielfacher Veränderung. Während der Aussprache von a muß die Mundhöhle ganz frei gehalten, die Zunge platt niedergelegt werden; so wie in diesem die Vocalfärbung bedingenden an das Stimmwerk im Kehlkopfe angesetzte Rohr, der Mundhöhle, eine Annäherung beider Wände desselben, der oberen und unteren stattfindet, ist die Reinheit des a getrübt. Solche Annäherung findet nun gar leicht am Gaumen, dem Orte der i-Bildung, oder an den Lippen, der Stelle, an welcher der Stimmritzenton zu u gestaltet wird, statt.

Tritt das erstere ein, so wird das a i-ähnlich, d. h. es wird ä, e; findet das zweite statt, so wird es u-ähnlich, d. h. zu trübem a, das wir durch å darstellen können, und zu o.

So sprach der Gote anstatt des grunddeutschen lâtan, ahd. (althochdeutsch) lâ*z*an, nhd. (neuhochdeutsch) la*ß*en, lêtan (sprich

lätan mit langem ä), das im Vocal ältere ahd. und nhd. tât lautet gotisch dêds u. a.; der Franzose macht aus lateinisch natus, dessen erste Silbe allein ihm blieb, né, aus nasus nez u. s. f. Die Einmischung von i ist in Fällen, wie lateinisch clarus, franz. clair, lat. sanus, franz. sain u. s. f., recht augenfällig.

Ein älteres mâtáras (Mütter) ward im Griechischen zu mêtéres, wo der Uebergang des a in e in allen drei Silben des Wortes erscheint u. s. f. An allen diesen Wechseln ist nur eine leise Hebung des Zungenbeines schuld, und wir haben uns diesen wie ohne Ausnahme sämmtliche Lautwechsel als ganz allmählich geworden zu denken; das a ward nach und nach so hoch gesprochen, daß es zuletzt geradezu in ä, e übergieng.

Gerade so weicht durch nicht hinreichendes Offenhalten der Lippen a nach o hin aus. Hier können wir die Uebergänge recht oft in der mundartlich gefärbten Aussprache unserer Muttersprache hören; während manche Norddeutsche das a hoch wie nach ä hin aussprechen, z. B. im Worte vater also den Mund weit öffnen, aber am Gaumen eben dadurch ein wenig die Zunge heben, andere das a in seiner vollen Reinheit hören lassen, sprechen andere Deutsche das a dumpfer aus, d. h. mit nicht so weit geöffneten Lippen, wie man z. B. hier in Jena meist våter hört, in fränkischen Mundarten våtter und auch geradezu votter.

Ein älteres padás (des Fußes) lautet schon griechisch podós, padâm (der Füße), podōn u. s. f.

Das lange â geht nicht selten bis ins reine û hinüber. So lautet z. B. im älteren Deutsch das Perfectum zu faran (unser fahren) fôr, von dem wir mit Bestimmtheit wissen, daß es aus älterem *fâra (noch älter *fafâra) hervorgegangen ist. Diesem ô aus â schlug sich mit der Zeit ein u vor, anstatt fôr sprach man fuor, und dieß u verschlang zuletzt das o, so daß wir jetzt fûr sprechen; bhrâtar ward so zu brôdar, bruodar, brûder u. s. f. Dasselbe fand in anderen Sprachen statt.

Nicht selten sehen wir a geradezu in i und u gewandelt; dieß geschieht namentlich oft dann, wenn die Sylben mit a den Ton verlieren, weßhalb man in diesem Wechsel von a zu i und u eine Schwächung desselben sieht; man erinnere sich z. B. an lat. facio oder conficio (ursprünglich war der Ton auf dem con), salsus,

insulsus u. s. f. Im Deutschen werden wir diesen Wechsel außerordentlich häufig finden, auch ohne Einfluß des Worttones.

Wie sich a in der Richtung nach i und u hin bewegt, so nähern sich diese letzteren Laute leicht dem a, d. h. i wird e, u wird o. Man vergleiche z. B. lateinisch v*i*ridis mit italienisch verde, franz. verd; lat. n*i*tidus mit ital. netto, franz. net u. s. f.; lat. cr*u*cem mit ital. cr*o*ce; lat. m*u*lier mit ital. m*o*glie u. s. f. Andere, diphthongische Färbungen von i und u mögen hier übergangen werden.

Sehr leicht macht sich u aber auch noch auf einen andern Weg, nämlich nach i zu; so ist schon im alten Griechisch nachweislich anstatt des u ein ü gesprochen worden: ὗς, σῦς wie hûs, sûs, nicht mehr wie das entsprechende lateinische sus, πλατύς wie platüs, nicht mehr wie das genau entsprechende litauische platùs u. s. f. Lateinisch luna wird zu franz. lune sprich lûn, obscurus zu obscur spr. obscür, plus zu plus spr. plü u. s. f. Man sieht, auch hier hält die Schrift am älteren Sprachstande fest. Auf dem Gebiete der deutschen Sprachen zeigt sich dieselbe Erscheinung vor allem im Holländischen, wo muur (Mauer) nicht mehr wie mûr, sondern wie mûr gesprochen wird, zuur (sauer) wie zûr (z = franz. z), druk (Druck) wie drük u. s. f. Aehnlich verhält es sich mit dem englischen u in sun (sunne, Sonne), nut (Nuß) u. s. f.

Die Diphthonge (Laute, bei denen am Ende der Aussprache die Sprachorgane eine andere Stellung eingenommen haben, als zu Anfang derselben) ai und au, nicht seltene und theilweise uralte Laute des Indogermanischen, halten sich auch nicht lange rein; beide Laute beginnen bald auf einander zu wirken, und so wird aus dem Doppellaute ein allerdings weniger Muskelthätigkeit in Anspruch nehmender Einlaut; bei ai nähert sich a dem i und wird also zu e, i kommt dem a entgegen und wird also auch zu e, wodurch aus ai ein ê oder â wird; genau auf dieselbe Weise fließt au zu ô zusammen. So ward schon im älteren Latein ai zu ae, die spätere griechische Aussprache wandelte ai zu ä, das Sanskrit hat durchaus ê und ô für ai und au; lat. aurum wird ital. oro, franz. or, pauper zu povero, pauvre (spr. pôwr) u. s. f.; ai wird sehr leicht zu ei und au zu ou durch Anähnlichung des ersten Elements an das zweite, z. B. gotisch ains, mhd. und nhd.

einer; gotisch laubs, mhd. loup, nhd. laub; ei wird zu ê und ou zu ô durch Anähnlichung des zweiten Elementes an das erste, wie wir dieß weiter unten bei der Betrachtung des Deutschen finden werden (z. B. gotisch laisjan, hochd. lêren, gotisch dauths, hochd. tôt); auch andere Wege können hier eingeschlagen werden, indem nämlich das zweite Element über das erste siegt, dann wird aus ei ein î, aus ou ein û. Beides sehen wir z. B. im Griechischen, wo *ει* längst wie î gesprochen wird, während *ου* schon vor Jahrtausenden in die Aussprache û übergegangen war; der Uebergang von ei in î ist im Deutschen schon in sehr frühen Perioden vor sich gegangen. Dem gotischen, nachweislich älteren ei entspricht in allen übrigen älteren deutschen Sprachen ein î, z. B. gotisch steiga, mhd. stîge, aber nhd. wieder steige.

Bei den vocalischen Doppellauten finden wir also anähnlichenden Einfluß des einen Lautes auf den andern. Solcher Einfluß stellt sich aber auch bei Vocalen ein, die in zwei Silben vertheilt sind und zwischen denen also Consonanten stehen. Nicht nur verändern sich demnach die Vocale selbst, ohne daß der Anstoß dazu von außen kommt, sondern vor allem auch dadurch, daß es dem Sprechenden bequemer ist benachbarte Silben mit ähnlichen oder gleichen Vocalen auszusprechen, als mit verschiedenen. Vor allem wirkt, wie wir sehen werden, der Vocal der folgenden Silbe im Deutschen und in andern Sprachen auf den der nächst vorhergehenden in anähnlichender oder angleichender Weise; aber auch vorwärts wirkende Assimilation gibt es. Die Assimilation, Anähnlichung und Angleichung ist überhaupt die wichtigste, durchgreifendste Erscheinung auf dem Gebiete der Sprachengeschichte; in anähnlichender Weise wirken Vocale auf Vocale, Consonanten auf Consonanten, Consonanten auf Vocale und umgekehrt, vorwärts und rückwärts; grammatische Formen wirken auf grammatische Formen in der Weise, daß früher verschieden Geformtes seine Besonderheit aufgibt und namentlich vereinzelte Abweichungen den häufigeren Erscheinungen sich anschließen; auf dem Gebiete der Form nennt man aber diese Erscheinung nicht Assimilation, sondern Analogie. Ja selbst im Satzbau sind verwandte Erscheinungen nicht selten.

Wir werden von der anähnlichenden Kraft, welche die Vocale der folgenden Silben auf die der vorhergehenden ausüben, weiter unten so reichliche Beispiele finden, daß wir es füglich unterlassen

können hier dergleichen anzuführen; gerade diesem Gesetze (in der deutschen Grammatik unter dem Namen Umlaut und Brechung bekannt) verdankt das Deutsche fast ausschließlich jene Zwischenlaute wie e (ä), ë, o, ö, ü; man glaube jedoch nicht, daß diese Erscheinung auf das Deutsche beschränkt sei, im Celtischen ist sie z. B. ebenfalls sehr stark ausgebildet, und in manchen andern Sprachen bietet sie sich auch dar.

Auch von dem Einflusse der Consonanten auf die benachbarten Vocale werden sich genug Beispiele im Deutschen finden, ganz besonders entwickelt aber ist dieser Einfluß im Arabischen (nicht in der Schrift, wohl aber in der Sprache selbst). Manche Dialecte sind in dieser Beziehung besonders empfindlich, so z. B. das Angelsächsische, einige unserer oberdeutschen Volksmundarten u. a. So wandelt z. B. meine heimathliche Mundart, die nordfränkische der Stadt Sonneberg, ô in der Regel in ûe, ê in îe um (lôs wird zu lûes, êdel zu îedel u. s. f.); nur vor r liebt sie ê und ô, rôr, ôr, êr, mêr bleiben wie in der Schriftsprache. Einer ähnlichen Wirkung des r werden wir im ahd. und mhd. begegnen. Hier hat die Physiologie noch eine schöne Aufgabe zu lösen, da nur sie uns für diese Wahlverwandtschaften zwischen Consonanten und Vocalen die Ursache in der Natur unseres Sprachorganes aufzeigen kann.

Je länger eine Sprache lebt, desto reicher wird sie an solchen oft unglaublich feinen und subtilen Wirkungen der Laute auf einander, welche eine Menge Vocalabstufungen hervorrufen, die nur in ihren leichter faßbaren, stärkeren Unterschieden in der Schrift wieder gegeben zu werden pflegen. Diese reichere Fülle verschieden gefärbter Vocale, die Ausfüllung der Zwischenstufen auf der Tonleiter der Vocale ist somit ein Kennzeichen späterer Sprachen. Was in den älteren diese Kraft der gegenseitigen Einwirkung noch aufhält, werden wir weiter unten sehen.

Die Consonanten. Nicht minder starken Veränderungen als die Vocale sind im Verlaufe der Zeit die Consonanten unterworfen. Den festesten Stand pflegen sie im Anlaute (d. h. im Anfange des Wortes) zu haben, im Inlaute (d. h. im Inneren des Wortes) zwischen Vocalen werden sie leicht geschwächt, ja völlig verflüchtigt und aufgelöst (ausgestoßen, wie man mit einem übelgewählten Bilde sagt; an ein plötzliches Hinausstoßen kann aber gar nicht

gedacht werden, sondern nur an ein ganz allmähliches Schwinden), vor andern Consonanten assimiliren sie sich diesen, oder es assimilirt sich auch der folgende Consonant dem vorhergehenden; im Auslaute (d. h. am Ende des Wortes) sind sie am meisten dem Verderben ausgesetzt, hier schleifen sie sich sehr leicht völlig ab. Vom Auslaute werden wir weiter unten noch im besonderen ein Wort zu sagen haben, da er des Eigenthümlichen gar vieles bietet. Die Neigung zu schwinden oder Veränderungen sich zu unterwerfen ist nicht bei allen Consonanten gleich stark; zu den festesten consonantischen Elementen sind im Ganzen: r, l, m, n zu rechnen, die momentanen Laute (k, t, p, g, d, b) werden im Allgemeinen stärker und leichter verändert als jene; s, v, j sind wohl noch flüchtigerer und wandelbarerer Natur.

Wie bei den Vocalen so herrscht auch bei den Consonanten in Bezug auf ihre lautgeschichtlichen Veränderungen im Ganzen und Großen Uebereinstimmung in den Sprachen, auch in völlig unverwandten Sprachen. Leicht begreiflich, da alle diese Erscheinungen nur durch unsere Sprachorgane bewirkt werden und diese doch wesentlich dieselben bei allen Menschen sind.

Nur ein paar Beispiele mögen hier Platz finden, um das eben im Allgemeinen Ausgesprochene wenigstens nach einigen Seiten hin einigermaßen anschaulich zu machen.

Zwischen Vocalen, oder auch zwischen Vocal und den einigermaßen vocalähnlichen sogenannten liquiden Consonanten, d. i. r, l, und den nasalen m, n, sinken gerne die lautlosen, stärker hervorgestoßenen k, t, p, in die mit Stimmton gesprochenen sanfteren g, d, b herab; auch hierin ist anähnlichender Einfluß der Umgebung nicht zu verkennen.

Lateinisch ama*t*us, im Italienischen noch ama*t*o, ist im Spanischen bereits ama*d*o; lat. pa*t*re, ital. pa*d*re u. a. Das Französische geht noch einen Schritt weiter und läßt den bereits geschwächten und vocalähnlicher gemachten Consonanten völlig im Vocale aufgehen: aimé, père; ebenso verhalten sich lat. lactuca, ital. latt*u*g*a*, franz. laitue; p wird bis zu v erweicht, z. B. reci*p*ere, franz. rece*v*oir u. a. Im Prakrit, einer wahrscheinlich nicht reinen Volksmundart, sondern nur nach Analogie der Volksmundarten für Zwecke des Dramas gebildeten Umgestaltung der indischen Schriftsprache, des Sanskrit, wird diese Ausstoßung der

Consonanten bis ins Abenteuerliche getrieben, so daß man Formen findet wie uadô für Sanskrit upagatas (herbeigegangen).

Unzählige Assimilationen finden beim Zusammenstoße von Consonanten statt, und allerdings ersparen diese den Sprachorganen ein wesentliches Quantum von Thätigkeitsaufwand, z. B. lat. captivus, ital. cattivo, franz. chétif; lat. septem, ital. sette; lat. factus, ital. fatto, franz. fait; lat. dictus, ital. detto, franz. dit; deutsch hatte aus habte; lat. ipse, ital. esso; lat. scripsi, ital. scrissi; Sanskrit asti (ist), Prakrit atthi; deutsch krummer für krumber u. s. f.

Der unverträglichste Nachbar ist der Gaumenhauchlaut j, ein wahrer Hausschwamm (merulius vastator L.) in den Gebälken des Wortes, der selbst über seine nächste Umgebung hinaus seine zersetzende Kraft geltend machen kann, und nächst ihm die palatalen Vocale (die i enthalten oder dem i ähnlich sind).

Am widerstandslosesten gegen diese Laute sind die Gutturalen k, g, aber auch die anderen Consonanten unterliegen in manchen Sprachen dem Einflusse des j. So wird kj zu tsch, ts; zuletzt, durch Assimilation, zu s (oder sch), z. B. lat. facies (= fakjes, woraus aber sehr frühe schon fatjes in der Aussprache ward), ital. faccia d. i. fatscha, franz. face d. i. fass, ebenso lat. bracchium, ital. braccio, provençalisch bratz, franz. bras, was jetzt gar nur noch bra gesprochen wird u. s. f. Anderen Consonanten ergeht es in ähnlicher Weise; lat. palatium, ital. palazzo, franz. palais; lat. hodie, d. i. in späterer Aussprache hodje, ital. oggi (spr. wie ein franz. odji, slaw. odži, für die medialen Zischlaute fehlt es unserer Schrift an Zeichen), wie Sanskrit vidjâ im Pali zu vig'g'â (d. i. vidjâ, das j nach französischer Art, mit slawischer Schrift vidža) wird. Sogar pj und bj müssen in eine ähnliche Gruppe zusammenfließen: appropiare (von prope, propius gebildet), ital. approcciare (spr. approtschare), franz. approcher (wo ebenfalls nur der Zischlaut geblieben ist); lat. debeo (d. i. in späterer Aussprache so viel als debjo), ital. deggio u. s. f. Im Slawischen und Litauischen, aber auch im Altgriechischen und in ganz unverwandten Sprachen, wie z. B. im Tibetanischen, im Neuarabischen u. s. f., überall finden sich ähnliche Erscheinungen. Namentlich die Gutturalen leiden auch vor silbebildendem i, e leicht Schaden, ja sie wandeln sich sogar spontan

in ähnliche Laute um, wie durch den Einfluß dieser palatalen Vocale. Lateinisch vicinus wird italienisch zu vicino (spr. vitschino), franz. voisin; lat. gentem, ital. gente (spr. franz. djente, slaw. dżente), franz. gens u. s. f.

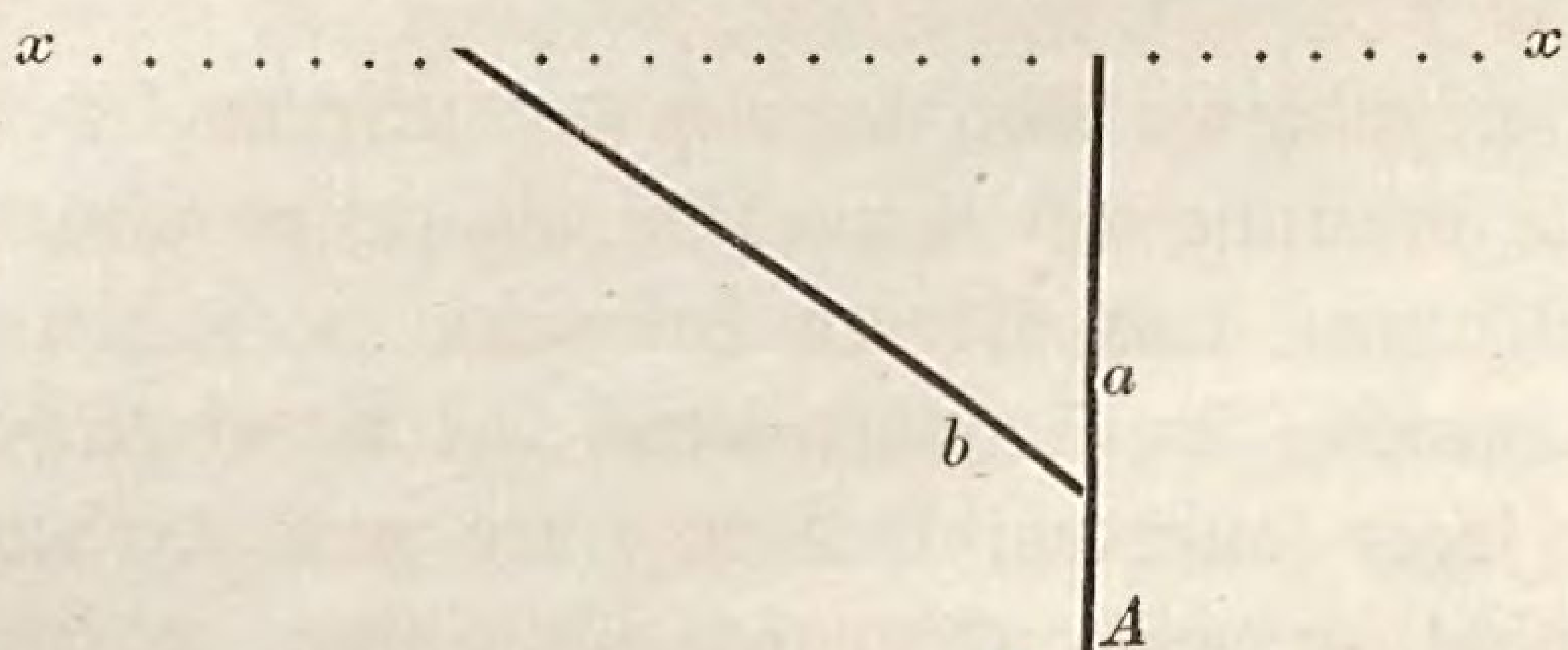
Die spontane Veränderung der Gutturalen findet sich schon im ältesten Sanskrit; aus dem Romanischen gehören z. B. das franz. ch, früher wie tsch, jetzt wie sch gesprochen, für ursprüngliches c (k) hierher, wie in chose aus causa; coucher aus *colcare d. i. collocare, chambre aus lateinisch camera, später camra u. s. f.

Hier sehen wir zwischen mr zur Erleichterung der Aussprache ein b eingeschoben und bei dieser Veranlassung sei bemerkt, daß auch Einschiebungen zum Zwecke bequemerer Aussprache keineswegs zu den seltenen Erscheinungen in der Lautgeschichte gehören; so finden wir str für ursprüngliches sr, ndr für älteres nr u. a.

Eine Menge von Erscheinungen dieser Art kann ich hier nicht einmal andeuten; es soll hier ja keine Lautgeschichte gegeben werden, sondern nur eine allgemeine Anschauung von der großen und mächtigen Veränderung, welche im Laufe der Zeit die Sprachlaute erfahren, um so auf das vorzubereiten, was wir später bei der Betrachtung des Deutschen wahrnehmen werden. Und dazu mögen die obigen mit flüchtigen Strichen hingeworfenen Umrisse vielleicht genügen.

Diese gesetzmäßige Veränderung der ursprünglichen Laute, sowie die Veränderung der Sprachen überhaupt verläuft zwar in einer im Ganzen und Großen bei allen beobachteten Sprachen übereinstimmenden, im Einzelnen jedoch vielfach abweichenden Weise. Sie findet sogar auf dem Gebiete einer und derselben Sprache durchaus nicht in völlig adäquater Weise statt, vielmehr wandelt sich die Sprache auf verschiedenen Theilen ihres Gebietes in einer mehr oder minder nur diesem Gebiete eigenthümlichen Weise; so entstehen aus einer Sprache bloß durch das längere Leben derselben mehrere Sprachen, die eine Sprache löst sich durch den sprachgeschichtlichen Proceß in mehrere Sprachen auf, welche mit der Zeit demselben Gesetze verfallen (s. o. S. 27, wo dieser Punkt bereits besprochen werden muste). In der Regel also lebt dann die ältere Sprache als solche gar nicht mehr, sie ist in die jüngeren aufgegangen. Von dieser weichen manche stärker, manche schwächer

von der gemeinsamen Grundsprache ab; manche Töchter bleiben der Mutter treuer, manche entwickeln sich eigenthümlicher, je nachdem, namentlich historischen Verhältnissen zufolge (S. 35 f.), auf der einen Stelle des Sprachgebietes die Wandlung stärker, schneller verlief, als auf der andern. Ja es können sich zwei oder mehr Theile eines Sprachgebietes so stark in dieser Beziehung unterscheiden (indem sich der eine rasch und schnell in die Formen jüngerer Sprachen wandelte, während der andere nur sehr geringe Veränderungen zuließ und die ältere Form im Wesentlichen beibehielt), daß wir versucht sein können, die eine Sprache als Muttersprache, die andere als Tochtersprache zu betrachten; die dann beide zugleich leben würden. So könnte man z. B. das Lettische eine Tochtersprache des Litauischen nennen. Bei näherer Betrachtung aber zeigt es sich, daß auch hier jene Sprache, welche der jüngeren zu Grunde liegt, nicht die ist, welche jetzt noch lebt, sondern eine in gar manchen Punkten doch noch alterthümlichere, daß wir also auch hier nicht eine Ausnahme von jenem durchgreifenden Gesetze der Differenzirung finden. Wie könnte auch ein Sprachgebiet (die scheinbare Mutter) völlig unverändert geblieben sein in einem Zeitraume, der hinreichte, den anderen Theil der Grundsprache eine so starke Wandlung durchmachen zu lassen? Wir können dieses Verhältniß, ein keineswegs seltenes, in folgender Weise wohl anschaulich machen.



Die Grundsprache A theilt sich in die Sprachen a und b in der beschriebenen Weise nämlich so, daß der Theil des Sprachgebietes b stärkeren Veränderungen unterliegt als der mit a bezeichnete. Bis zum Durchschnitt xx hat also b sich viel weiter von A entfernt als a, und dieß macht eben unser Schema dadurch anschaulich, daß es bx stärker von der geraden Richtung abweichen läßt als ax, das mehr als eine directe Fortsetzung von A erscheint (wir können uns unter A die litauische Grundsprache, unter ax die litauische und unter bx die lettische Sprache

denken, oder in ähnlicher Weise sich verhaltende Sprachen oder Mundarten). Wiederholen sich nun in den einzelnen auf diese Art entstandenen Sprachkörpern solche Verhältnisse, so entsteht eine oft höchst mannigfaltige und vielfache Verzweigung, wie wir denn im folgenden Kapitel beim indogermanischen Sprachstamme ein solches Beispiel kennen lernen werden.

Ungleich mächtiger aber als die Wandlungen des Anlautes und Inlautes der Worte sind die Verheerungen, welche der Zahn der Zeit am Auslaute der Worte anrichtet. Die Laute am Ende der Worte haben den schlimmsten Stand, es sind oft geradezu verlorene Posten. Am Ende des Wortes ist die Kraft der Sprachorgane am schwächsten, hier streben die Sprachen vor allem nach Erleichterung.

Am leichtesten geschieht es, daß von zwei auslautenden Consonanten einer hinwegfällt, wie z. B. im Griechischen ἔφερον (3 Plur.) für ἔφεροντ (vgl. φέρουσι = φέροντι und das Lateinische), πατήρ für πατερς steht u. s. f. Ferner geschieht es, daß nur gewisse Consonanten bequem genug für den Auslaut befunden werden, die übrigen müssen fallen oder sich in jene der Sprache allein erträglichen wandeln; so duldet z. B. das Griechische nur n, r, s im Auslaute, und ein ἔφερε steht für ἔφερετ, während in τέρας für τέρατ (vgl. τέρατος) das τ in ς gewandelt ist. Sodann wird gar kein Consonant mehr im Auslaute geduldet, wie im Italienischen, Altbulgarischen (Altkirchenslawischen); lateinisch bonus ist italienisch buono; einem litauischen vilkas steht ein slawisches vlŭkŭ (Wolf) zur Seite u. s. f.

Doch nicht nur die Consonanten, auch die Vocale des Auslautes und der auslautenden Silben haben von ihrer ausgesetzten Stellung zu leiden; die kurzen Vocale schwinden zu kaum noch hörbaren Nachklängen zusammen und verlieren sich endlich ganz, die langen Vocallaute werden erst verkürzt und gehen zuletzt auch noch den Weg der kurzen. Dergleichen Erscheinungen können wir an unserer eigenen Sprache beobachten; anstatt wolfe (Dat. Sing.) hört man vielfach schon wolf mit völlig geschwundenem e, das ja selbst mehr ein bloßer Nachklang als ein voller Vocal ist; in der ältern Sprache, im Gotischen, lautete dieses Wort noch vulfa und wir wissen, daß dieses a in noch älteren Perioden der Sprache lang war und aus ursprünglichem âi hervorgegangen ist, ursprünglich lautete unser Wort varkâi.

Endlich schwinden die unbetonten Endsilben völlig hinweg und auf diese Art entstehen jene oben in einzelnen Beispielen schon angeführten Wortformen, in denen vom ganzen Worte nur noch die Tonsilbe geblieben ist, wie französisch hommes, d. i. om aus hominês, englisch had aus habaidêdeima u. s. f.

Der Wortton kommt zur alleinigen Herrschaft, der frühere Gegensatz langer und kurzer Vocale löst sich in den betonter und unbetonter Silben auf; die unbetonten Silben werden als kurz, die betonten als lang empfunden und mit der Zeit schwinden die unbetonten Silben nach der Tonsilbe völlig, während die ihr vorausgehenden doch noch einigen Halt zeigen.

Es liegt klar zu Tage, wie durch solche Verluste am Auslaute, also an jenem Theile des Wortes, wo die meisten Sprachen ihre wortbildenden Organe oder, was dasselbe sagt, ihre grammatischen Beziehungselemente haben, die Form der Sprachen wesentlich verändert werden muß.

Allein schon in älteren Sprachperioden, zu einer Zeit, in welcher die Laute noch standhafter sind, beginnt sich eine Macht geltend zu machen und feindlich auf die Mannigfaltigkeit der Formen zu wirken und sie mehr und mehr nur auf das allernothwendigste zu beschränken. Dieß ist die oben schon erwähnte Anähnlichung namentlich der weniger häufig in der Sprache gebrauchten, in ihrer Besonderheit aber wohl gerechtfertigten Formen, an andere, vor allem an vielfach gebrauchte und so stark ins sprachliche Gefühl sich einprägende, die Analogie. Das Streben nach bequemer Uniformirung, nach Behandlung möglichst vieler Worte auf einerlei Art und das immer mehr ersterbende Gefühl für die Bedeutung und den Ursprung des Besonderen hat zur Folge, daß spätere Sprachen weniger grammatische Formen besitzen als ursprünglichere, daß der Bau der Sprache mit der Zeit sich immer mehr vereinfacht. Der alte Reichthum an Formen wird als entbehrliche Last nunmehr bei Seite geworfen. Während also die Sprachen im Verlaufe ihres späteren Lebens an Lautmannigfaltigkeit zunehmen, verlieren sie die ältere Fülle grammatischer Formen.

Wie in allen späteren Sprachen, so tritt auch in unserer deutschen Muttersprache die eben in Umrissen gezeichnete Richtung stark hervor. Während z. B. ursprünglich und noch im Gotischen und dem älteren Deutsch überhaupt Wörter wie sunus (Sohn),

handus (Hand), Acc. Plur. sununs, handuns, ihren besonderen Stammauslaut u hatten, durch den sie sich von den anderen, allerdings häufigeren, auf a und i unterschieden — so lauteten z. B. die Accusative Pluralis von i-Stämmen gastins, mahtins, daraus später auf uns bekannte Art gäste, mächte ward, indem das i auf das vorhergehende a wirkte, die Endung aber sich verflüchtigte — machen wir längst keinen Unterschied mehr zwischen jenen u-Stämmen und den i-Stämmen; diese u-Stämme haben ihre Besonderheit aufgegeben und sind der Analogie der i-Stämme gefolgt; wir sagen söne, hände gerade so wie gäste, mächte. Schon in älteren Sprachen schwindet die Declinationsweise der Nomina, deren Stämme auf einen Consonanten auslauten, leicht zu Resten zusammen, oder völlig, und eben so verliert sich leicht jene Conjugationsweise, welche die Endungen unmittelbar an den Auslaut der Verbalwurzel treten läßt; die consonantischen Nomina treten in die Analogie derer über, welche auf einen Vocal schließen, und die bindevocallosen Verba werden bindevocalisch. Ursprünglich hieß es z. B. admi (ich esse), aber bharâmi (ich trage), im Lateinischen aber schon edo wie fero und im Gotischen bereits ita (unser esse) wie baira (jetzt verloren, es würde bere lauten und „ich trage" bedeuten). Wir werden im Deutschen so viele Fälle von späterer Analogie finden, daß ich füglich unterlassen kann, hier weitere Beispiele vorzuführen.

Auch außer dem Einflusse der Analogie ist jedoch in den Sprachen ein Streben nach Vereinfachung der sprachlichen Form, nach Beschränkung der Anzahl der Formen nicht zu verkennen. Von diesem Zusammenschmelzen der grammatischen Formen, deren ursprünglicher Reichthum im späteren Sprachleben als lästiger Ueberfluß empfunden wird, liefert die Geschichte unseres Sprachstammes, des Indogermanischen recht schlagende Beispiele. Das Indogermanische hatte ursprünglich sieben Casus und einen Vocativ, drei Zahlen: Singular, Plural und Dual; die letztere Form ist die, welche dem Sprachgefühle am entbehrlichsten erscheint, denn es geschieht in vielen Sprachen, in manchen schon sehr frühe, daß die Pluralform auch da gebraucht wird, wo von der Zweizahl die Rede ist, die Dualform pflegt an den Worten für „zwei" und „beide" am längsten zu haften. Bald geschieht es aber auch, daß ein Casus die Function des andern mit übernimmt, wie z. B. im

Deutschen der Genitivus zugleich als Ablativus fungirt, der Locativus meistens den Dativus ersetzt; den Instrumentalis sehen wir im Althochdeutschen verschwinden und durch den Dativ ersetzt werden. So schmelzen zwei, ja mehrere ursprünglich verschiedene Casus zu einer Form zusammen, die Anzahl der lautlich verschiedenen Casusformen wird immer geringer und zuletzt, wenn die Abschwächung des Auslautes noch hinzutritt, geschieht es leicht, daß alle Casusformen sammt und sonders schwinden; dann gilt eine Form des Nomens für alle Casus.

Beim Verbum sehen wir Aehnliches. Eine Form für das Mediopassiv, wie sie im Sanskrit, Zend und Griechischen sich findet, sehen wir innerhalb der deutschen Sprachfamilie nur noch im Gotischen, aber auch da schon stark geschwächt; der Optativ muß im Deutschen den Conjunctiv mit ersetzen und von den ursprünglichen Tempusformen hat unsere Sprachfamilie gar nur zwei gerettet, Präsens und Perfectum, von denen die erstere in der älteren Sprache auch die Function des Futurum, die letztere die des Imperfects, Aorists, Plusquamperfects übernehmen muß.

Uebrigens kann natürlich die bloße Auslautschwächung ohne Zuthun der eben besprochenen Agentien (der Analogie und dem Streben nach Vereinfachung der Sprachform) die Ursache seyn, daß ursprünglich lautlich geschiedene Formen im Verlaufe der Zeit in einen Laut zusammenfallen. Man sagte z. B. ahd. gëbam, älter gëbamês, erste Pers. Plur. (wir geben); gëbant, dritte Plur.; Infinitiv gëban; mhd. muß aus diesen Worten, nach den Gesetzen dieser Sprache, gëben, gebënt, gebën werden, wodurch die beiden Präsensformen sich schon näher gerückt sind, die erste Pluralis aber mit dem Infinitiv völlig zusammenfällt; nhd. verflüchtigt sich auch noch das t der letztern Form und nun gilt gëben als erste und dritte Plur. Präsentis und als Infinitiv. Solcher Fälle kann man im Deutschen nicht wenige zusammenstellen; wir werden indeß weiter unten auf diese Dinge zurückkommen.

Gewiß hat sich manchem der Leser bereits der Gedanke aufgedrängt: wie kommt es doch, daß in den ältesten Sprachen diese mächtigen Veränderungen ferne gehalten werden, daß die später unverträglichsten Laute lange Zeit hindurch ruhig neben einander stehen und die Sprache frei von Analogie, im vollen Besitze ihrer Formen ist? Die Beschaffenheit der Sprachorgane, der

Aufwand von Muskelthätigkeit beim Hervorbringen der Laute war doch zu allen Zeiten derselbe, warum empfand man nicht schon früher das Bedürfniß, die Thätigkeit der Organe auf ein geringeres Maß zu bringen? Warum war damals der Formenreichthum keine Last, wie später? Nun, so ganz schlummern auch in den ältesten Sprachen die später allerdings stärker wirkenden Zerstörungselemente nicht, ich bemerkte oben (S. 47) bereits, daß wir sogar wohl keine einzige Sprache in voller Integrität kennen. Aber immerhin währt es lange Zeit, bis die höheren Grade der Zersetzung eintreten. Das nun, was die Sprachen in früheren Lebensepochen hält, ist das Gefühl für die Function der einzelnen Elemente des Wortes; so wie dieß Gefühl schwächer wird, verwittern und verwischen sich die scharf geschnittenen Formen des Wortes und das Streben, das in seiner Bedeutsamkeit nicht mehr Empfundene zu entfernen, bethätigt sich.

Versetzen wir uns nochmals zurück in die erste, die vorhistorische Periode der Sprache, in die Periode der Sprachbildung. Als die Formen entstunden, fühlten natürlich die sie schaffenden Menschen ihre Function vollkommen, denn Form und Function sind ja ihrem Wesen nach unzertrennlich, wie Form und Inhalt. Dieß Gefühl erstarb natürlich nicht sogleich, als der Bildungsproceß der Sprache abgelaufen war und die Völker historisch wurden; es lebt noch lange Zeit hindurch fort, wird aber immer schwächer und schwächer, bis es endlich fast ganz erlischt. So lange und in so weit das Gefühl für die Function einer Wortform noch lebendig ist, wird diese natürlich in ihrer wesentlichen Integrität vor dem zersetzenden Einflusse der Lautgesetze u. s. f. bewahrt bleiben; in dem Maße wie es erlischt, stirbt das Wort ab, bis es zuletzt so zu sagen eine Leiche wird, die nun des Lebens bar, den Gesetzen der lautlichen Zersetzung anheim fällt. Ein Beispiel wird das Gesagte anschaulich machen. Der Römer sagte dictus, nicht detto wie der jetzige Italiener. Er muß also wohl noch gefühlt haben, daß dic die Wurzel ist mit der Function, die Bedeutung des Sagens lautlich auszudrücken, daß tu die Function hat, den Wurzeln die Beziehung eines Particips Perfekti Passivi zu geben, und endlich, daß die Function des s die ist, den Nominativ Singularis der belebten Nomina zu bezeichnen. So lange dieß Gefühl lebendig war, konnte keine Zersetzung über das Wort dictus Macht

gewinnen, es war lebendig und jeder seiner Theile war von solchem Leben durchströmt.

Je länger aber Völker leben, je historischer sie sich entwickeln, desto mehr entfernen sie sich von ihren vorhistorischen Zuständen, d. h. desto mehr zieht sich der Geist aus der Sprache, aus dem Laute heraus, in dem er einst allein lebte, desto mehr wird die Sprache, die einstmals selbst Zweck des Geisteslebens war, nur Mittel für dasselbe, Mittel des Gedankenaustausches. Nun liegt dem Redenden nichts mehr daran, wie das Wort gebildet ist, es reicht für ihn hin, seine Function im Ganzen zu kennen, dictus heißt „der Gesagte", das ist genug; das Gefühl, daß diese Function nur die Resultante aus den Functionen der einzelnen Theile dic, tu, s ist, ist geschwunden. Ist es einmal so weit gekommen, so kann der Sprache an der Erhaltung der Integrität der einzelnen Worttheile nichts mehr gelegen sein, bleibt doch dem Worte im Ganzen seine Function, auch wenn man sich dessen Aussprache erleichtert. So kommt es nun, daß, so wie der eine Theil nicht mehr als Wurzel empfunden wird und der andere als Beziehungslaut, die Laute beider, da wo sie zusammenstoßen, auf einander zu wirken beginnen; aus ct wird das bequemere tt und nun ist es dem Ungelehrten gar nicht mehr möglich, die Wurzel heraus zu fühlen, zumal, wenn nun auf gleiche Weise ein dissi aus dic-si entsteht neben einem ditsche (dice) und dic-o. Der Auslaut s muste eben so fallen als Opfer der bequemeren Aussprache, die keinen Consonanten im Auslaute mehr duldete und zuletzt ward aus ditto das noch bequemere detto, da e dem o näher steht als i. Nun, da an einem Worte wie ditto gar keine Gliederung mehr empfunden werden kann, geht der Proceß der Vereinfachung unaufhaltbar weiter; was ditto leistet, dazu genügt dit ebenso gut, ja ein bloßes di; so weit ist das Französische gegangen und hat damit, nach unserem Ermessen, wohl die äußerste Grenze der lautlichen Abschwächung erreicht.

Wir wollen das Gefühl für die Function des Wortes und seiner Theile kurzweg Sprachgefühl nennen. Das Sprachgefühl ist also der Schutzgeist der sprachlichen Form; in dem Maße wie er weicht und zuletzt ganz schwindet, bricht das lautliche Verderben über das Wort herein. Sprachgefühl und Integrität der lautlichen Form stehen also in geradem; Sprachgefühl

und Lautgesetze, Analogie, Vereinfachung der sprachlichen Form in umgekehrtem Verhältnisse zu einander.

Von den uns zunächst stehenden Nationen haben wohl die Romanen das schwächste Sprachgefühl, wir Deutsche haben auch keinen Ueberfluß daran, viel stärker lebt es noch bei den Slawen, sehr stark beim Litauer fort. Den Schluß auf die nothwendige Ergänzung hierzu, nämlich auf den Zustand der sprachlichen Laute und Formen, kann man leicht machen.

Wie sollte auch ein Franzose bei Worten wie dit, été (aus esté, dieses aus sté = lateinisch sta-tu-s) u. s. f. etwas anderes empfinden, als daß das eine „gesagt", das andere „gewesen" bedeutet? Wie sollte er fühlen können, daß été und station die nächsten Verwandten sind, zumal sich in été auch die Function (ursprünglich „gestanden") so stark abgeschwächt hat?

Wir Deutschen fühlen auch im ganzen wenig mehr bei unseren Worten. Wer denkt bei lôs (solutus) an verlieren (für verliesen), obgleich der Wechsel von s und r aus Beispielen, wie gewesen neben war unserem Gefühle geläufig sein sollte; bei taufen an tief, bei gift an geben, bei trift an treiben, bei gestalt und stall an stellen, bei last an laden u. s. f.? Nichts empfinden wir bei diesen Worten als ihre Function, die sie als Ganzes haben, ihre eigentliche Tiefe ist uns verschlossen. Ich wette darauf, keiner meiner Leser, wenn er nicht etwa das Deutsche wissenschaftlich getrieben hat, hat dem Worte vergnügen etwas von genug, wovon es abgeleitet ist, angefühlt; ja sogar bei würfel, einem Worte, so klar gebildet wie nur möglich, denken wir viel weniger an wurf und werfen, als an die cubische Gestalt. Wer ahnt noch den Zusammenhang von frau (Herrin), fronfestung, fronleichnam, frönen (von dem verlornen frô, Herr) und Freude? Unzählige in ihrem eigentlichen Wesen, in ihrer wahren Function nicht mehr gefühlte Worte führen wir im Munde.

Hier sehen wir klar, was Mangel an Sprachgefühl ist; denken wir uns den Sachverhalt umgekehrt, nehmen wir an, daß alle Worte dem unmittelbaren Gefühle noch durchsichtig und lebendig, ja lebendiger seien, als sie die gelehrte Erkenntniß oft nur mit Mühe zu machen im Stande ist, so erhalten wir eine Vorstellung von dem was Sprachgefühl ist.

Die Function ist also nicht nur in der Entwicklungsperiode

der Sprache, sondern auch in der Periode des Alterns, der Sprache innerster Kern, von dessen Leben das Gedeihen und die Erhaltung des Lautleibes abhängt. Die Veränderungen, die mit der Function der Sprachen im Laufe der Zeit vorgehen, sind also eben so bedeutend, eben so weit greifend, als die ihr zur Seite gehende Veränderung der lautlichen Form.

Die wichtigste dieser Veränderungen ist ohne Zweifel die bereits hervorgehobene. Die Function der Beziehungslaute im Gegensatze zu der des Bedeutungslautes wird nicht mehr empfunden, sie erlischt mehr und mehr, die Worte werden nur als solche im Ganzen gefühlt.

Nach welchen Gesetzen sich die Function der Worte selbst im Laufe der Zeit verändert, dieß zu erforschen, d. h. aus der Masse der Einzelnbeobachtungen das Gesetz zu finden, ist eine noch nicht ernstlich in die Hand genommene Aufgabe unserer Disciplin, deren Lösung allerdings auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte. Leider kann ich diesen wichtigen Theil der Sprachengeschichte auch nicht in den allgemeinsten Umrissen andeuten.

Eine andere, Angesichts der geschilderten Sprachzersetzung sich leicht aufdrängende Frage ist folgende: vermag die Sprache eine so große Einbuße an Formen zu ertragen? Ersetzt sie vielleicht das auf der einen Seite verlorene auf eine andere Weise wieder? Beide Fragen sind bedingungsweise mit ja zu beantworten. Allerdings vermag sich die Sprache mit einer sehr geringen Anzahl grammatischer Formen vollkommen gut zu behelfen, sie kann ja, wie wir bei den isolirenden Sprachen fanden (Classe I), aller grammatischen Formen entrathen; aber es stehen den späteren Sprachen auch noch Mittel zu Gebote, die erlittene Einbuße an grammatischen Formen theilweise wenigstens zu ersetzen. Diese Mittel sind Z u s a m m e n s e t z u n g von Worten und U m s c h r e i b u n g. Das letztere ist syntactischer Art und bei der Geschichte des Satzbaues zu besprechen. Bleiben wir bei der Zusammensetzung einen Augenblick stehen. Es ist das einzige Mittel der Wortbildung, das in späteren Lebensepochen der Sprache noch zu Gebote steht. Neue Casus-, Modus- und Personalendungen, neue Nominal- und Verbalbildungsweisen anstatt der verlorenen können nicht wieder hervorsprossen; der Stoff, aus dem die Sprache in vorhistorischer Zeit ihre wortbildenden Elemente nahm, jene noch nackten Wurzeln allgemeinerer

Bedeutung (vgl. S. 7 und 9 f.) sind ja längst nicht mehr vorhanden und überdieß ist ja eben gerade für diese frühere Art der Wortbildung, für die Function aller Beziehungselemente das Gefühl mehr oder minder erstorben. Sollen also neue Formen entstehen, so kann dieß nur auf eine einzige Art stattfinden: es müssen fertige Worte als Wortbildungselemente verwandt werden, denn nur solche besitzt nunmehr die Sprache, nur für die Function des ganzen Wortes lebt noch das Gefühl. Ganze fertige Worte treten mit andern Worten zu einem Ganzen, zu einem neuen Worte zusammen, d. h. es werden grammatische Formen durch Zusammensetzung gebildet. Je länger eine Sprache schon gelebt hat, desto mehr zusammengesetzte Bildungen wird sie in der Regel besitzen (falls sie nämlich überhaupt zu neuen Bildungen geschritten ist). Ein Beispiel möge diesen Vorgang anschaulich machen.

Das Indogermanische besaß ursprünglich ein Imperfectum, d. h. eine Form des Präsensstammes, an welche eine auf die Vergangenheit hinweisende Partikel, Augment genannt, angeschmolzen war, die übrigens auch fehlen konnte, und welche die abgestumpftere Form der Personalendungen hatte. So haben wir im Griechischen z. B. zum Präs. λέγω (legō), Grundf. lagâmi, das Imperfect ἔλεγον (élegon), Grundf. alagam. Durch die um sich greifende Analogie der volleren Personalendungen treten nun aber leicht diese auch da ein, wo die abgestumpfteren zu stehen hätten und ursprünglich stunden, das Augment kann ja überhaupt fehlen und fehlt manchen indogermanischen Sprachen völlig. Treten diese beiden Umstände ein, Verlust der abgestumpfteren Personalendungen und des Augments, wie z. B. im Lateinischen dieß der Fall war, so wird die Bildung einer vom Präsens unterschiedenen Imperfectform zur Unmöglichkeit. Behilft sich nun ferner eine Sprache nicht mit einer andern Form des Präteritum in der Weise, daß etwa, wie im Deutschen, das Perfect zugleich als Imperfect gilt, sondern kann sie einer speciellen Form für das Imperfect nicht entrathen, so bleibt ihr nichts übrig, als auf dem Wege der Zusammensetzung eine neue Imperfectform zu schaffen. So verfuhr das Lateinische, es setzte das Imperfect der Wurzel fu, ursprünglich fuam, dann kürzer fam, das einzige Imperfect, das ihm außer eram noch verblieben war (eram für esam ist Imperfect zu es-se), an den Präsensstamm an und bildete sein legefam, für welches einem Lautgesetze

zufolge legebam eintreten mußte (f wird im Inlaute regelmäßig zu b). So erreichte das Lateinische durch ganz andere Mittel denselben Zweck mit seinem legebam, wie der Grieche durch sein ἔλεγον.

Das späte Auftreten solcher Zusammensetzungen erkennt man leicht daran, daß jede Sprache sie auf ihre eigene Art bildet, so hat z. B. das Lateinische sein ama-vi aus ama-fui (lieben-war ich), das Deutsche aber salbô-da, Plur. salbô-dêdum (salbte, salbten, wörtlich „salben that ich, thaten wir").

Solche wirkliche Zusammensetzungen fallen aber immer noch in eine verhältnißmäßig alte Zeit des Sprachlebens; wir finden sie beim ersten Erscheinen der Sprachen schon vor. Viel jünger sind jene Zusammensetzungen, die genau genommen nichts anderes sind als Zusammenrückungen früher getrennter Worte, wie wir sie z. B. in der Conjugation der romanischen Sprachen häufig finden. Die ältere Bildung des Futurs z. B. ging verloren, man umschrieb diese Form und rückte dann die Umschreibung in ein Wort zusammen: italienisch canterò aus cantar ho, französisch chanterai aus chanter ai (lateinisch wäre dieß cantare habeo zu singen habe ich, d. h. ich werde singen); italienisch canterai aus cantar hai, französisch chanteras aus chanter as (cantare habes zu singen hast du); italienisch canterà aus cantar ha, französisch chantera aus chanter a (cantare habet zu singen hat er) u. s. f. Auf diese Art sind nicht wenige Formen des romanischen Verbums gebildet.

Dieß führt uns auf das vierte und letzte Moment, in welchem sich die Sprache im Laufe der Zeit nicht minder stark verändert, als in den bereits besprochenen, auf den Satzbau. So eben fanden wir den Satz als Mittel gebraucht, um verlorene Wortbildungen zu ersetzen. Neue Wortbildungen sind nicht mehr zu erzeugen, der Satz muß also aushelfen, wo verlorene Formen ersetzt werden sollen, d. h. anstatt der Wortbildung tritt Umschreibung ein; den Dienst, welchen früher die Beziehungslaute leisteten, müssen jetzt Beziehungsworte übernehmen, die Function, die früher ein Wort hatte, übernehmen jetzt mehrere Worte. Leicht thunlich wird dieß den Sprachen dadurch, daß nunmehr viele Worte ihre ursprünglich concretere Bedeutung verallgemeinert, ins Abstracte verflüchtigt haben und zugleich in ihrer Form sich verkürzten; so

entstunden die sogenannten Hilfsverba, Artikel, Präpositionen und Conjunctionen. Mit Hinblick auf diese Erscheinung hat man die älteren Formen unseres Sprachstammes synthetische Sprachen, die späteren analytische Sprachen genannt.

In der Declination müssen Präpositionen erst die geschwächten Casusformen in ihrer Function unterstützen, später die geschwundenen Casus geradezu ersetzen; ein ahd. Instrumental, wie wortu, muß jetzt durch „mit dem Worte" oder „mit einem Worte" gegeben werden; die Casusfunction übernimmt die Präposition, das abgeschwächte Demonstrativpronomen fungirt als bestimmter, das Zahlwort „eins" als unbestimmter Artikel, während die frühere Sprache das Bedürfniß gar nicht hatte, der Auffassung in dieser Weise zu Hilfe zu kommen. Um das lateinische hominis wieder zu geben, muß der Franzose drei Worte in Bewegung setzen: de l'homme (de illo homine) oder: d'un homme (de uno homine) u. s. f.

Das Schwinden der Casus und ihren Ersatz durch Präpositionen können wir in unsrer jetzigen deutschen Sprache recht deutlich beobachten. Anstatt „eines Ereignisses gedenken, süßen Weines voll" u. dgl., pflegen wir im gewöhnlichen Leben schon zu sagen: „an ein Ereigniß denken" und „voll von süßem Weine", ja manche deutsche Volksmundarten haben den Genitiv fast spurlos verloren und sagen z. B. anstatt „meines Bruders Sohn", entweder „der Sohn von meinem Bruder" oder „meinem Bruder sein Sohn".

Was beim Nomen der Artikel, das ist beim Verbum das Personalpronomen; die ältere Sprache bedarf sein nicht, weil es in der Personalendung ja enthalten ist; griech. eî-mi ist „gehen ich", légō für legō-mi „lesen ich" und so verhält es sich in allen Formen aller indogermanischen Sprachen.

So wie aber die Function der die Person bezeichnenden Beziehungselemente des Verbums nicht mehr im Sprachgefühle lebt, muß dem Verbum das Pronomen beigegeben werden (so wird also dieselbe Beziehung zweimal bezeichnet, weil man die ältere Bezeichnung nicht mehr als solche wahrnahm). Ein lateinisches amo, amas, amat, ein gotisches quitha, ahd. quidu, reichte vollständig aus, später muste man sagen j'aime (= ego amo), tu aimes (tu amas), il aime (ille amat) und im Deutschen „ich sage" u. s. f.

Wie die Casus durch Präpositionen, so wird der Modus durch Conjunctionen zuerst gestützt, dann ersetzt: lateinisch cantem, französisch que je chante (quod ego cantem).

Auch Tempusformen werden oft umschrieben und so sind unsere „ich habe gethan, ich werde thun, ich bin gegangen, ich war gewesen" sämmtlich jüngeren Ursprunges.

Schon hierdurch erhält der Satz in den späteren Lebensaltern der Sprache ein anderes Gepräge und seine Aufgabe wird eine wesentlich erweiterte; letzteres findet aber auch in anderer Beziehung noch statt. Die Stellung der Worte im Satze gewinnt nämlich mit der Zeit eine andere, für das Verständniß viel größere Bedeutung als ihr früher zukam. So lange eine Sprache sich noch im Vollbesitze ihrer grammatischen Formen befindet, ist die Zusammengehörigkeit der Worte eines Satzes leicht an ihnen selbst zu erkennen; die Wortstellung kann also eine freie, je nach dem Bedürfnisse, dieß oder jenes Wort stärker hervortreten zu lassen, wechselnde sein. Auch gibt es noch keine oder doch viel weniger Hilfsworte, die fast sämmtlich ihre feste Stelle haben. Im späteren Sprachleben wird also die Reihenfolge der Worte im Satze fester, zuletzt fast unwandelbar, weil nur auf diese Weise ein sicheres Verständniß erzielt werden kann. Wie nachtheilig für die Poesie, für die Feinheit des Satzbaues und der Periodenverknüpfung diese Starrheit der Wortfolge im Satze ist, liegt auf der Hand.

Ueberblicken wir den Gang, den die Sprachen im Verlaufe ihres Lebens nehmen, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die höher organisirten Sprachen schließlich sich den einfacher gebauten wieder nähern. Die Beziehungslaute verlieren sich mehr und mehr, die Worte werden unwandelbar in ihrer Form, die Beziehung wird durch Worte umschrieben, kurz, herabgekommene Flexionssprachen (Classe III), erinnern nicht wenig an die Weise der isolirenden Sprachen (Classe I). Die Parallele zwischen englisch und chinesisch ist oft genug gezogen worden. Sollten nun nicht etwa die höheren Sprachorganismen im Laufe der Jahrtausende wieder völlig zu einfachen Formen herabsinken, aus flectirenden und zusammenfügenden Sprachen endlich isolirende entstehen? Diese könnten dann von neuem sich zu höheren Formen aufschwingen und es beschriebe also die Sprachenentwicklung große Kreisläufe von Isolirung zu Flexion, von Flexion zu Isolirung und so fort. Diese Hypothese

hat etwas bestechendes; zu aller Erfahrung aber steht sie im Widerspruche.

Auch die am meisten herunter gekommenen Flexionssprachen sind dennoch von den isolirenden grundverschieden; gerade die Wurzelveränderung haftet auch bei der stärksten Abschleifung der Endungen, und völlig schwinden sehen wir diese nirgends. Also schon das ist nicht richtig, daß höhere Sprachformen sich in niedere wandeln.

Einfache Sprachformen sehen wir aber auch nie sich zu höheren heraufarbeiten, denn Sprachbildung kann nur vor der Geschichte stattfinden. Auch ergeben sich die Sprachen der einfachen Formen, z. B. das Chinesische, der wissenschaftlichen Betrachtung keineswegs als herabgekommene höhere Sprachorganismen zu erkennen.

Es bleibt also nichts übrig, als sich bei der einzig und allein der Erfahrung entsprechenden Annahme einer fortgesetzten Veränderung der Sprache in der bisher geschilderten Richtung zu beruhigen. Wohin endlich der Verfall der sprachlichen Form, der zersetzende Einfluß der Lautgesetze führe, vermögen wir freilich nicht zu sagen, die Sprache der Zukunft zu erschließen, unterfangen wir uns nicht; wir lassen uns daran genügen, daß wir die Phasen, die das Leben der Sprachen bisher durchgemacht, im Allgemeinen kennen und den Lebensgang einzelner Sprachen verhältnißmäßig genau nicht nur zu verfolgen, sondern sogar bis in die graue Vorzeit hinauf zu erschließen im Stande sind.

III. Vom indogermanischen Sprachstamme.

Wir haben in den zwei ersten Abschnitten dieses Werkes das Wesen der Sprache im Allgemeinen kennen gelernt, wir wissen nun, wie ihre verschiedenen Formen beschaffen sind, wie sich die Sprachen im Laufe der Zeit verändern, und wie in Folge dieser Veränderungen die Spaltung ursprünglich einheitlicher Sprachkörper in mehrere Theile wiederholt stattfindet, wodurch in der bis zur Gegenwart verlaufenen Periode des Sprachlebens endlich jene Reihen verwandter Sprachen zu Stande kamen, von denen wir eine jede unter dem Namen einer Sprachsippe zusammenfassen.

Die uns wichtigste und in jeder Hinsicht bedeutendste der bis

heute als solcher erkannten Sprachsippen ist der indogermanische Sprachstamm, zu welchem auch das Deutsche gehört. Auf die Betrachtung dieses Sprachstammes haben wir also näher einzugehen, um die Stellung des Deutschen innerhalb desselben, oder, was dasselbe sagt, das Verhältniß des Deutschen zu den ihm verwandten Sprachen, oder nochmals mit andern Worten, um die Vorgeschichte der deutschen Sprache uns klar zu machen.

Mit indogermanisch beabsichtigte man die Ost- und Westgrenze des Sprachstammes anzudeuten; obgleich nunmehr das noch westlichere celtisch als zu demselben Sprachstamme gehörig erkannt worden ist, thut man doch wohl, bei der ältesten, einmal angenommenen Benennung zu bleiben. Die neueren in Anwendung gebrachten Bezeichnungen dieses Sprachstammes als indoeuropäisch, arisch oder sanskritisch oder japhetisch sind theils eben so schlecht, theils noch verkehrter als jene alte Benennung, bei welcher wir es also bewenden lassen; der Name braucht ja keine Definition zu sein.

Folgende Sprachfamilien bilden zusammen die Sippe der indogermanischen Sprachen; mit anderem Bilde, folgendes sind die mannigfach verzweigten Aeste, die aus dem indogermanischen Stamme hervorgetrieben sind. Wir beginnen die Aufzählung im Osten.

1) Die indische Familie. Von dieser Familie kennen wir die Grundsprache, welche überhaupt die weitaus alterthümlichste und daher für die Sprachforschung wichtigste Sprache des gesammten Sprachstammes ist. Es ist dieß die Sprache der ältesten religiösen Hymnen der Inder, die mit mancherlei anderen älteren und späteren Schriften unter dem Namen Veda zusammengefaßt werden. Diese Sprache, die vedische, trägt unverkennbar den Stempel einer ächten und wahren Volkssprache an sich, es ist keine von der lebendigen, gesprochenen Sprache verschiedene Schriftsprache, vielmehr steht fest, daß jene Hymnen längst vorhanden waren, ehe sie durch die Schrift aufgezeichnet wurden. Diese Sprache wandelte sich, allgemeinem Gesetze folgend, im Laufe der Zeit in ähnlicher Weise in jüngere Formen, wie etwa das Latein ins Italienische und die anderen romanischen Sprachen. Zugleich aber suchte man für die Schrift und den höheren Umgang, für religiöse und gelehrte Zwecke, die alte Sprache fest zu halten. So bildete sich aus der alten Sprache auch eine Schriftsprache, in vielen Punkten von jener alten Volkssprache zwar verschieden, namentlich in den Formen vereinfacht

und durch Regeln in eine feste Correctheit gebracht, im Ganzen aber auf der alten lautlichen und grammatischen Entwickelungsstufe verharrend, wie alles dieß auch bei den Schriftsprachen anderer Völker der Fall zu sein pflegt; diese Sprache war nie Volkssprache, und sie wird im wesentlichen unverändert noch bis auf den heutigen Tag als Schriftsprache von den Gelehrten gebraucht, gerade so wie dieß z. B. mit dem Latein der Fall ist. Diese Sprache heißt Sanskrit (d. i. Sprache der Weihe, Hochsprache), im Gegensatz zu den lebendig, nach den immanenten Gesetzen der Sprachengeschichte sich weiter gestaltenden, in Laut und Form sich verändernden Volksmundarten, die in der älteren Zeit Prakrit (d. h. natürliche Sprache) genannt werden. Aus diesen älteren Volkssprachen entwickelten sich im Verlaufe der späteren Zeit die zahlreichen Enkelinnen der uralten, im Veda niedergelegten Volkssprache, nämlich die jetzt in Indien gesprochenen Sprachen und Mundarten: das Hindustanische, Mahrattische, Bengalische u. s. f.

Die Bezeichnung Inder und indisch (vom Indusstrome und dessen Anwohnern hergenommen) ist übrigens keine einheimische; die alten Inder selbst nennen sich vielmehr im Gegensatze zu allen Völkern, die nicht ihres edeln Stammes waren, Arier. Denselben Namen geben sich auch die ältesten bekannten Stämme der

2) iranischen oder richtiger e r a n i s c h e n F a m i l i e, die man nach dem bekanntesten Volke derselben auch die persische nennen kann. Der Name Iran oder Eran ist eine Ableitung von arja-s, ârja-s, Arier.

Die ältesten eranischen Sprachen, welche wir kennen, sind das Altpersische und das Altbaktrische. Die Grundsprache der eranischen Familie ist nicht erhalten.

Unter altpersisch oder altwesteranisch versteht man die Sprache der von den Achämeniden (Darius, Xerxes, Artaxerxes) herrührenden Inschriften. Bekanntlich ist die Schrift dieser Inschriften eine der verschiedenen Arten von Keilschrift (d. h. die einzelnen Zeichen derselben bestehen aus keilförmigen in Stein gehauenen Strichen), und zwar die mit vollkommener Sicherheit lesbare, einfachste Art derselben. Es ist eine Buchstabenschrift, ihrer Art nach zunächst der semitischen Schriftweise ähnlich. Glücklicherweise liefern uns die erhaltenen, theilweise umfangreichen Inschriften, hinlängliches Material, um die noch sehr alterthümliche und formenreiche Sprache,

wenn auch natürlich nicht in ihrem ganzen Umfange, so doch in ihren wesentlichen Zügen kennen zu lernen.

Die altbaktrische oder altosteranische Sprache, gewöhnlich Zend genannt, ist die Sprache, in welcher das Avesta, die in einem ziemlich entstellten Texteszustand auf uns gekommenen heiligen Schriften der Parsen abgefaßt sind. Auch sie ist noch sehr alterthümlich in ihren grammatischen Formen, weniger jedoch in ihren Lauten.

Unter mitteleranischen Sprachen versteht man die namentlich in den Commentaren zu den Zendschriften erhaltenen Sprachen, das Huzvâresch und das Pârsi; letzteres steht dem Neueranischen schon ziemlich nahe. Neueranisch nennen wir das jetzt lebende, vielfach mit arabischen Elementen durchsetzte Neupersische, das bekanntlich eine sehr reiche und gefeierte Litteratur besitzt, nebst den übrigen neueren eranischen Dialekten, dem afghanischen, kurdischen, ossetischen (im Kaukasus) u. s. f. Das Neupersische trägt in Laut und Form den Charakter einer späteren Sprache in hohem Grade an sich, so daß es durch seine einfache Grammatik vielfach an die uns geläufigen jetzigen Sprachen, namentlich aber ans Englische, erinnert.

Das Armenische gehört zwar entschieden in die eranische Familie, entfernt sich aber in vielen Stücken doch so wesentlich von den übrigen eranischen Sprachen, daß wir es für eine alte Abzweigung von der eranischen Grundsprache halten müssen.

3) Die griechische Familie. Die Grundsprache dieser Familie scheint niemals in stark von einander verschiedene Sprachen auseinander gegangen zu sein, sondern mehr nur dialektische Verschiedenheit erzeugt zu haben, wenn nicht etwa im Albanesischen oder Schkipetarischen (Arnautischen) eine uralte Abzweigung der griechischen Familie vorliegt. Da wir das Albanesische nur aus neuerer Zeit und in einem bereits sehr verkommenen Zustande kennen, so ist die Frage nach seinem Ursprunge eine von sehr schwieriger Lösung.

Das Griechische hat schon vor seiner Aufzeichnung durch die Schrift bedeutende sprachgeschichtliche Veränderungen durchgemacht, indeß ist es immerhin eine Sprache von hoher Alterthümlichkeit. Namentlich gebührt ihm das Lob, die Function der alten Formen treuer bewahrt zu haben (man denke an den Unterschied von Präsens und Aorist; Imperfectum, Aorist, Perfectum und Plusquam-

perfectum; Optativ und Conjunctiv) als seine Schwestersprachen, das älteste Indisch nicht ausgenommen.

Der dorische und vor allem der äolische Dialekt sind der allen altgriechischen Dialekten zu Grunde liegenden griechischen Grundsprache am treuesten geblieben, sie sind alterthümlicher als das ionisch-attische Griechisch.

Durch jene Veränderungen in Laut und Form, wie sie das längere Leben der Sprache mit sich bringt, entwickelte sich aus dem Altgriechischen das jetzt in vielfacher Abstufung der Mundart gesprochene Neugriechische. Die Schreibweise dieser Sprache ist die altgriechische, also eine historische, von der lebendigen, gesprochenen Sprache ziemlich weit abstehende.

4) Die italische Familie. Die Grundsprache ist nicht erhalten; wir begegnen schon in der ältesten Zeit Töchtern derselben, altlateinisch, umbrisch, oskisch (das Messapische ist indogermanisch, aber nicht der italischen Familie angehörig; die Verwandtschaftsverhältnisse des Etruskischen sind noch völlig dunkel), von denen im Laufe der Zeit die erstere die letzteren in sich verschlang. Während die vom Volke selbst niemals gesprochene lateinische Schriftsprache im Ganzen und Großen unverändert blieb, veränderte sich die wirklich lebendige, vom Volke gesprochene lateinische Sprache, die man seit der Bildung der correcten Schriftsprache nicht mehr zum schriftlichen Ausdrucke verwandte, natürlich fortwährend, wie dieß im Leben einer jeden Sprache zu geschehen pflegt. Es trat in den verschiedenen Theilen des weiten Gebietes, welches sich die lateinische Sprache im Laufe der Jahrhunderte errungen hatte, ungleichmäßige Veränderung der Sprache ein; als diese allmählich einen so veränderten Zustand der Sprache herbeigeführt hatte, daß das Latein ihnen gegenüber nicht mehr als die Schriftsprache, sondern als eine wesentlich andere, fremd gewordene Sprache erscheinen muste, begann man die inzwischen entstandenen neuen Sprachen auch in der Schrift zu gebrauchen; so kommt es, daß die gewiß früher schon vorhandenen romanischen Sprachen erst vom neunten Jahrhundert an durch Denkmäler bezeugt sind. Die romanischen Sprachen sind bekanntlich folgende: walachisch (dacoromanisch), italienisch und churwälsch (rhätoromanisch, rumonsch), spanisch und portugiesisch, provenzalisch und französisch mit ihren Mundarten.

5) Die celtische Familie. Hier fehlt nicht nur die Grundsprache, sondern es gehen überhaupt Denkmäler höheren Alters ab. Die dürftigen Reste der altgallischen Sprache verdanken wir den Aufzeichnungen römischer und griechischer Schriftsteller, denen es natürlich auf treue Bewahrung der grammatischen Form der gallischen Worte wenig ankam. Die eigentlichen Sprachdenkmäler beginnen erst, einige Inschriften abgerechnet, mit den von irländischen Geistlichen herrührenden Glossen, Interlinearversionen u. s. f. aus dem 8. oder dem Anfange des 9. Jahrhunderts. Hier finden wir die Sprache bereits sehr abgelebt, d. h. sehr stark verändert in ihren Lauten und Formen; wir kennen das Celtische also nur in seiner späteren Form.

Für die Sprachforschung ist das Altirische die wichtigste aller celtischen Sprachen, sie steht der celtischen Grundsprache, trotz aller Veränderungen, denen auch sie im Laufe der Zeiten unterworfen war, durch ihren Formenreichthum noch am nächsten. Das Neuirische, die spätere, jetzt lebende Form des Irischen, das von ihm wenig verschiedene Schottische (Hochschottische, Gälische, Ersische) und die einigermaßen abweichende Mundart der Insel Man bilden, vor allem durch gewisse Lautgesetze, eine Abtheilung des Celtischen, die gälische oder irische; die zweite Abtheilung des Celtischen, die britannische (cymrische), besteht aus dem Cymrischen (Wales), dem jetzt ausgestorbenen Cornischen (Cornwales) und dem auf dem Festlande verbliebenen Armorischen oder Bas Breton (Bretagne). Zu dieser zweiten Abtheilung des Celtischen gehörte auch das Gallische.

6) Die slawische Familie. Auch hier ist uns, wie fast in sämmtlichen Familien der indogermanischen Sprachsippe, die Grundsprache nicht erhalten. Aber auch in dieser Familie steht eine der erhaltenen Sprachen der Grundsprache sehr nahe, das Altbulgarische (Altkirchenslawische) nämlich, das wir aber nur in den ältesten handschriftlichen Denkmalen (11. Jahrh.) in reiner Form, in den spätern Manuscripten und Büchern in einer besonders auch durch Einfluß des Dialectes der Verfasser und Abschreiber veränderten Form besitzen. Letztere Form desselben, in welcher es als Kirchensprache bis zur Stunde lebt, nennen wir Kirchenslawisch. Das Altbulgarische ist also die für die Sprachwissenschaft wichtigste slawische Sprache, es ist diejenige, die wir ohne allzugroßen Fehler anstatt der slawischen Grundsprache zu wissenschaftlichen Zwecken verwenden können. Im Munde des Volkes

selbst veränderte sich diese Sprache sehr stark, so daß das jetzige Neubulgarisch die verwildertste aller slawischen Sprachen ist. Die russische Schriftsprache ist stark mit kirchenslawischen Elementen durchsetzt, aber schon die Aussprache der vorherrschend nach kirchenslawischer Art festgesetzten Schrift schließt sich der eigentlich russischen Sprache, der Volkssprache, an. Das Kleinrussische (Ruthenische, Russinische) ist nicht als russische Mundart, sondern als ein ihm wie den andern coordinirter slawischer Dialect zu betrachten. Russisch und Kleinrussisch sind bis ins 11. Jahrhundert hinauf zu erkennen. Das Serbische, Illyrisch genannt, wenn es mit lateinischer Schrift geschrieben wird, ist, wenn auch nicht die alterthümlichste, so doch die wohltönendste aller Slawinen. Das Kroatische ist eine Mundart des Serbischen; oft aber nennt man auch das Illyrische Kroatisch; das Serbische läßt sich im 9. Jahrhundert bereits als vorhanden nachweisen. Slowenisch nennt man die Sprache der slawischen Bewohner von Kärnthen, Steiermark und Krain. Wir haben ein slowenisches Sprachdenkmal aus dem 10. Jahrhundert.

Das bisher Aufgezählte pflegt man als südlich-östliche Abtheilung der slawischen Sprachen zu betrachten; das Folgende bildet die westliche Abtheilung derselben.

Das Polnische, mit mehreren theilweise stark abweichenden Mundarten, hat erst im 14. Jahrhundert Sprachdenkmale aufzuweisen; das Böhmische oder Tschechische zeigt im mährischen, vor allem aber im slowakischen Dialecte Ungarns alterthümlichere Formen als deren die eigentlich böhmische Mundart und die jetzige Schriftsprache besitzt. Ueber die altböhmischen Schriftdenkmale ist es schwer etwas zu sagen, da die Unechtheit mancher derselben zu Tage liegt. Das Vorhandene zeigt aber wenigstens so viel deutlich, daß Echtes dagewesen sein müsse, dessen man sich als Vorbild für das Unechte bediente, denn die Sprache dieser Schriftstücke ist nicht so ohne weiteres für bloß gemacht zu halten; mag nun auch von den echten Vorlagen manche nach der mit ihr vorgenommenen Umarbeitung oder Erweiterung oder sonstigen Benützung vernichtet worden sein, so mögen wir doch nicht glauben, daß sämmtliche vorhandene altböhmische Stücke sich als gefälscht ergeben werden. Ist z. B. das Bruchstück einer Interlinearversion des vierten Evangeliums echt,[1]

[1] Sollte es vielleicht früher entdeckt als bekannt gemacht worden sein?

so reicht das Böhmische in seinen ältesten Schriftdenkmalen bis zum 10. Jahrhundert hinauf. Obersorbisch (oberlausitzisch, oberwendisch) und niedersorbisch (niederlausitzisch, niederwendisch) reichen in ihren spärlichen Schriftdenkmalen nur bis ins 16. Jahrhundert. Von den ausgestorbenen (im Deutschen untergegangenen) westslawischen Dialekten (der Weleter, Obotriten, Drewaner u. s. f.), die man unter dem Namen des elbeslawischen (polabischen) zusammenfaßt, sind uns nur einige dürftige, verwahrloste Aufzeichnungen erhalten.

7) Die Familie, die von ihrem hauptsächlichsten Vertreter die Litauische genannt wird — man nennt sie auch die Lettische oder Baltische — hat nur Denkmäler aus den drei letzten Jahrhunderten aufzuweisen; dennoch aber überragt das Litauische an Alterthümlichkeit der Laute alle noch lebenden Glieder der indogermanischen Sippe. Dieß gilt jedoch nur von dem südlichsten Theile des preußisch-litauischen Sprachgebietes, von dem in raschem Aussterben begriffenen Hochlitauischen. Weniger vollkommen erhalten ist schon das in den nördlicheren Theilen des Sprachgebietes von compacteren Volksmassen gesprochene Niederlitauische. Die ältesten litauischen Sprachquellen beginnen um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Dem Litauischen sehr nahe verwandt war das Preußische, dessen Heimath der Küstenstrich zwischen der Weichsel und dem Memelstrome war. Dem auch dem Südlitauischen drohenden Schicksale erlag das Preußische bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts; es ging im Deutschen unter. Eine in Laut und Form jüngere Sprache dieser Familie ist das Lettische (in Kurland und Livland).

8) Die deutsche Familie. Von ihr wird ein besonderer Abschnitt handeln; hier nur so viel, daß auch die deutsche Grundsprache, welcher die gotische Tochter am ähnlichsten ist, nur erschlossen werden kann.

Die besprochenen acht Sprachfamilien führen also auf acht Familiengrundsprachen zurück, die wir, wo sie fehlen, aus ihren Töchtern zu erschließen haben, von denen manche der Mutter nicht allzu unähnlich geworden ist. Daß diese acht Grundsprachen der indogermanischen Sippe von einer gemeinsamen Ursprache abstammen, ergibt sich schon daraus, daß sie zu einer Sippe gehören, daß sie sich als verwandt erweisen. Das Wie der Abstammung kann aber bei den verschiedenen Sprachen dieser Sippe möglicher-

weise ein gar verschiedenes sein; es können sämmtlich Tochtersprachen oder Enkelsprachen oder Urenkelsprachen oder auch theilweise das eine oder das andere sein. Wie fangen wir es an, um aus der Fülle von Möglichkeiten die einzig und allein hier wirklich eingetretenen heraus zu finden? Welche Mittel besitzen wir, um die Vorgeschichte der Sprachen nicht bloß ganz im allgemeinen, sondern auch in ihrem speciellen Verlaufe methodisch erschließen zu können?

Wir kennen überhaupt zwei Mittel, die Urgeschichte der Sprache zu erschließen. Von der allerältesten Zeit, von dem Werden der Sprache, zeugt der Bau der Sprache selbst, der sich als ein Gewordenes zu erkennen gibt. Dieß Mittel wenden wir hier nicht an; wir wollen nicht erforschen, wie die indogermanische Ursprache entstanden ist (vgl. hierüber S. 45 f.), da wir bereits wissen, daß sie als eine flectirende Sprache (Cl. III.) aus den einfacheren Formen der Zusammenfügung (Cl. II.) und der Isolirung (Cl. I.) hervorgieng. Das zweite Mittel aber zur Erkenntniß der späteren vorgeschichtlichen Schicksale der Sprachen ist die Betrachtung ihrer Verwandtschaftsverhältnisse. Durch die ganz allgemeine Wahrnehmung: die acht indogermanischen Grundsprachen sind mit einander verwandt, haben wir das ebenfalls noch sehr allgemeine und unbestimmte Resultat erlangt, daß sie sämmtlich von einer Ursprache abstammen. Eine genauere Beobachtung der Verwandtschaftsverhältnisse jener acht Sprachen wird uns nun zu genaueren Bestimmungen jener Erkenntniß führen, es wird uns klar werden, wie diese acht Sprachen aus der gemeinsamen Ursprache hervorgegangen sind.

Gesetzt, die acht indogermanischen Grundsprachen wären in vollkommen gleicher Weise mit einander verwandt, jede stünde gleichweit von der andern ab, keine überragte an Ursprünglichkeit die andere, so müsten wir annehmen, daß sie alle acht gleich lange leben und daß sie alle auf gleichmäßige Art durch Theilung der gemeinsamen Ursprache in acht Sprachkörper gleichzeitig hervorgegangen seien. So verhält sich nun aber die Sache nicht.

Vielmehr zeigen vor allem die eranische und die indische Sprache eine viel nähere Verwandtschaft zu einander, als zu irgend einer der andern Sprachen; sie erweisen sich als Töchter einer gemeinsamen Mutter. Wir fassen deßhalb diese beiden Sprach-

familien als asiatische Abtheilung des indogermanischen Sprachstammes zusammen; da beide Völker, die ältesten Inder wie die ältesten Eraner, sich Arier nennen, so nennen wir die beiden gemeinsame Grundsprache, durch deren Theilung sie hervorgiengen, die arische oder asiatische. Da das älteste Eranisch dem ältesten Indisch noch sehr nahe steht, so muß die Theilung der arischen Sprache in das arische Sprachenpaar erst spät stattgefunden haben.

Ferner erweisen sich Griechisch (Albanesisch), Italisch und Celtisch deutlich als näher untereinander verwandt, als mit irgend einer der andern indogermanischen Sprachen. Wir fassen daher diese drei Familien unter dem Namen der südlichen europäischen Abtheilung der indogermanischen Sprachsippe zusammen. Diese drei Sprachen führen also ebenfalls auf eine gemeinsame Grundsprache hin, die wir etwa die gräcoitaloceltische oder südeuropäische Grundsprache nennen können. Diese südeuropäische Grundsprache steht an Alterthümlichkeit der asiatischen zunächst und zeigt auch sonst noch so bedeutende Verwandtschaft zu dieser, daß beide sich als Tochter einer gemeinsamen Mutter erweisen, der asiatisch-südeuropäischen Grundsprache.

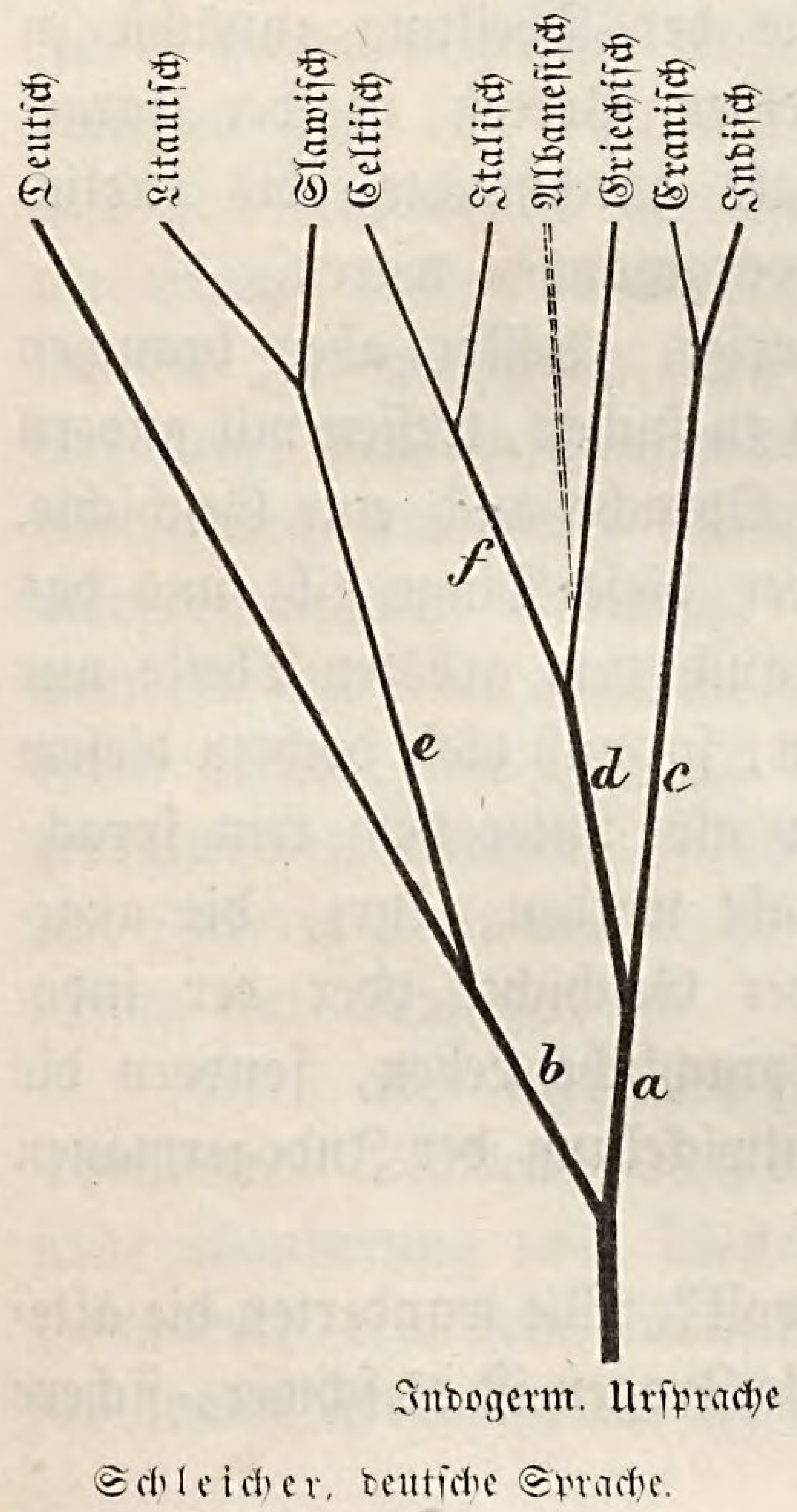
Diese asiatisch-südeuropäische Grundsprache theilte sich also zuerst in die südeuropäische und asiatische Grundsprache; die asiatische gieng sodann in indisch und iranisch auseinander, die südeuropäische zerfiel in griechisch, italisch und celtisch. Nun stehen sich aber diese drei Sprachen griechisch, italisch und celtisch nicht in gleichem Verwandtschaftsgrade gegenüber, vielmehr sind italisch und celtisch viel näher unter einander verwandt als beide mit dem Griechischen; d. h. erst trennte sich das Griechische von der südeuropäischen Grundsprache zu selbstständigem Dasein, der Rest blieb noch länger als italoceltische Grundsprache zusammen und gieng erst später in italisch und celtisch auseinander.

Die noch übrigen drei Sprachen, slawisch, litauisch, deutsch zeigen nun ein ähnliches Verhältniß zu einander, wie die eben besprochenen südeuropäischen Sprachen. Sie bilden durch unverkennbar nähere Verwandtschaft die slawodeutsche oder nördliche europäische Abtheilung der indogermanischen Sprachsippe, und da sie weniger Alterthümliches aufzuweisen haben, als die andern Abtheilungen, so nehmen wir an, daß die slawodeutsche oder nordeuropäische Grundsprache sich zuerst von der

indogermanischen Ursprache ausschied, also am längsten ein selbständiges Leben führte und so sich individueller entwickelte. Slawisch und Litauisch stehen sich aber außerordentlich nahe, sie sind erst sehr spät aus einer gemeinsamen Grundsprache, der slawolettischen hervorgegangen. Die slawodeutsche Grundsprache schied sich also zuerst in deutsch und slawolettisch, dieses sodann in lettisch und slawisch.

So sind wir denn durch genauere Betrachtung der Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen indogermanischen Grundsprachen (Familien) und durch die auf die Grundlage solcher Erkenntniß nothwendig sich aufbauenden Schlüsse auf die ältesten Sprachtheilungen zu einer genaueren Einsicht in unsere sprachliche Vorgeschichte gelangt; nehmen wir noch hinzu, daß wir mit gleicher Sicherheit die indogermanische Ursprache selbst noch in ihrem Werden zu begreifen im Stande sind, so wird man den Leistungen unserer noch so jungen Disciplin Anerkennung, ja Bewunderung wohl kaum versagen können.

Die über das successive Hervorgehen der acht indogermanischen Grundsprachen aus der gemeinsamen Ursprache gewonnenen Ergebnisse mag folgendes Schema veranschaulichen.



Indogerm. Ursprache

In diesem Schema bedeutet a die asiatisch-südeuropäische Grundsprache, b die nordeuropäische (slawodeutsche) Grundsprache, Sprachen, die beide durch die erste Theilung der indogermanischen Ursprache entstunden; c ist die asiatische (arische) Grundsprache, d die südeuropäische (pelasgoceltische, gräcoitaloceltische) Grundsprache, c und d sind also die beiden Töchter von a, in welche es sich auflöste; das Albanesische wagten wir als frühe Abzweigung vom griechischen Aste kaum anzudeuten; f ist die italoceltische Grundsprache, das übrige ist durch die beigesetzten Namen an der Zeichnung selbst angegeben.

Einfacher sind die Verhältnisse des Astes b, der sich nur in deutsch, und e, slawolettisch, schied.

Die Scala der Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit haben wir nach S. 58 durch die größere oder geringere Länge des Weges zwischen der Ursprache und den hier als Ende angenommenen Entwickelungspunkten anzudeuten gesucht.

So viel über die Sprache. Obschon eigentlich die Sprache allein Gegenstand dieses Werkes ist, so wollen wir doch uns weder hier noch an andern Stellen versagen, Seitenblicke auf die Träger der Sprachen zu werfen, d. h. aus der Sprachwissenschaft in die Geschichte, Culturgeschichte, Litteraturgeschichte gelegentlich einen flüchtigen Streifzug zu wagen.

Da die Sprache ein so wesentliches Moment der Nationalität bildet, daß weder zwei oder mehr Sprachen einem Volke, noch einer Sprache zwei Völker entsprechen können, sondern jede besondere Sprache nur auf dem Gebiete einer einzigen Nationalität wachsen kann, so können wir die Urgeschichte der indogermanischen Sprachsippe mutato nomine zugleich als Urgeschichte der indogermanischen Völkersippe gelten lassen. Ein Urvolk, das indogermanische, unterlag also durch immer zunehmende Vermehrung und verschiedene Entwickelung seiner Stämme der Theilung zunächst in zwei Völker, von denen jedes denselben Proceß in der dargestellten Weise abermals und abermals durchmachte, bis endlich aus dem einen Volke acht Völker hervorgegangen waren.

So weit führt uns das Bisherige. Völker aber brauchen Wohnsitze, wandern, um sich dieselben zu suchen, treffen mit andern Völkern zusammen, haben außer der Sprache auch eine Geschichte, eine Culturentwickelung u. s. f. Ueber diese Dinge gibt uns das Bisherige keinen Aufschluß; wenn er auch zum grösten Theile nur von der Sprache gegeben werden kann, so muß diese doch zu diesem Zwecke unter andern Gesichtspunkten als unter dem rein sprachwissenschaftlich-naturgeschichtlichen gefaßt werden; kurz, die angedeuteten Fragen fallen ins Gebiet der Geschichte oder der indogermanischen Philologie; nicht das sprachliche Leben, sondern die äußeren Schicksale und die geistige Entwickelung der Indogermanen ist hier Ziel der Forschung.

Wo saß das indogermanische Urvolk? Wie wanderten die ältesten Abzweigungen desselben? Auf diese Fragen ist es schwer, sichere

d. h. methodisch erschlossene Antwort zu geben. Ausgehen müssen wir von dem factisch Vorliegenden, von den gegenwärtigen Wohnsitzen der Indogermanen, und hinzunehmen die ältesten Traditionen und die durch Sprache und Völkerverhältnisse an die Hand gegebenen Andeutungen über Verdrängung anderer Völker u. dergl. Die höhere Ursprünglichkeit der ältesten indischen Sprache gibt diese gleichsam als letzten Rest der Ursprache zu erkennen, sie steht der Ursprache noch am nächsten, d. h. das sie redende Volk wird wohl am wenigsten weit von der Wiege des indogermanischen Urvolkes hinweggewandert sein und den Ursitz also zuletzt verlassen haben. Die Völkerverhältnisse Vorderindiens erweisen die arische Völkerschaft als Verdrängerin einer früheren Aboriginerbevölkerung, von der sie sogar fremde Elemente in ihre Sprache aufgenommen hat. Die arischen Inder sind also in die vorderindische Halbinsel eingewandert, und zwar, wie dieß das Verhältniß der von den zurückgedrängten Völkern bewohnten Gegenden zu den von den Ariern eingenommenen Wohnsitzen deutlich zeigt, in der Richtung von Nord nach Süd; Traditionen weisen ferner auf das Indusland als auf noch frühere Wohnsitze der arischen Inder hin, dieß ist alles was wir von dieser Seite her ermitteln können. Die Inder hatten also ihre früheren Wohnsitze im Pendschab und verbreiteten sich von dort erst ins Gangesthal und weiter, sie sind also von Nordwesten her eingewandert. Die ältesten Traditionen der Eraner weisen aber bereits nach Osten hin. Je weiter westlich die Indogermanen sitzen, desto weniger ursprünglich sind ihre Sprachen, hieraus schließen wir auf längere Wanderung und frühere Losreißung der diese Sprachen redenden Völker. Da also alle indogermanischen Stämme, außer dem Indischen, westwärts gewandert sind, die arischen Inder aber südostwärts, so werden wir dahin geführt, die Heimath der Indogermanen, den Sitz des indogermanischen Urvolkes östlich von den Eranern, nordwestlich von den Indern zu suchen d. h. in Centralhochasien, westlich vom Belurtag und Mustag.

Zuerst aber riß sich das Volk los, aus welchem durch spätere Theilungen Slawen, Litauer, Deutsche hervorgiengen, und trat seine Wanderung nach Westen an, über deren Verlauf wir nichts Genaueres ermitteln können. Vom zurückbleibenden Stocke schied sich später abermals ein Theil aus, aus welchem durch nachmalige

Theilung Griechen, Albanesen, Italer, Celten hervorgiengen; auch dieses Volk wanderte nach Westen und ergoß sich über den Süden und Südwesten Europas und die kleinasiatische Küste. Der Rest blieb noch im Urlande, theilte sich später, wahrscheinlich ebenfalls erst auf der Wanderung nach Süden, in Inder und Iraner, von denen die letzteren westlich, die anderen östlich abgiengen.

Waren nun die Lande, in welche sich die indogermanischen Völkerströme ergoßen, menschenleer oder von Völkern bereits bewohnt? Von den Indern wissen wir, daß sie ihre jetzigen Wohnsitze andern Völkern, vor allem Völkern drawidischen (dekhanischen) Stammes abzuringen hatten; von den Eranern besitzen wir keine ähnliche Kunde; in Europa ward das baskische Volk durch die Indogermanen immer mehr zurückgedrängt, vielleicht waren auch die Etrusker Reste eines solchen älteren Volkes. Auch die Völker finnischen Stammes scheinen vor den Indogermanen den Norden Europas inne gehabt zu haben. Manche Völker mögen spurlos in den mächtigen, geistig so hoch entwickelten Indogermanen untergegangen sein, wie es ja der Gang der Geschichte mit sich bringt, daß immer mehr Völker in andern untergehen, wahrhaft neue Völker aber sich nicht bilden. Daß aber mancherlei Völker mit dem indogermanischen Urvolke bereits gleichzeitig existirten, kann nicht in Zweifel gezogen werden (vgl. auch S. 38 f.).

Ich sprach eben von der hohen geistigen Entwickelung, die das indogermanische Urvolk, ehe es seine Wanderung antrat, bereits besessen habe. Woher, so höre ich fragen, hat man eine Anschauung dieser Zustände?

Vom Culturstande der Ur-Indogermanen gewinnt man auf folgendem, sicherem Wege Kunde.

Wir können die Sprache dieses Urvolkes nach den Gesetzen der Sprachengeschichte aus ihren Töchtern erschließen. Nun haben aber die Worte doch eine Function, sie bedeuten etwas; haben wir also die Sprache eines Volkes, so kennen wir auch den Kreis seiner Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe. Finden wir z. B. bei den Indern und den Deutschen ein nicht entlehntes, offenbar identisches Wort in gleicher Function, so werden wir dieses Wort für ein beiden Sprachen gemeinsames Erbtheil von der alten Mutter her halten müssen und annehmen, daß das, was dieses Wort ausdrückt, dem Kreise der dem Urvolke bereits geläufigen Anschauungen,

Vorstellungen und Begriffe angehört. Leicht kann es freilich geschehen sein, daß ein ursprüngliches Wort nur in einer Sprache erhalten ward oder ganz verloren gieng, und hierin liegt allerdings eine Beschränkung unserer Erkenntniß; das indogermanische Urvolk kann möglicherweise reicher gewesen sein an Anschauungen und Begriffen als wir dieß nachzuweisen im Stande sind, nicht aber ärmer. Die Uebereinstimmung der indogermanischen Sprachen bietet also den Weg, auf dem wir zu einer annähernden Kenntniß des Culturstandes des indogermanischen Urvolkes gelangen können. Jedes Wort, welches z. B. dem Slawodeutschen und dem Ariopelasgoceltischen (den Zweigen a und b des Schemas auf S. 81) gemeinsam ist, muß aus der Ursprache stammen; nicht nothwendig gilt dieß von Worten, die nur der einen der beiden Abtheilungen angehören; diese können möglicherweise erst nach der Trennung der Ursprache entstanden sein.

Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern.

Aus deutsch vater, lateinisch pater, griechisch πατήρ, Sanskrit pitâ(r) schließen wir mit Sicherheit auf eine indogermanische Urform, die im Nom. Sing. patars lautete und die angegebene Function (ursprünglich bedeutet das Wort „Beschützer") hatte; ebenso verhält es sich mit mutter, älter muoter, lateinisch mater, griechisch μήτηρ, Sanskrit mâtâ(r), welches Wort bei den Ur-Indogermanen mâtars (ursprünglich „die Schaffende" bedeutend) lautete; deutsch son, älter sunus, litauisch sunus, slawisch synŭ, Sanskrit sûnus, weisen darauf hin, daß das indogermanische Urvolk ebenfalls sunus (ursprünglich „der Gezeugte" bedeutend) sprach u. s. f. Aehnlich verhält es sich mit andern Familienverhältnissen, wie mit den Worten Tochter, Bruder, ja mit Schwager, Schwieger und Schnur. Die Familie war also bereits bei den Ur-Indogermanen entwickelt und gegliedert, und, was von besonderer Bedeutung ist, die Ehe eingeführt.

Dieß als Probe des Verfahrens. Auf diesem Wege gelangt man zur Erkenntniß, daß das indogermanische Urvolk schon eine verhältnißmäßig hohe Culturstufe erreicht hatte; nicht nur die Familie sondern selbst Anfänge staatlicher Entwickelung lassen sich nachweisen; Rind, Roß, Schaf und Hund waren bereits damals zu Hausthieren geworden, das Volk war bereits ein seßhaftes und kannte wenigstens eine Art von Getreide, obschon sich der Ackerbau in seinen einzelnen Verrichtungen nicht bestimmt nachweisen läßt.

Dieß Volk zählte nach dem decadischen Zahlensysteme, aber nicht weiter als höchstens bis zu 999; so weit stimmen nämlich die Namen der Zahlen bei den verschiedenen indogermanischen Völkern zusammen, für 1000 findet sich aber keine allen Indogermanen gemeinsame Benennung.

Die Gottheit verehrte dieses Volk wohl im leuchtenden Himmel, da das gemeinsame Wort für Gott (Sanskrit dêvas, lateinisch deus, divus, litauisch dëvas, deutsch im Nordischen tîvar Plur. vorliegend; die Form, die dieses Wort in der indogermanischen Ursprache hatte, war daivas) der Himmlische oder Leuchtende bedeutet, eben so wie der ebenfalls gemeinsame Name des höchsten Gottes (sanskrit djaus, Gen. divas, griechisch *Ζεύς*, Gen. *Διός*, lateinisch in Ju-piter, Jovis, deutsch (nordisch) Tŷr, Gen. Tŷs, urdeutsch wohl Tius, Gen. Tivis) ursprünglich Himmel und zwar leuchtender Himmel (von der Wurzel div leuchten) bedeutet. Auch andere Naturanschauungen erweisen sich als uralt. Die Personification der Naturwesen und Naturanschauungen, die eigentliche Mythologie, müssen wir aber trotz aller Uebereinstimmung bei den verschiedenen Völkern doch im Wesentlichen für erst später entstanden halten, da wir sie in den ältesten Resten des Indischen, in den vedischen Hymnen, großentheils erst im Werden finden. Die Uebereinstimmung erklärt sich eben durch die Gemeinsamkeit der der Mythologie zu Grunde liegenden Naturanschauungen.

Von einer Schrift kann natürlich noch nicht die Rede sein.

Wir verlassen nunmehr das weitere Gebiet der indogermanischen Sippe und wenden uns zur genaueren Betrachtung einer einzelnen der aus der gemeinsamen indogermanischen Ursprache in der beschriebenen Weise hervorgegangenen Sprachen, nämlich der deutschen.

IV. Von der deutschen[1] Sprache.

Die Urgeschichte der deutschen Sprache ist in ihren Umrissen in der Geschichte des indogermanischen Sprachstammes bereits angedeutet worden (vgl. S. 80 f.). Die indogermanische Ursprache

[1] Wir fassen, wie im Bisherigen, deutsch nicht in dem beschränkten Sinne, in welchem es die unserer Sprachfamilie angehörigen Sprachen des Continentes

ist eben so gut die älteste Form der deutschen Sprache, als jeder der andern aus ihr im Laufe der Zeit hervorgegangenen. Eine Beschreibung der indogermanischen Ursprache würde demnach zugleich ein Bild des Deutschen in der ersten Periode seines Daseins als vollendete Sprache geben.

Die zweite Periode im Leben der deutschen Sprache beginnt mit der ersten Spaltung der Ursprache in zwei Theile oder richtiger mit der Abtrennung jenes Theils vom gemeinsamen Grundstocke, aus welchem später Lettoslawisch und Deutsch hervorgieng, sie endigt aber mit dieser zweiten Trennung. Diese zweite Lebensperiode umfaßt also das Deutsche als Slawodeutsch. Bestimmte dem Slawolettischen und Deutschen gemeinsame Züge treten als jene Trennung bewirkend hervor, z. B. das Aufgeben der Aspiraten, des Conjunctivs, des Augments u. s. f. und mancher Wurzeln und Worte und das Hervortreten von solchen, die früher nicht oder in anderer Function vorhanden waren. Die schwierige genauere Ermittelung der Eigenthümlichkeiten des Slawodeutschen können wir hier nicht versuchen.

Die dritte Periode des Deutschen beginnt mit der Abtrennung des Lettoslawischen; hierdurch entstand die deutsche Grundsprache; jetzt erst kommt das in den früheren Perioden nur an sich, gewissermaßen nur im Keime vorhandene Deutsch zu einem gesonderten [illegible]

bezeichnet, sondern als allgemeine Bezeichnung für alle zu dieser Familie gehörigen Sprachen und Stämme und also auch für die Grundsprache, den Grundstamm derselben. In diesem Sinne wird oft das Wort „germanisch" gebraucht, ein Wort, das wir gerne meiden, weil wir über den Ursprung und somit über die eigentliche Bedeutung desselben doch noch immer nicht völlig im Reinen sind. Hat ja auch Jakob Grimm, der große Schöpfer der deutschen Sprachwissenschaft, sein die ganze Sprachfamilie umfassendes Grundwerk nicht „germanische", sondern „deutsche" Grammatik genannt. Das Wort „deutsch" wird aber mit Fug in solch allgemeiner Bedeutung gebraucht, bezeichnet es doch keine bestimmte Sprache und überhaupt nicht einmal eine Sprache. Deutsch, älter (gotisch) thiudisks, althochd. diutisc, daraus diutsch, deutsch (für deutisch; teutsch enthält einen Sprachfehler), ist ein Adjectiv, gebildet mit der häufigen Endung -isk, später -isch, von dem Substantiv gotisch thiuda, ahd. diot, mhd. diet „Volk", und bedeutet also „volksthümlich, heimathlich, eingeboren, allgemein verständlich". Könnte man irgend ein passenderes Wort für die Bezeichnung der allen Stämmen unserer Völkerfamilie ureigenen Sprache finden? Setzen wir also das doch höchst wahrscheinlich fremde, aber jedenfalls uns völlig unverständliche „germanisch" außer Gebrauch und bedienen wir uns zur Bezeichnung unserer eigenen Sprache und unseres eigenen Volkes auch unseres eigenen deutschen Wortes „deutsch".

Dasein für sich. Regelmäßige Veränderung der momentanen Consonanten (Lautverschiebung), eine eigenthümliche Sonderung des bestimmten vom unbestimmten Adjectiv, Festhalten am alten Vocalsystem und Weiterentwickelung desselben in höchst regelfester Weise, Beibehaltung des alten Perfects, das den Slawoletten gänzlich verloren gieng und eine eigenthümliche Bildung desselben bei den abgeleiteten Verben sind einige von den Hauptzügen, die nebst einer nicht geringen Anzahl eigenthümlicher Wurzeln und Worte das Deutsche von seinen nächsten Verwandten absetzten.

Die geschichtliche Seite, die Frage nach dem Volke selbst, nach dem Weiterbilden seines geistigen Lebens in diesen vorhistorischen Perioden, nach den Sitzen die es inne hatte und den Wanderungen die es zurücklegte, lassen wir bei Seite, da wir hier vor der Hand kaum Vermuthungen wagen könnten.

Die nunmehr herausgetretene deutsche Grundsprache können wir aus ihren Töchtern mit genügender Sicherheit erschließen und werden dieß weiter unten bei der Darstellung späterer Formen des Deutschen theilweise thun, um nämlich aus diesen älteren Grundformen die späteren deuten und erklären zu können. Nur eines der angeführten charakteristischen Kennzeichen dieser Grundsprache, durch deren Hervortreten sie eben ihre Besonderheit erreichte und sich vom Slawolettischen absetzte, möge hier specieller erwähnt werden, wir meinen die Lautverschiebung. Das Deutsche machte nämlich aus den alten Tenues k p t Aspiraten oder sogar Spiranten, aus k ward kh dann h, aus p ph dann f, aus t th; Lettoslawisch behielt, wie die andern Sprachen unseres Stammes, die Tenues unverändert bei, z. B. litauisch tu, slawisch ty (= tu) also wie lateinisch tu u. s. f. (du) lautet im Grunddeutschen thu;[1] Grundform und Sanskrit patis (Herr), litauisch pats lautet grunddeutsch fathis (aus phathis, gotisch faths); das Wort Grundform vaikas (Haus, Wohnplatz), slawisch mit der da üblichen Aenderung von k zu s vĭsĭ, griechisch *Foĩκος*, lateinisch vicus lautet mit anderm Stammbildungssuffixe im Gotischen veihs (Neutrum; deutsche Grundform wäre also vaihsam) u. s. f. Will man also deutsche Worte mit denen der urverwandten Sprachen zusammenhalten, so muß man stets dieser und der anderen gleich zu besprechenden

[1] Im Voraus bemerke ich, daß im Hochdeutschen diese Laute zum zweitenmale verschoben werden, davon unten.

Wandlungen in Folge des Verschiebungsgesetzes eingedenk sein. Die Mediae g b d werden zu Tenues, die Lettoslawen behielten sie bei; z. B. Grundform daivas (Gott; wörtlich „leuchtender"), litauisch dëvas, grunddeutsch * teivas (erhalten im nordischen Plural tîvar); dem litauischen obelis (Apfel) steht ein grunddeutsches * apalis (althochdeutsch apfal) gegenüber, eben so einem litauischen gyvas (lebendig), slawisch živŭ (lautgesetzliche Wandlung für gîvas), ein urdeutsches * kîvas (gotisch quius für * quivas mit Einschaltung von v nach k und Ausstoßung des a der auslautenden Silbe, Veränderungen wie sie durch das Weiterleben der Sprache und die Gesetze des Gotischen bedingt sind; unser quick, keck ist dasselbe Wort) u. s. f. Dagegen haben deutsch und lettoslawisch gemeinsam die Mediae g b d da, wo die andern Sprachen, die aus dem nach Abscheidung des Slawodeutschen zurückbleibenden Theile der Ursprache hervorgiengen, also die asiatischen und südeuropäischen, die Aspiraten oder deren Vertreter haben, z. B. gotisch brôthar, slawisch bratr aber Sanskrit bhrâtar, lateinisch frater, griechisch *φρατήρ*, *φράτωρ*; Wurzel da („setzen, stellen", dann „thun") aber Sanskrit dha, griechisch *θε*; Wurzel lig (lecken) aber griechisch *λιχ* u. s. f. Wir müssen hier abbrechen; wir wollten eben nur an diesem einen Beispiele der Lautverschiebung zeigen, daß sich die grunddeutschen Formen mit Sicherheit erschließen lassen und daß sie sich wesentlich von denen auch der nächst verwandten Sprachen absetzen.

In die Periode der einen deutschen Grundsprache versetzen wir die Entstehung des deutschen Mythus und die Ausbildung der ältesten epischen Dichtung. Mit gutem Grunde, so bedünkt uns. Denn beide sind uns Deutschen eigenthümlich; wir theilen sie nicht einmal mit den Slawoletten, also können sie wohl nicht früher entstanden sein — eine Annahme, gegen welche auch noch manches andere spricht — aber wir finden sie bei allen deutschen Stämmen, bei denen sie überhaupt uns zugänglich sind, in wesentlich gleicher Weise: also stammen sie aus der Zeit, da diese Stämme noch nicht geschieden waren oder, was dasselbe sagt, noch nicht existirten, also aus der Zeit der einen deutschen Grundsprache.

Diese drei Perioden im Leben der deutschen Sprache — das Deutsche als indogermanische Ursprache, als slawodeutsch, als deutsche Grundsprache — fallen also sämmtlich in das vorhistorische Leben des Volkes. Anders die vierte und letzte. Wir beginnen sie

mit der Trennung der einen deutschen Grundsprache in mehrere Mundarten, die sich zu selbständigen Sprachen entwickelten, welche letzteren, soferne sie nicht in fremden Sprachen untergiengen, dem Gesetze der Sprachengeschichte gemäß, ferneren Differenzirungen in Sprachen und Mundarten unterlagen. Diese vierte Periode rechnen wir also bis zur Gegenwart. Der Beginn derselben fällt in eine Zeit, welche vor der Geschichte liegt, ihre Fortsetzung aber in die bisher durchlebte Geschichte. Unterabtheilungen lassen sich bei den einzelnen Stämmen leicht machen, im Ganzen und Großen aber haben wir, gegenüber den durch große Wendepunkte bezeichneten, in ihrer Zeitdauer unberechenbaren Perioden der Vorzeit, nur eine Periode anzunehmen, deren Charakteristisches in der Trennung der einen Grundsprache in mehrere und in der nun stattfindenden sprachgeschichtlich nothwendigen Abschleifung und Verwitterung in Laut und Form besteht. Auch hier haben wir demnach den Beginn zu erschließen.

Von den Sprachen derjenigen deutschen Völker, von denen keine Denkmale auf uns gekommen sind, müssen wir hier völlig absehen. Ob das Longobardische, Burgundische eigene Sprachen gewesen, oder ob sie sich einer andern als bloße Mundarten angeschlossen, wer mag das entscheiden? Von der Sprache der Gepiden, Vandalen, Heruler wird mit Fug vermuthet, daß sie der Gotischen verschwistert gewesen.

Schließen wir von den uns zugänglichen deutschen Sprachen zurück, suchen wir uns den Weg zu denken, auf dem sie aus der einen deutschen Grundsprache hervorgiengen, so glauben wir, daß sie sämmtlich nur auf drei ursprünglich verschiedene Formen hinweisen, d. h. wir vermuthen, die deutsche Grundsprache habe sich durch den Proceß allmählicher Scheidung in drei Theile zerlegt: ins Gotische, ins Deutsche im engeren Sinne und ins Nordische.

Das Gotische ist von allen deutschen Sprachen die alterthümlichste, die der deutschen Grundsprache am nächsten stehende. Mittelst derselben können wir die Grundsprache am leichtesten erschließen, ja man bedient sich nicht selten des Gotischen in der Weise, als wäre es selbst jene Grundsprache. Die hohe lautliche und formliche Schönheit, die das Deutsche auszeichnet und die, was das wunderbar lebendig erhaltene, ja weiter als in der Ursprache entwickelte Vocalsystem betrifft, von keiner andern

indogermanischen Sprache erreicht wird, hat das Gotische am treuesten und reinsten erhalten, obschon kein deutscher Sprachzweig dieser Vorzüge völlig entrāth. Das Gotische besitzt allein noch das Mediopassiv, nach Art des Griechischen, Indischen, Iranischen gebildet, das Letten und Slawen ebenso verloren haben, wie alle andern deutschen Stämme. Es hat von allen deutschen Sprachen allein die Perfectreduplication unverwischt erhalten, und die grammatischen Endungen besitzt es von allen noch in der unverkürztesten Form und in der relativ grösten Vollkommenheit. Ohne das Gotische hätte die deutsche Grammatik, eine der wissenschaftlichen Hauptzierden unserer Nation, für die sie dem Schöpfer derselben, Jakob Grimm, ewigen Dank schuldet, nicht zu dem werden können, was sie ist. Dennoch leidet das Gotische bereits an jenen Veränderungen, denen die Sprachen in ihrer historischen Lebensperiode nicht entgehen können. Ein strenges Auslautsgesetz tilgte manche ursprünglich auslautende Consonanten und kürzte und verflüchtigte auslautende Vocale und Vocale der auslautenden Silben. Manche Form ist ihm sogar entschwunden, die andere deutsche Stämme, namentlich das Althochdeutsche und Nordische, noch besitzen. So hat es den im Althochdeutschen noch sehr gebräuchlichen Casus instrumentalis bis auf Reste eingebüßt; das im Althochdeutschen, vor allem aber im Nordischen noch vorkommende, mit s gebildete Perfect fehlt ihm gänzlich u. a. Beweis genug, daß weder deutsch noch Nordisch vom Gotischen abstammen können; beide haben manches einzelne Erbstück von der gemeinsamen Mutter besser bewahrt als die so reichlich bedachte gotische Universalerbin.

Diese so überaus wichtige gotische Sprache kennen wir fast ausschließlich durch die umfangreichen Fragmente der Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Wulfila (gewöhnlich, nach der griechischen Form, Ulfilas genannt; Wulfila ist unser Wölfel, ein bekanntlich noch häufiger Name), geboren um 318, um 348 Bischof, gestorben 388. Fragmente eines Kalenders in derselben Sprache wie Wulfilas Werk enthalten den Namen des Gotenvolkes und beweisen also, ebenso wie einige gotische Unterschriften unter Urkunden, daß die Sprache der Bibelübersetzung auch wirklich die des Gotenvolkes sei, woran übrigens nie gezweifelt worden. Die gotische Form des Namens in jenen Kalenderfragmenten, so wie die Formen dieses Völkernamens bei andern deutschen Stämmen

und die Schreibung goticus in lateinischen Urkunden, die von Goten selbst herrühren — alles dieß beweist, daß die einzig richtige Schreibung „Goten“ und „gotisch“ nicht „Gothen“ und „gothisch“ ist (*Γότϑοι* dann *Γόϑοι*, Gothi ist doch wohl durch gutthiuda, Gotenvolk, bedingt).

Leider ist uns von der nationalen Heldendichtung der Goten, von ihren geschriebenen Gesetzen u. s. f. gar nichts erhalten.

Die gotische Sprache hat keine Nachkommen hinterlassen; die Goten giengen in fremden Nationen unter, deren Sprachen sie annahmen; das Gotische ist also eine wahrhaft ausgestorbene Sprache, während wir die Sprachen, die in jüngeren Formen fortleben, wie z. B. das Lateinische, Altgriechische, eigentlich nicht als ausgestorben, sondern nur als in neuere Formen übergegangen betrachten können.

Die Goten bedienten sich vor Einführung des nach dem griechischen gebildeten Alphabets des Wulfila ebenso wie die andern deutschen Stämme vor Einführung der lateinischen Schrift einer auf eine gemeinsame Grundform zurückweisenden Buchstabenschrift, der R u n e n (rûna, Geheimnis, Schriftzeichen). Ueberhaupt hat man sich den Culturstand unserer Altvordern vor ihrer Bekehrung zum Christenthume nicht als einen niedrigen zu denken; eine Ansicht, die namentlich durch einige landläufige Geschichtsbücher zu solcher Allgemeinheit gelangt ist, daß die angebliche ungeschlachte Rohheit und Bärenhäuterei der alten Deutschen fast sprichwörtlich geworden ist. Nicht nur eine Schrift hatten die Goten vor dem vierten Jahrhundert, und wohl ebenso auch die andern Deutschen, sondern die Goten besaßen sogar geschriebene Gesetze; ein geordneter Rechtszustand und ein entwickeltes Gemeinwesen war bei allen deutschen Stämmen vorhanden. Dieß beiläufig.

Diese nationale Schrift der Deutschen bestand aus senkrechten und schrägen, an oder durch die senkrechte gesetzten Linien; eine Einrichtung, welche die Schrift augenscheinlich dem Materiale verdankte — Stein, Holz, Metall — auf welches geschrieben ward, oder vielmehr, in welches die Runen „gerissen“, geritzt wurden. Die Runenschrift finden wir auf einigen uralten Goldgeräthen angewandt, und ferner in Handschriften nach der Reihenfolge der Buchstaben mit den Namen derselben verzeichnet; im Nordischen blieb auch diese Alterthümlichkeit, die Runenschrift, länger im Gebrauch. Das Christenthum verdrängte, wie so vieles Nationale,

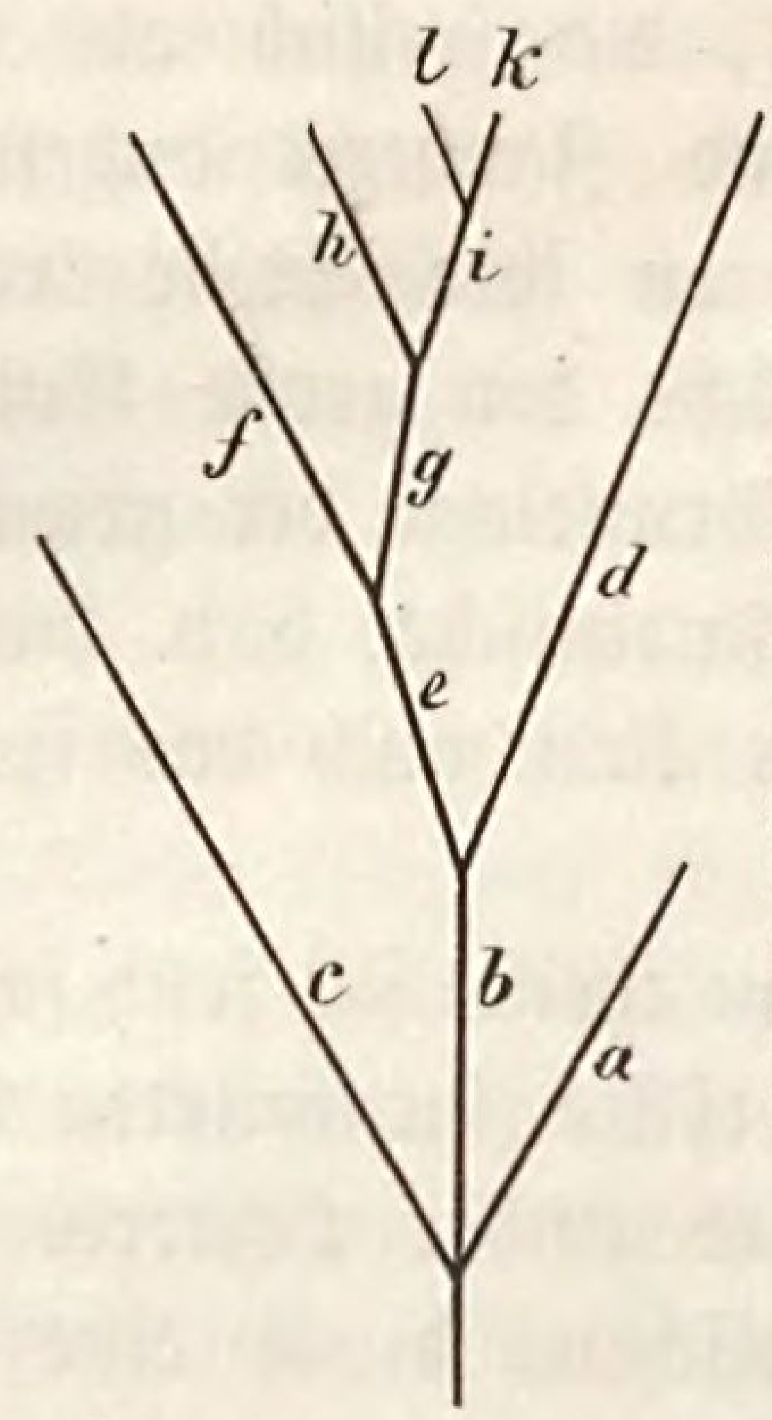
echt Deutsche, so auch diese Schrift, die freilich als vielfach zu heidnischen Zwecken, Wahrsagerei und Zauberei angewandt, den Bekehrern ein Greuel sein muste; an ihre Stelle trat bei den Goten die wulfilanische Schrift, welche der große Gote mit Benutzung der alten Runenschrift auf Grundlage der griechischen bildete, bei den andern Stämmen das lateinische, d. h. das christliche Alphabet. Mit dieser neuen Schrift kam auch das fremde Wort „schreiben", lateinisch scribere auf.

Das Deutsche im engeren Sinne theilte sich früh schon in zwei Hauptabtheilungen, das Niederdeutsche (im weiteren Sinne) und das Hochdeutsche oder genauer Oberdeutsche. Letzteres scheidet sich vom Niederdeutschen, wie vom Nordischen, durch eine abermalige Verschiebung der momentanen Consonanten, wie wir demnächst sehen werden.

Das Niederdeutsche finden wir getheilt in die näher verwandten Dialekte des Altsächsischen und des Angelsächsischen, die eben durch diese nähere Verwandtschaft auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisen; diese Stufe, als altsächsisch und angelsächsisch noch eins waren, wollen wir sächsisch nennen. Das Friesische steht dem Sächsischen als besondere Abzweigung des Niederdeutschen gegenüber.

Das Altsächsische kennen wir vor allem aus der in einer der deutschen nationalen epischen Dichtungsweise nachgebildeten Form verfaßten Dichtung vom Heiland, altsächsisch Hêliand, die uns in zwei Handschriften des neunten Jahrhunderts erhalten ist. Die Heimath des Altsächsischen ist das Land zwischen Rhein und Elbe, mit Ausschluß des Nordrandes, den die Friesen inne hatten und inne haben; die neue Form dieser altsächsischen Sprache bilden die jetzigen niederdeutschen oder plattdeutschen Volksmundarten. Das Niederländische, das jetzige Holländisch und Vlämisch, unterscheidet sich so wenig vom Niederdeutschen (im engeren Sinne, dem Altsächsischen und jetzigen Plattdeutsch), daß es in der alten Zeit vollständig mit ihm zusammengefallen sein muß. Daß sich das Niederdeutsche östlich weit über seine alten Gränzen hinaus über ursprünglich slawisches und sogar preußisches und litauisches Sprachgebiet verbreitet hat und noch bis zur Stunde sich verbreitet, ist bekannt.

Das folgende Schema mag die Verzweigung des deutschen Sprachastes versinnlichen, den nordischen deuten wir nur an, der gotische hat, wie bereits erwähnt, keine späteren Verzweigungen.



a Gotisch.
b Deutsch.
c Nordisch.
d Hochdeutsch.
e Niederdeutsch im weiteren Sinne.
f Friesisch.
g Sächsisch.
h Angelsächsisch, später Englisch.
i Altsächsisch.
k Plattdeutsch.
l Niederländisch.

Deutsche Grundsprache.

Die nähere Verwandtschaft der deutschen Sprachen im engeren Sinne, dem Gotischen und Nordischen gegenüber, zeigt sich nicht nur im Wortvorrathe, sondern auch in der Grammatik. Es genüge hier auf etwas für diese deutschen Sprachen sehr charakteristisches hinzuweisen, nämlich auf die Bildung der zweiten Person Singularis Perfecti. Gotisch und Nordisch bilden sie übereinstimmend durch Anfügung von t, die deutschen Sprachen aber lassen eine nach Art des Optativs gebildete Form eintreten, z. B. gotisch 1. vas, 2. vas-t, 3. vas (war, warst, war), nordisch 1. var, 2. var-t, 3. var, mit Wandlung des s zu r; aber althochdeutsch und altsächsisch 1. was, 2. wâr-i, 3. was, angelsächsisch 1. väs, 2. vær-e, 3. väs, altfriesisch 1. was, 2. wêr-e, 3. was, dasselbe, nur mit leichten Lautveränderungen.

Das im Wortschatz, in Lautgesetzen und in grammatischen Bildungen vielfach eigenthümlich entwickelte Altnordische kennen wir freilich erst aus Handschriften des 13. Jahrhunderts; aber auch in dieser verhältnißmäßig jungen Form ist es mit Sicherheit als ein dem Deutschen und Gotischen coordinirter, unmöglich weder aus dem einen noch aus dem andern hervorgegangener Sprachzweig zu erkennen. Ist das Altnordische sprachlich schon wichtig und bedeutend, weil es eine besondere Form des Deutschen bildet, so ist es noch von ungleich höherer Bedeutung für die Kunde unseres deutschen Alterthumes, weil nur hier der Eifer christlicher Bekehrer die uralten heidnischen Götter- und Heldenlieder nicht vernichtete; namentlich ist die Mythologie unseres Stammes nur hier uns erhalten,

während sie auf deutschem Gebiete bloß in schwachen Spuren als einst in analoger Weise wie im nordischen vorhanden sich verräth.

Der alten Sprachform am treuesten blieb in ihrer Abgeschlossenheit die isländische Sprache; die übrigen, aus dem Altnordischen hervorgegangenen, also mit Fug neunordisch zu nennenden Sprachen, das Schwedische, vor allem aber das stark abgeschliffene Dänische, zeigen in höherem Grade jene im späteren Sprachleben eintretenden Veränderungen.

Den hochdeutschen Sprachzweig, dessen jüngere Formen uns später ausschließlich beschäftigen werden, wollen wir nun, nachdem wir sein Verhältniß zu den übrigen deutschen Sprachen kennen gelernt, etwas genauer in Betrachtung ziehen.

V. Von der hochdeutschen Sprache.

Die älteste uns zugängliche Form des Hochdeutschen, die althochdeutsche Sprache, finden wir nicht mehr als eine einzige dem Processe der Auflösung in mehrere unterscheidbare Mundarten noch nicht anheimgefallene Sprache. Wir kennen sie nur aus den Sprachdenkmalen der nicht mehr völlig gleichsprachigen oberdeutschen Stämme der Franken, Alamannen und Schwaben und der Baiern. Althochdeutsch nennt man diese Mundarten so lange die Abschwächung der Vocale der auf die Stammsilbe des Wortes folgenden Silben in ein ununterschiedenes e noch nicht zur Regel geworden, d. h. vom siebenten bis gegen das Ende des eilften Jahrhunderts. So lange man gibu, gëban, viscum, blindaȥ, blindôno u. s. f. sagte, haben wir althochdeutsch vor uns; wo solche Formen völlig geschwunden sind und durch gibe (jetzt gebe, 1. Sing. Präs.) gëben, vischen (Dat. Plur.), blindeȥ (jetzt blindes, Neutr. Sing.), blinden (Gen. Plur.) ersetzt werden, da haben wir nicht mehr althochdeutsch, sondern mittelhochdeutsch vor uns. Vereinzelt kommen jedoch solche Formen mit jenem e schon frühe vor, wie ja auch im Mittelhochdeutschen noch nicht alle vollen Vocale der Endsilben in e abgeschwächt sind, wie wir später sehen werden. Obwohl im Althochdeutschen sich keine allgemeine Schriftsprache herausgebildet hatte, so ist die Scheidung der drei Mundarten, der fränkischen,

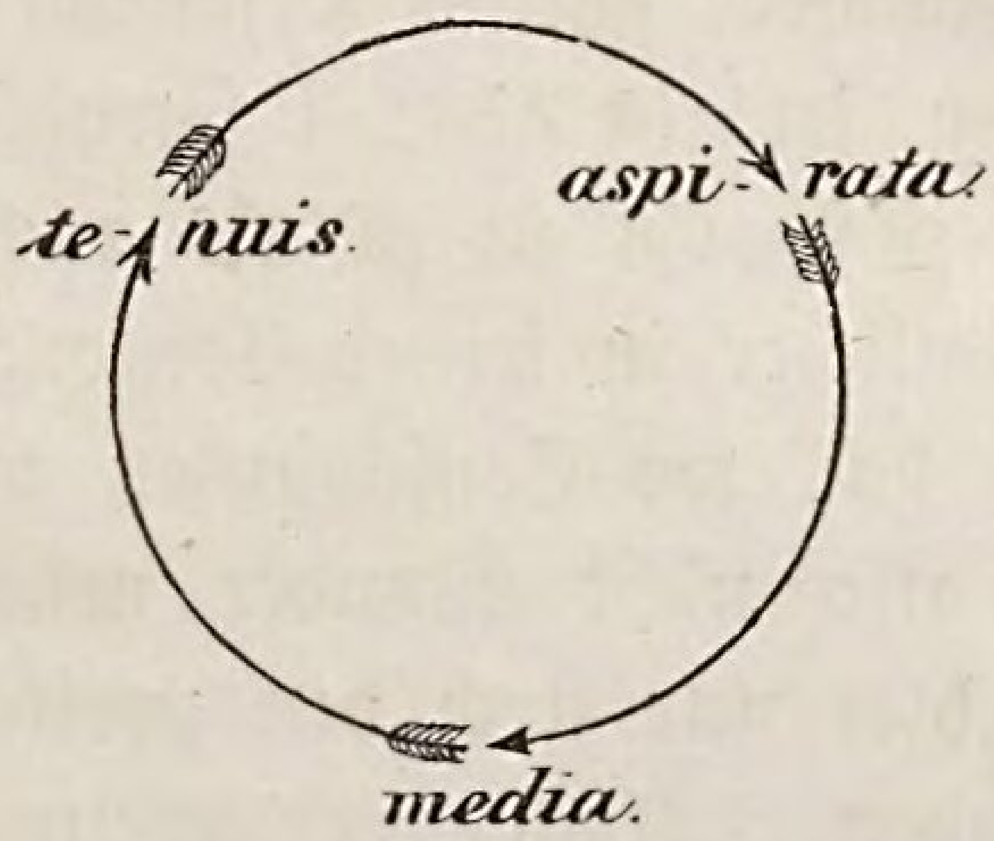
alamannisch-schwäbischen, bairisch-österreichischen immerhin eine schwierig durchzuführende, wenngleich in manchen Sprachdenkmalen bezüglich ihrer Zuweisung an einen der drei Hauptstämme der Hochdeutschen kein Zweifel sein kann. Den mundartlichen Unterschieden geht eine große Verschiedenheit der Sprache je nach dem Alter der Quellen zur Seite, so daß das Althochdeutsche eine immer wechselnde Mannigfaltigkeit der lautlichen Form zeigt.

Von den Eigenthümlichkeiten des Althochdeutschen den anderen deutschen Sprachen gegenüber wollen wir nur eine, die bedeutendste, genauer ins Auge fassen, nämlich die sogenannte Lautverschiebung.

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprachengeschichte, daß jene S. 88 f. dargelegte Verschiebung der momentanen (explosiven) Consonanten, durch welche sich die deutsche Grundsprache von ihren Schwestern absetzt, im Hochdeutschen sich wiederholt. Diese zweite Verschiebung ist das auffallendste Kennzeichen des Hochdeutschen, seinen sämmtlichen Schwestern gegenüber. Aber man darf dennoch nicht glauben, daß es dieses Lautgesetz war, durch welches sich gleich von Anfang das Hochdeutsche als besondere Sprache aus der gemeinsamen deutschen Grundsprache heraussetzte; wir sehen vielmehr wenigstens theilweise jene Verschiebung erst entstehen, völlig durchdringen aber nur in einer Mundart, der alamannischen, die deßhalb auch die **strengalthochdeutsche** genannt wird. Die Art dieser zweiten deutschen Verschiebung, der hochdeutschen, mag in der Kürze zur Anschauung gebracht werden.

Ihrem Principe nach ist sie, wie gesagt, vollständige Wiederholung der früheren Lautverschiebung, also jenes Gesetzes, demzufolge Tenuis zur Aspirata, Media zur Tenuis und Aspirata zur Media wird. Es versteht sich nach dem, was in dem Abschnitte II. über die Veränderung der Sprachen gesagt ist, von selbst, daß auch diese Uebergänge nur ganz allmählich vor sich giengen. Die Tenuis erzeugte durch immer härtere Aussprache einen Hauch nach sich, der sich dann immer stärker entwickelte, zuletzt wohl allein übrig blieb, so ward z. B. k zu h, p zu f (S. 88), die Media erhärtete allmählich zur Tenuis, die Aspirata verlor allmählich ihren Hauch und sank so zur Media herab.

Leicht merken kann man sich das Gesetz beider Verschiebungen an folgendem Schema:



d. h. bei der Lautrotation zwischen indogermanisch, grunddeutsch (dem gotisch, niederdeutsch u. s. w. im Wesentlichen gleichzusetzen ist) und hochdeutsch, folgen auf einander Tenuis, Aspirata, Media; Aspirata, Media, Tenuis; Media, Tenuis, Aspirata. Man darf sich nur eine dieser Reihen merken, um sich das ganze Gesetz stets daraus entwickeln zu können; auf Tenuis der einen jener Sprachen folgt Aspirata (oder die sie vertretende Spirans) der andern, auf Aspirata Media, auf Media Tenuis. Dem Gedächtnisse kann man auf äußerliche Art so zu Hilfe kommen, daß man festhält: die Laute in der Lautverschiebung folgen nicht so auf einander, wie sie gewöhnlich aufgezählt werden, „Tenuis, Media, Aspirata“, sondern die Aspirata kommt vor der Media, „Tenuis, Aspirata, Media“, und ans letzte Glied dieser Reihe schließt sich dann das erste derselben wieder an „Media, Tenuis, Aspirata“ u. s. f.

Dieses Gesetz erfährt jedoch nunmehr, wo es zum zweitenmale hervortritt, noch zahlreichere Ausnahmen als bei seinem ersten Auftreten. Nur andeuten will ich, daß viele Consonantenverbindungen jene Wandlungen unmöglich machen, so kann sich ein st, sp nicht in sth, sph u. dergl. wandeln; die indogermanische Wurzel sta lautet ebenso im Gotischen, ebenso im Hochdeutschen. Aber gleich bei der Verschiebung der Tenuis in Aspirata tritt im Hochdeutschen die Besonderheit ein, daß die Verschiebung in gewissen Fällen nur zur Aspirata (Verbindung von Tenuis und Hauchlaut, Spirans) geführt hat, in anderen aber für die zu erwartende Aspirata bereits der bloße Hauchlaut, die Spirans, eingetreten ist. Das erstere trat im Anlaute, ferner nach liquiden Consonanten und da ein, wo die Tenuis verdoppelt war oder ihr ein j folgte; das andere, die Wandlung zur Spirans, in den andern Fällen (also inlautend zwischen Vocalen und auslautend nach denselben).

So wird also urdeutsch oder gotisch k sowohl zu ch (d. h. kch), als auch zu hh (unser jetziges ch); t sowohl zu z (d. h. ts) als auch zu ȥ (d. i. ß), p sowohl zu pf als auch zu f. Der Anlaut ist ja immer alterthümlicher in seinen Consonantenverhältnissen als der Inlaut besonders da, wo Consonanten von Vocalen umgeben sind; es kann uns also nicht Wunder nehmen, dort noch den älteren Doppellaut, hier nur noch den zweiten Bestandtheil dieses Doppellautes zu finden. Auch verdoppelte Consonanten haben natürlich mehr Widerstandsfähigkeit gegen Erweichung und Verflüchtigung als einfache.

So entspricht einem gotischen kviman (kommen; Wurzel kvam, indogermanisch gam) ein strengalthochdeutsches chuëman (sprich kchwëman); gotisch kaurn und vakjan wird zu chorn (kchorn) und wecchan (wekchan) u. s. f. Außerhalb des Strengalthochdeutschen, im Gemeinalthochdeutschen und demzufolge auch im späteren Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch bleibt in diesem Falle die alte Tenuis, daher unser kommen, korn, wecken (die vom Strengalthochdeutschen abstammenden Schweizermundarten haben aber auch hier die Aspiration erhalten). Durchgreifend ist dagegen die zweite Art der Wandlung, nämlich die in den bloßen Hauchlaut, wie z. B. gotisch mikils (groß; vgl. *μέγ-ας*, genau entspricht der deutschen Form *μεγάλη*, *μεγάλοι* u. s. f., lateinisch mag-nus mit g), althochdeutsch mihhil, mittelhochdeutsch michel; gotisch brikan (brechen; vgl. fran*g*o, Wurzel fra*g*), althochdeutsch prëhhan, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch brëchen u. s. f.

Ebenso bei den Tenues der beiden andern Organe; die Dentalis t ward zu z (ts), z. B. in gotisch tiuhan (vgl. lateinisch *d*uco), althochdeutsch ziohan, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch ziehen; gotisch satjan (vgl. se*d*eo; Wurzel ist sad), althochdeutsch setzan, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch setzen; niederdeutsch holt, hochdeutsch holz; aber gotisch itan (vgl. e*d*ere), althochdeutsch ëȥȥan, mittelhochdeutsch ëȥȥen, neuhochdeutsch nur anders geschrieben, sonst mit der mittelhochdeutschen Form identisch eßen; gotisch thata, althochdeutsch und mittelhochdeutsch daȥ, neuhochdeutsch daß, das (letzteres nur unrichtige Schreibung) u. s. f. Hier finden sich alle hochdeutschen Dialecte in Uebereinstimmung.

P ward zu pf in Fällen wie lateinisch planta, althochdeutsch pflanza (entlehntes Wort), mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch

pflanze; gotisch skapjan, althochdeutsch skepphan (sprich skepfan), mittelhochdeutsch schepfen, neuhochdeutsch mit falschem ö für e schöpfen; gotisch hilpan, althochdeutsch hëlphan (sprich helpfan); gotisch vairpan, althochdeutsch wërphan (sprich wërpfan), nach Liquiden tritt jedoch gemeinalthochdeutsch nur f ein, daher auch mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch hëlfen, wërfen. Es steht dagegen überall nur f in slâfan, gotisch slêpan (grunddeutsch slâpan), mittelhochdeutsch slâfen, neuhochdeutsch schlâfen u. s. f.

Die urdeutsche Media ward aber nur im Strengalthochdeutschen durchgreifend zur Tenuis; g und b bleiben nämlich im Gemeinalthochdeutschen und folglich im Mittel- und Neuhochdeutschen unverändert; gotisch giban lautet also nur im Alamannischen këpan, im Gemeinalthochdeutschen gëban, und daher mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch gëben, während die Dentalis d durchgreifend zu t wird: gotisch dags, althochdeutsch und mittelhochdeutsch tac, neuhochdeutsch tag u. s. f.

Anstatt der Aspiratae kh und ph aus indogermanischem k und p fanden wir schon im Grunddeutschen h und f; diese beiden nur gehauchten Dauerlaute, die keinen explosiven momentanen Bestandtheil mehr haben, sind nun keiner weiteren Veränderung fähig. Gotisch und grunddeutsch fôtus (vgl. lateinisch *pes*, griechisch *πούς*) wird althochdeutsch und mittelhochdeutsch fuoz, neuhochdeutsch fû*ß*; gotisch haurn, grunddeutsch hurn (vgl. lateinisch cornu) wird althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch *h*orn, überall bleibt hier das f und h unverändert.

Anders in der dentalen Reihe. Hier hat das Urdeutsche für das ursprüngliche t regelrecht th eintreten lassen, welches ebenso regelmäßig in allen hochdeutschen Dialecten in d übergeht, also gotisch thu (vgl. lateinisch tu), althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch du u. s. f. Das Strengalthochdeutsche hat also nur eine Media, nämlich d; b und g fehlen dieser Mundart in ihrer reinen Form völlig.

Dieß ist in seinen wesentlichen Zügen jenes merkwürdige, von Jakob Grimm entdeckte Gesetz der Lautverschiebung, welches also in systematischer Uebersicht sich in folgender Weise darstellen läßt. Rein schematisch, von allen Ausnahmen abgesehen, erhalten wir folgende Lautwechsel:

indogermanisch (außer deutsch)	k	t	p	g	d	b	gh	dh	bh
grunddeutsch (gotisch ꝛc.)	kh	th	ph	k	t	p	g	d	b
hochdeutsch	g	d	b	kh	th	ph	k	t	p

In der Wirklichkeit aber gestaltet sich dieß in folgender Weise:

indogerm.	k	t	p	g	d	b	gh	dh	bh
							griech. χ	ϑ	φ [1]
grunddeutsch	h	th	f	k	t	p	g	d	b [2]
hochdeutsch	h	d	f	ch (k), hh	z, ʒ	pf, f	k (g)	t	p (b)

Das in der letzten Reihe, der hochdeutschen, Eingeklammerte sind die gemeinalthochdeutschen, mittel- und neuhochdeutschen Laute.

Dieß Gesetz der zweiten Verschiebung scheidet am augenfälligsten und bis zur Stunde das Hochdeutsche von seinem nächsten Verwandten, dem Niederdeutschen. Wo man that oder dat, tîd, slâpen, breken u. s. f. sagte und sagt, da ist niederdeutsche Sprache nicht zu verkennen, während ein daʒ, zeit, schlâfen, brechen ebenso unverkennbar den Stempel des Hochdeutschen an sich trägt. Ich pflege daher die niederdeutschen Sprachen und Mundarten „Dat-Sprachen"; die oberdeutschen (hochdeutschen) „Daʒ-Sprachen" zu nennen.

Das Althochdeutsche kennen wir aus zahlreichen und theilweise umfangreichen Sprachdenkmalen, die fast ausschließlich von geistlicher Hand herrühren. Vor allem ist St. Gallen ein Hauptsitz althochdeutschen Schriftthums, und hier ist das Alamannische, grammatisch strengalthochdeutsch genannt, zu Hause. Doch ist die Althochdeutsche Litteratur zum grösten Theile nicht Nationallitteratur, sie ist wesentlich eine Litteratur der Uebersetzungen, der zwischenzeiligen, oft bis zur Sprachwidrigkeit treuen Uebertragungen lateinischer Worte in deutsche (Interlinearversionen) und Wortsammlungen (Glossen), ihr Zweck der der Bekehrung zum Christenthume und der des Unterrichtes der Geistlichen. Selbst die Dichtung hat fast durchaus den Zweck der Belehrung, der Befestigung im Christenthume.

[1] Lateinisch und die meisten andern indogermanischen Sprachen ersetzen die Aspiraten meist durch Mediae oder auch durch Spiranten.

[2] In diese Reihe haben wir mehrfache Abweichungen nicht aufgenommen, um den Ueberblick hier, wo es nur auf Darlegung der Grundzüge ankommt, nicht allzusehr zu erschweren.

Die alte nationale Götter- und Heldendichtung in der allgemein deutschen allitterirenden (stabreimenden, die Worte nach ihrem Anlaute reimenden) Form, ist auf hochdeutschem Gebiete bis auf wenige, zufällig gerettete Fragmente, vertilgt worden.

Dieß kommt daher, daß das Gebiet der althochdeutschen Sprache früh schon und durch fremde Bekehrer für das Christenthum gewonnen ward. Der Gegensatz des alten deutschen, nationalheidnischen Elementes und des späteren, fremden, christlichen Wesens ist der Schlüssel zum richtigen Verständnisse der althochdeutschen Litteratur. Jene wenigen geretteten Bruchstücke der alten Dichtung im Vereine mit der vollständiger erhaltenen, selbst jenen wenigen Fragmenten nach, als wesentlich mit der althochdeutschen übereinstimmend erkennbaren altnordischen Dichtung, liefern den unumstößlichen Beweis dafür, daß die erste Periode unserer nationalen Litteratur oder vielmehr unserer Dichtung (da die Prosa als Kunstform erst sehr spät, nämlich im Neuhochdeutschen, erscheint) vor die Bekehrung unserer althochdeutschen Vorfahren zum Christenthume fällt. Eine Fülle von Götter- und Heldenliedern ward in allen Gauen unseres Vaterlandes gesungen; am ersten verloren sich die Götterlieder, von denen, außer einigen Zauberliedern, nur dürftige Reste, die sich in christliche Dichtungen vom Weltanfange und Weltende eindrängten, für uns gerettet sind. Die Heldenlieder bestunden etwas länger, da ihr Inhalt dem Christenthume weniger zuwider war, wie uns denn von einem derselben (dem Hildebrandsliede) ein ziemlich umfängliches Bruchstück (freilich in mehr niederdeutscher als hochdeutscher Aufzeichnung) erhalten ist, während ein anderes (der Waltharius) in lateinischer Umdichtung auf uns gekommen ist. Die Angelsachsen haben Heldendichtung in etwas späterer Zusammenarbeitung, aber mit Beibehaltung der bei ihnen lange noch bestehenden altnationalen Versform aufzuweisen; auf altsächsischem Gebiete entstund, mit Beibehaltung der alten epischen Wendungen und Ausdrücke, in nicht mehr völlig rein gehaltener nationaler Versform, ein christliches Epos; nur der Norden hat Götter- und Heldendichtung in ziemlich reicher Ausdehnung in Form und Inhalt fast unversehrt erhalten. Bei allen deutschen Stämmen findet sich in der ältesten Periode ein und derselbe epische Vers, Beweis genug dafür, daß schon die Grunddeutschen diesen Vers und somit auch Götter- und Heldendichtung kannten. Diese

Dichtung ist also ein uraltes, echt deutsches Erbtheil. Die gereimte Dichtung, die sich früh schon aus der allitterirenden entwickelte, brachte es im althochdeutschen Zeitraume nicht zu wahrhaft bedeutenden Leistungen. Sie ist für uns indeß von hoher Bedeutung deßhalb, weil sie uns zeigt, wie von der ältesten allitterirenden Dichtung bis zu den mittelhochdeutschen Kunstformen eine stätige Entwickelungsreihe führt. Der gesammten altdeutschen (althochdeutschen und mittelhochdeutschen) Dichtung gemeinsam ist die Bestimmung des Maßes der Verse durch die Hebungen, d. h. durch die höchst betonten Silben, deren jeder Vers eine bestimmte Zahl enthält; ein Princip, das dem Deutschen eigenthümlich ist und von der prosodischen Messung und der bloßen Silbenzählung sich durchaus unterscheidet. Die vorliegende althochdeutsche Litteratur bildet also keine eigentliche Litteraturperiode; in ihr liegt uns nur eine Uebergangszeit vor. Erst als Christenthum und nationaldeutsches Wesen aus dem Gegensatze heraus zu inniger Verschmelzung gelangt war, da tritt eine zweite Periode der Nationallitteratur hervor, die Mittelhochdeutsche. Hier erscheint auch die alte Heldendichtung wieder, aber in neuer Form und in christlicher Auffassung; das alte nationalheidnische Element schimmert nur noch schwach durch, nur dem kundigen Auge erkennbar. Wir haben also in der hochdeutschen Litteratur, um dieß hier beiläufig anzudeuten, drei Perioden, die wir classisch nennen können: 1) die Althochdeutsche, bis auf Reste verloren, 2) die Mittelhochdeutsche des dreizehnten Jahrhunderts und 3) die Neuhochdeutsche. Hieraus folgt, daß das althochdeutsche Schriftthum vorherrschend sprachlichen Werth besitzt und nur zum geringeren Theile ins Gebiet der Nationallitteratur gehört.

Doch kehren wir zur Sprache zurück. Mit der durchgreifenden Abschwächung der auf die Stammsilbe folgenden Vocale in ein unterschiedsloses e, ist der Uebergang von althochdeutsch zu mittelhochdeutsch geschehen. Die Vocale der Stammsilben bleiben im Wesentlichen dieselben wie im Althochdeutschen — erst im Neuhochdeutschen tritt auch hier eine bedeutende Veränderung ein — dasselbe gilt von den Consonanten. Den Unterschied von Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch haben wir bereits oben (S. 95) an einigen Beispielen vor Augen gestellt. Der althochdeutsche Vers mit seinen Hebungen und Senkungen blieb durch diese Sprachveränderung unberührt, ja man kann sagen, daß die mittel-

hochdeutsche Sprache eben durch jenen Verlust der vollen Vocale der Endsilben erst recht geeignet ward, die höchste Feinheit und Regelfestigkeit des Versbaues zu erreichen. Unterschiede der Mundarten sind durch die Abschwächung des Auslautes, die nunmehr einem allgemeinen Gesetze der Sprachengeschichte gemäß eingetreten war, keineswegs ausgeschlossen, und man hat demnach auch ebenso gut mittelhochdeutsche Mundarten, wie althochdeutsche in den Denkmälern zu unterscheiden. Aber bald gelangte nunmehr eine Mundart zu allgemeinerer Geltung als Sprache der Litteratur und des höheren Umganges, wie er an den Höfen gepflogen ward: es bildete sich eine höfische Sprache aus, die auch von denen gebraucht ward, deren heimatliche Mundart sie nicht war. Die Litteratur ist aus den Händen der Geistlichen, die sie im althochdeutschen Zeitraume inne hatten, in die der Edeln übergegangen; die höfische Mundart ward so zugleich die der Litteratur. Diese Mundart ist die schwäbische. Sie, die schwäbische, höfische Mundart ist das Mittelhochdeutsch im engeren Sinne, die Sprache der höchsten Erzeugnisse der reichen, classischen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts, die Sprache, in welcher sowohl die nunmehr neugeborene volksthümliche Heldendichtung, als auch die fremden Vorbildern folgende höfische Epik, die Lyrik, kurz fast die gesammte Dichtung jener fruchtbaren Periode niedergelegt ist. Diese Sprache werden wir daher später ausschließlich ins Auge fassen.

Während also im Althochdeutschen nur Dialekte vorhanden waren, hat das Mittelhochdeutsche bereits einen derselben über die anderen gestellt; es hat eine höhere Sprache, eine Hofsprache entwickelt. Für die Litteraturgeschichte ist dieser Punkt von gröster Bedeutung; doch lassen wir dieß, wie alles was die Litteratur, nicht die Sprache betrifft, hier bei Seite; nur bei der Besprechung des Althochdeutschen erlaubten wir uns einen Seitenblick in die Litteratur, weil eben über das althochdeutsche Schriftthum und seine eigenthümlichen Verhältnisse in der Regel keine klare Anschauung vorhanden ist. Ueber die große Litteratur des Mittelhochdeutschen ist aber das allgemeinste — und nur dieß könnten wir ja hier geben — jedem Gebildeten bekannt.

Die Neigung zu dem Fremden, die so stark in der mittelhochdeutschen Dichtung hervortritt, hatte die Aufnahme einer ziemlich bedeutenden Anzahl romanischer (französischer) Worte zur Folge; bekanntlich trat diese Neigung in einer späteren Periode nochmals

und zwar in einer für die deutsche Sprache ungleich nachtheiligeren Ausdehnung hervor.

Das Mittelhochdeutsche empfiehlt sich durch ein feines Ebenmaß der Entwickelung; es ist nicht mehr die volle althochdeutsche Sprache mit ihren gewichtigen Endsilben, die zum Theile, namentlich im Verse, die Stammsilbe zu verdunkeln drohen, aber auch noch nicht die vielfach gestörte und auf Abwege gerathene neuhochdeutsche Sprache. So verdient diese schönste, für die Zwecke der Dichtkunst geeignetste Altersstufe unserer Sprache mit Recht den Namen der Mittelhochdeutschen. Die Eintönigkeit ist erst in den Endsilben eingerissen, und auch hier, wie wir weiter unten sehen werden, gibt es noch scharf bestimmte Gewichtsunterschiede jenes allerdings monotonen e, das sie nun fast ausschließlich enthalten; die Stammsilben sind aber noch theils lang, theils kurz, der Ton macht noch nicht die Silbe lang wie im N e u h o c h d e u t s c h e n.

Dieß ist der durchgreifende Unterschied von Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch. Zur Verflüchtigung der Endsilben ist noch ein weiteres, ebenfalls im Gange der Sprachen nothwendig Begründetes hinzugetreten: der Wortton macht die Silbe lang, auf die er fällt, oder vielmehr der Ton gilt allein, der scharfe Unterschied von lang und kurz ist geschwunden. Nun erst ist wirklich Eintönigkeit in die Sprache eingedrungen; eine große Anzahl von Mannigfaltigkeiten ist verloren; neme (Conj. Präsentis) Mittelhochdeutsch nëme (mit kurzem ë) klingt nun wie näme (Conj. Praeteriti), mittelhochdeutsch næme; malen (auf der Mühle) Mittelhochdeutsch maln, wie malen (mit dem Pinsel) mittelhochdeutsch mâlen; tor (Thüre) wie tôr (Narr) u. s. f. Wir werden dieß weiter unten genauer zu entwickeln haben.

Ein zweiter, für das gesammte Wesen der hochdeutschen Sprache bedeutsamer Zug ist folgender.

Im Althochdeutschen hatten wir stets den Dialekt des Schreibenden vor uns, es gab nichts allgemeineres, was über demselben, die verschiedenen Stämme umfassend, gestanden hätte. Im Mittelhochdeutschen hat sich eine allgemeinere Sprache dadurch entwickelt, daß die Mundart eines Stammes ein Uebergewicht über die andern erhielt. Das Neuhochdeutsche, eine Sprache, die noch weitere Kreise als das Mittelhochdeutsche beherrscht, ist aber gar keine deutsche Mundart; kein deutscher Stamm sprach oder

spricht diese Sprache, nirgend hört man unsere Schriftsprache im Munde des eigentlichen Volkes. Diese Eigenthümlichkeit des Neuhochdeutschen ist die Ursache seiner sprachlichen Unnatürlichkeit, denn in der That unnatürlich, ja monströs ist in manchen Lauten und Formen unsere neuhochdeutsche Schriftsprache; sie ist kein am lebendigen Baum der deutschen Sprache unbewust und naturgemäß hervorgesproßtes Reis, sondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menschlichen Willens absichtlich gebildetes und zusammengewürfeltes. Aber eben nur deßhalb, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart ist, weil kein einzelner Stamm ein Recht des Eigenthumes auf dasselbe hat, besitzt es die Fähigkeit, ein gemeinsames Band — leider fast das einzige — für alle deutschen Stämme, hochdeutsche und niederdeutsche zu sein, und somit ist eben das, was die sprachliche Unvollkommenheit des Neuhochdeutschen bedingt, die Quelle seiner hohen, für die Nation unschätzbaren Bedeutung.

Die wirkliche Volkssprache eines deutschen Stammes hätte es dahin nimmer und nimmer bringen können; jeder andere Stamm würde sich geweigert haben, von seiner Mundart zu Gunsten der eines Bruderstammes abzugehen, und Zersplitterung wäre selbst in der Sprache unseres deutschen Vaterlandes eingetreten. Das aber, was keinem Stamme angehört, und nur das kann allen gemeinsam sein, ohne Eifersucht, ohne Neid zu erregen. So ist also der Werth dieser Sprache nicht in ihrem sprachlichen Wesen selbst, sondern in ihrem Gebrauche, ihrer Anwendung zu suchen; er besteht darin, daß sie gemeinsame Schriftsprache aller deutschen Stämme ist, und, wenngleich stärker oder schwächer mundartlich gefärbt, auch Sprache des höheren gesellschaftlichen Umganges aller Orten in Deutschland, Oesterreich, der deutschen Schweiz, kurz überall wo man überhaupt deutsch im engeren Sinne spricht, mit Ausschluß jedoch des niederländischen (holländischen und vlämischen) Sprachgebietes.

Aber woher stammt denn diese unsere neuhochdeutsche Sprache, woher schreiben sich ihre großen organischen Mängel und Gebrechen, und woher rührt ihre Befähigung zu so bedeutsamer und segensreicher Universalität?

Während im Althochdeutschen Sprache und Schriftthum in einem Flusse verlaufen, während hier die geschriebene Sprache wesentlich mit der gesprochenen zusammenfiel, fanden wir im

Mittelhochdeutschen eine Mundart in der Litteratur vorherrschend, neben welcher die andern natürlich im Munde des Volkes sich fort und fort erhielten, und den Gesetzen der Sprachgeschichte gemäß sich veränderten. Solchen Veränderungen entgieng natürlich auch das Mittelhochdeutsche im engeren Sinne selbst nicht. Der Verlust der kurzen Stammsilben, dieses bereits erwähnten Hauptkennzeichens des Mittelhochdeutschen der späteren Sprache gegenüber, beginnt schon früh allmählich einzudringen; sobald man aber aufhörte z. B. sägen, lŏben zu sprechen und dafür sâgen, lôben einführte, war der ganze Charakter der Sprache verändert, die alte Metrik, die alte Art des Reims unmöglich geworden.

Diese große Veränderung ist im Wesen der Sprache selbst ebenso begründet, als die übrigen im Laufe der Zeit eintretenden Wandelungen; sie ist eine weitere Wirkung desselben Agens, das im Mittelhochdeutschen bereits die Endsilben gekürzt hatte, nämlich desWorttones, der jetzt nun zu jener Verkürzung noch die Dehnung der stammhaften Kürzen fügt, auf denen er ruht.

Aber ein Zweites trat zu diesen im Wesen der Sprache liegenden Veränderungen, wie sie sich im 14. und 15. Jahrhundert einstellten, noch hinzu. Man hätte die mittelhochdeutsche Hofsprache, die schwäbische Mundart, auch mit diesen Veränderungen als Schriftsprache beibehalten können. Dieß geschah aber nicht. Mit der Litteratur verfiel zugleich der Gebrauch jener Mundart, und es traten nun wieder die mundartlichen Besonderheiten der Schreibenden in der Schrift auf Hier reißt also der Faden ab; das Neuhochdeutsche ist nicht die sprachgeschichtlich veränderte, spätere Form der mittelhochdeutschen Hofsprache, so wenig als die neuhochdeutsche Litteratur eine Fortsetzung der mittelhochdeutschen ist. Zwischen mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch liegt eine Kluft, eine Zeit sprachlicher und litterarischer Verwilderung.

Wir haben also für die neuhochdeutsche Schriftsprache einen Ausgangspunkt erst zu suchen; von den neuhochdeutschen, neben der Schriftsprache bestehenden Volksmundarten aber gilt dieß nicht; diese sind direkte Fortsetzungen der älteren Formen. Die Schriftsprache und die Volkssprache laufen neben einander her, wir haben beide getrennt zu betrachten.

Die Schriftsprache. Bekanntlich ist unsere Schriftsprache in ununterbrochener Entwicklungsreihe bis auf Luther zurück zu

verfolgen. Obgleich sie sich auch im Laufe der Zeit verändert, altes abgethan und neues eingeführt hat, so ist doch die Sprache, die wir heutzutage schreiben und der wir mehr oder minder treu in der Rede, namentlich der feierlichen und lehrhaften uns anschließen, dieselbe, die Luther schrieb, es ist nicht etwa eine andere Mundart mit andern Lautgesetzen für jene Sprache Luthers eingetreten. Luther ist aber nicht der Schöpfer dieser Sprache, wie ja überhaupt keine Sprache, auch die Schriftsprache nicht, gemacht werden kann, wenn auch gerade die Schriftsprachen in einzelnen Worten, ja in der Wahl und Mischung von Mundarten entschieden mehr der Willkür des Schreibenden unterworfen sind, als die naturwüchsigen, lebendigen Volkssprachen. Woher hatte Luther jene Sprache, welcher er durch seine Schriften, besonders durch die Bibelübersetzung, eine immer allgemeiner werdende Geltung verschaffte, und die sogar in niederdeutsches Gebiet siegreich eindrang? Daß es keine Volksmundart ist, lehrt ihre ganze Art, namentlich ihre unorganischen Lautverhältnisse, die sich keine Mundart zu Schulden kommen lassen kann; auch ist ein ihr gleicher Dialekt nirgend nachweisbar.

Luther selbst sagt mit ausdrücklichen Worten, daß er sich nicht einer „gewissen, sonderlichen, eigenen Sprache im Deutschen", also nicht einer speciellen Mundart, sondern der Sprache der „sächsischen Kanzlei" bediene, „welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland". Dieses allgemeinen Gebrauches wegen ist sie, so sagt Luther, „die gemeine deutsche Sprache", geeignet von „Ober- und Niederländern" verstanden zu werden.

Diese in ihrer Richtigkeit nachgewiesene Auskunft Luthers über die von ihm gebrauchte Sprache führt also auf die eigentliche wahre Quelle unserer Schriftsprache. Sie ist eine auf dem Papiere entstandene Sprache, entstanden allmählich durch den schriftlichen Gebrauch selbst, der stets der Sprache einen gewissen Typus zu verleihen pflegt, und durch Mischung von Mundarten, unter denen selbst das Niederdeutsche nicht ganz unvertreten ist, das Oesterreichische aber, das schon in früheren Jahrhunderten durch die Diphthongirung von î und û zu ei und au diese Laute den grundverschiedenen echten ei und ou näher gerückt hatte, eine hauptsächliche Rolle spielt. Keine deutsche Mundart mischt z. B. mein und stein (mittelhochdeutsch mîn, stein) und bauch und auch

(mittelhochdeutsch bûch, ouch), das thut nur die Schriftsprache; schon mittelhochdeutsche, österreichische Handschriften haben mein und stain nur noch leise geschieden, ja sie mischen bereits û und ou in ein ou und au zusammen, womit sie höchstwahrscheinlich von der wirklichen Aussprache sich entfernten. Jene Mischung von Mundarten entwickelte sich nun in der kaiserlichen Kanzlei zur herrschenden deutschen Reichssprache. Diese ihren papierenen Ursprung deutlich an der Stirne tragende Sprache, gewaltig durch den officiellen Gebrauch und durch Luthers reformatorischen Geist, verdrängte nach und nach die oberdeutschen (Schweizer) Mundarten, ja sogar das Plattdeutsch aus dem Gebrauche als Bücher- und Schriftsprache, und immer weiter und weiter drang sie ein in Kirche, Schule und Gerichtsstube, wo sich namentlich das Niederdeutsche lange hielt, und die süddeutschen, leichter mit der ebenfalls hochdeutschen Schriftsprache zu mischenden Mundarten zum Theile noch nicht von letzterer verdrängt sind. Sie verbreitete sich als allein gültig in die höhere Gesellschaft und ins Haus, und hier erweitert sich ihr Gebiet von Tag zu Tag so gewaltig, daß vor ihr die Dialekte in den Städten bereits zu schwinden beginnen, und nunmehr nur noch bei dem geringen Manne, namentlich aber bei der ländlichen Bevölkerung die Mundarten in ihrer ungetrübten Reinheit zu finden sind.

Die sprachlichen Mängel der hochdeutschen Schriftsprache, die sie ihrer Entstehung auf dem Papiere, also eben dem Umstande verdankt, daß sie Schriftsprache ist, wird die Darlegung ihrer lautlichen und grammatischen Verhältnisse zur Sprache bringen, auch den trostlosen Zustand der üblich gewordenen Schreibung werden wir erst dann würdigen können, wenn wir das Objekt dieser Schreibung, die Sprache selbst, kennen lernen; ein Gebrechen unserer Schrift aber steht mit der Sprache selbst in keinem Zusammenhange und mag deßhalb also bereits hier besprochen werden: ich meine die Form unserer Buchstaben.

Ein großer Uebelstand ist nämlich die Beibehaltung der von unseren romanischen und slawischen Nachbarn fast durchaus bereits abgeschafften verzerrten und verschnörkelten Schrift, wie sie zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerei gerade üblich war. Keineswegs ist diese Schrift etwa eine deutsche, etwas uns Eigenthümliches, Nationales; diese Entstellung der lateinischen Schrift war vor einigen Jahrhunderten bei allen Nationen üblich; aber, wie denn überhaupt

der Geschmack sich in vieler Beziehung wieder dem Einfacheren, Natürlichen zuwandte, man kehrte auch hier zu den edleren, reinen Formen zurück, nur wir Deutschen halten zur Unbequemlichkeit für den Ausländer und für uns selbst, die wir alle zwei Schriften lesen und schreiben lernen müssen, an der verkehrten Sitte einer geschmacklosen Zopfperiode fest.

Anstatt, wie Franzosen, Engländer u. s. f. thun, nur Worte von besonderer Bedeutung, vor allem alle Nomina propria und Satzanfänge durch große Anfangsbuchstaben auszuzeichnen, die doch nur den Zweck haben können, die Uebersicht zu erleichtern, schreiben wir, nach einer trotz aller Schulmeisterei doch nicht ausreichenden Regel, alle Substantiva im Anlaute mit der Majuskel. Oder weiß Jemand zu sagen, ob man „abends, morgens" oder „Abends, Morgens" schreiben soll? Die Worte sind Genitive der Substantiva Abend, Morgen, haben also ein volles Recht auf jene Auszeichnung. Soll man „zum wenigsten, aufs beste, nicht im geringsten" oder „zum Wenigsten, aufs Beste, nicht im Geringsten" schreiben? u. s. f.? Fort mit dieser Schreiberpedanterie und Schulmeisterlichkeit, die Raum und Zeit im Drucke und beim Schreiben in Anspruch nimmt, die Uebersicht beim Lesen erschwert statt sie zu fördern, die durch das Beispiel keiner größeren Nation empfohlen ist und die unserer Vorzeit eben so fremd war, als die Verzerrung der Schriftzüge, ja erst viel später als diese in den Druck Eingang fand, wie bekanntlich die noch im Gebrauch befindlichen Bibeln, Gesangbücher und andere Erbauungsbücher bezeugen, die zwar schon die Schwabacher Schrift, aber noch nicht die großen Initialen der Substantiva zeigen. Für den Gebrauch der Majuskel im Anlaute lasse man also jede Vorschrift fallen und stelle es dem Schreibenden anheim, welche Worte er durch große Initialen auszuzeichnen für ersprießlich befindet; wer sich aber dieses Mittels gar nicht bedienen will, dem gestatte man auch dieses. In solchen reinen Aeußerlichkeiten, die ihrer Natur nach der Willkür anheimfallen, unterlasse man das Ausklügeln von Regeln und gewähre dem Einzelnen freie Bewegung.

Die Mundarten. Während die niederländischen Mundarten (holländisch, vlämisch) außerhalb des Gebietes der neuhochdeutschen Schriftsprache liegen, sind die ihnen nahe stehenden niederdeutschen Mundarten, die früher ebenfalls sich ihrer niederdeutschen Sprache

in der Schrift bedienten, nunmehr längst dem Gebrauche unserer Schriftsprache beigetreten. Dem Mittelhochdeutschen stund noch ein Mittelniederdeutsch zur Seite; die neuhochdeutsche Schriftsprache hat aber keine neuniederdeutsche Schriftsprache neben sich, sondern die jetzigen niederdeutschen oder, wie man gewöhnlich sagt, die plattdeutschen Mundarten, stehen zur gemeinsamen Schriftsprache in demselben Verhältnisse wie die oberdeutschen. Jetzt fällt also auch das Niederdeutsche in den Kreis unserer Betrachtung, da auch hier hochdeutsch geschrieben und in der höheren Rede hochdeutsch gesprochen wird. Hochdeutsch bezeichnet nunmehr dasselbe, was wir bisher neuhochdeutsche Schriftsprache nannten, ja auch im Gebiete der oberdeutschen Mundarten setzt man hochdeutsch, die Schriftsprache, in Gegensatz zur gemeinen Mundart.

Die Mundarten nun sind die natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatze zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterisch geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift. Schon hieraus folgt der hohe Werth derselben für die wissenschaftliche Erforschung unserer Sprache; hier ist eine reiche Fülle von Worten und Formen, die, an sich gut und echt, von der Schriftsprache verschmäht wurden; hier finden wir Manches, was wir zur Erklärung der älteren Sprachdenkmale, ja zur Erkenntniß der jetzigen Schriftsprache verwerthen können, abgesehen von dem sprachgeschichtlichen, dem lautphysiologischen Interesse, welches die überaus reiche Mannigfaltigkeit unserer Mundarten bietet.

Wer einer Mundart, mag es eine oberdeutsche oder eine niederdeutsche sein, kundig ist, der hat beim Studium des Altdeutschen einen großen Vorsprung vor demjenigen voraus, der nur in der Schriftsprache heimisch ist, ja es wird ihm überhaupt die Erlernung fremder Sprachen durch die Gewohnheit, zweier Sprachen von Kindheit an mächtig zu sein, entschieden erleichtert. Nichts ist also thörichter, nichts verräth mehr den Mangel wahrer Bildung, als das Verachten unserer Mundarten; nichts ist lächerlicher, als das Streben, die angestammte Mundart völlig verbergen zu wollen oder gar die Aussprache einer andern, die man für besser hält, nachäffen zu wollen. Dieß geschieht namentlich häufig durch die gezwungene Nachahmung des ebenfalls nur mundartlichen norddeutschen sp und st von Seiten Süddeutscher. Daß hier die Schrift

dieser Aussprache zur Seite steht, ist rein zufällig (wir haben auf diesen Punkt weiter unten bei Betrachtung der Consonanten des Neuhochdeutschen zurückzukommen). Wer so handelt, wer die hochdeutsche Schriftsprache anders ausspricht, als er sie naturgemäß auszusprechen hat, der bringt sich ums Schönste, was uns die Muttersprache bietet, um die völlige Freiheit und Ungezwungenheit des Ausdrucks, er bringt sich um die Muttersprache, er verdammt sich zu einem immerwährenden verwerflichen Spielen einer ihm fremden Rolle. Wie lächerlich hört sich z. B. die Rede eines Schwaben an, der sich zwingt das Deutsche so auszusprechen, wie es die oft nicht einmal richtige jetzt übliche Schreibweise darstellt, zumal wenn er in unbewachten Augenblicken des Affects von den mit Mühe geführten Sprachstelzen herabfällt; wie herzig lautet dagegen die ungekünstelte Aussprache dieses hochbegabten deutschen Stammes? Fort also mit dem Vorurtheile, daß nur der ein gebildeter Mann sei, dessen Rede man nicht anhören könne, aus welchem Theile Deutschlands er stamme; fort mit dieser Unnatur der Sprachkünstelei. Es gibt einmal naturgemäß nur Mundarten, und wir werden von ihnen stets etwas in die uns allen gemeinsame Schriftsprache und höhere Umgangssprache hineintragen, ohne uns dadurch um dieß unschätzbare Kleinod zu bringen.

Wer sich aber vom Reiz des heimathlichen Dialektes so weit hinreißen läßt, daß er vermeint ihn zu einer seiner Gegend eigenen deutschen Schriftsprache erheben zu müssen, der versündigt sich gegen die deutsche Nation, indem er das einzige sie umschlingende Band zu zerreißen trachtet. Poetische oder prosaische Schriften in Volksmundarten, wenn sie wirklich ächt volksthümlich in Sprache und Inhalt sind, sind natürlich wohl berechtigt, aber sie dürfen sich niemals anmaßen über ihre natürliche Sphäre hinaus zu gehen, d. h. sie müssen immer die Darlegung des mundartlichen Wesens, der Sprache und der lokalen Anschauungs- und Darstellungsweise, zum Zwecke haben, nicht aber darf die mundartliche Sprache als bloßes Mittel der Mittheilung auftreten. Dieß Recht steht bloß der einen allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache zu, da nur sie die allgemein verstandene, die überall mit Recht vorauszusetzende ist. Richtig und klar erkannte dieß bereits Luther, und seinem richtigen Takte verdanken wir eine unschätzbare Wohlthat, die uns nunmehr glücklicherweise auch kein Querkopf verkümmern oder gar zu nichte machen kann.

Die deutschen Mundarten sind nun entweder oberdeutsche oder niederdeutsche Mundarten. Der Unterschied zwischen hochdeutsch oder oberdeutsch (bei hochdeutsch denkt man gar zu leicht ausschließlich an die Schriftsprache) ward bereits oben (S. 100) angegeben; wo man „dat“ hört, da ist die Mundart niederdeutsch, wo man „das“ sagt, oberdeutsch (der Wechsel im Vocale des als Beispiel gewählten Wörtchens ist natürlich gleichgültig; ein „det“ ist eben so gut niederdeutsch als dat, ein „des“ und „dös“ eben so gut oberdeutsch als „das“).

Allerdings gibt es auch Mundarten, die nicht folgerichtig alle charakteristischen Kennzeichen des Oberdeutschen oder Niederdeutschen an sich tragen, doch wird man leicht bei genauerer Betrachtung das vorwiegende Element erkennen. So weit meine Kenntnis auf diesem Gebiete, auf welchem bisher der Dilettantismus sehr viel, die Wissenschaft aber noch verhältnismäßig wenig geleistet hat, reicht, habe ich immer das oben angegebene praktische Erkennungszeichen bewährt gefunden: alle Dat-Mundarten sind völlig oder doch wesentlich niederdeutsch, alle Das-Mundarten völlig oder wesentlich oberdeutsch.

Von den niederdeutschen Mundarten ist vor allem zu bemerken, daß sie noch mehr als die hochdeutschen über ursprünglich fremdes, nämlich über slawisches und litauisches Sprachgebiet sich ausgedehnt haben. Der gesammte Osten Deutschlands bis zur Elbe und Saale, ja stellenweise noch darüber hinaus, war in früherer Zeit slawisch und im nordöstlichen Winkel des jetzigen Deutschlands preußisch und litauisch. Ein Einfluß dieser ursprünglich undeutschen Stämme, welche im Laufe der Zeit ihre Muttersprache mit der deutschen vertauschten, auf die Mundarten jener Gegenden dürfte jedoch nur schwer nachweisbar sein. Viel stärker wirken an den Marken unseres Vaterlandes die noch lebenden fremden Sprachen ein, ebenso auf urecht deutsche als auf germanisirte Stämme. In Oesterreich hört man zahlreiche Slawismen auch bei den von jeher deutschen Stämmen, am Rhein machen sich einzelne Gallicismen bemerkbar. Daß vom deutschen Sprachgebiete im Westen die Nachbarsprache mehr und mehr abnagt, ist leider eine für uns nicht eben rühmliche Thatsache.

Bekanntlich geht in den Mundarten der Proceß der Differenzirung so weit, daß im Gebiete jedes Dialekts zahlreiche

Mundarten, Untermundarten und Nebenmundarten zu unterscheiden sind; wer mit einer Mundart völlig vertraut ist, ist sogar meist im Stande, die Bewohner ganz nahe benachbarter Orte an ihrer Sprache zu erkennen. In der Mundart meiner Heimath, in der nordfränkischen, vermag ich den Bauern eines eine Viertelstunde von meiner Vaterstadt Sonneberg belegenen Dorfes ziemlich leicht an seiner wenn gleich nur ganz leise von der Stadtmundart verschiedenen Sprache zu erkennen, der mundartlichen Verschiedenheit etwas weiter entfernter Orte zu geschweigen. Und zwar meine ich hier wirkliche in der Schrift darstellbare Unterschiede, nicht etwa jene feinen Schattirungen der Aussprache, die man wohl hören, aber nicht zu Papier bringen kann. Die Verschiedenheit im Tone der Sprache ist oft erstaunlich stark; sie ist hauptsächlich die Ursache der häufig gehörten Behauptung, die oder jene Mundart habe etwas Singendes.

Eine wissenschaftliche Classification der deutschen Mundarten zu geben, bin ich außer Stande. Daß sie in zwei große Classen, in die der niederdeutschen oder Dat-Mundarten und die der oberdeutschen oder Das-Mundarten zerfallen, ward bereits erwähnt. In der niederdeutschen Classe sind zuvörderst bemerkenswerth die friesischen Mundarten, die jetzigen Formen der altfriesischen Sprache (vgl. S. 93) an der Nordküste von Holland bis Schleswig-Holstein; die niederrheinischen, die westphälischen und die sogenannten niedersächsischen um die Weser, sowie die der ehemals nichtdeutschen Striche. Unter den oberdeutschen haben wir noch, wie in uralter Zeit, die alamannisch-schwäbischen, die jüngeren Formen des Mittelhochdeutschen, und die bayerisch-österreichischen Mundarten zu scheiden, ferner die fränkischen um den Main bis zum Kamm des Thüringer Waldes und nach Deutschböhmen hinein; in wie ferne die mittelrheinischen von diesen zu sondern sind, vermag ich nicht anzugeben; die thüringischen und obersächsischen Mundarten bilden ebenfalls eine Classe für sich und wohl noch manche andere. Nur beiläufig bemerken will ich, daß die Mundarten der Sachsen in Siebenbürgen die Spuren niederrheinischen Ursprungs an sich tragen, sie haben aber den niederdeutschen Charakter nunmehr durch den Einfluß der benachbarten oberdeutschen Mundarten fast ganz eingebüßt.

In der deutschen Dialektologie hat also die deutsche Sprach-

wissenschaft noch ein weites ebenso wichtiges als ansprechendes und schwieriges Gebiet vor sich, dessen Ausbeute in neuerer Zeit erst begonnen hat. Namentlich fehlen uns noch viele Mundarten in genauer, streng wissenschaftlicher, grammatischer Darstellung; erst dann, wenn von allen Hauptformen unserer so unendlich mannigfaltigen Mundarten dergleichen vollkommen zuverläßige, streng wissenschaftliche Bearbeitungen vorliegen, läßt sich weiter schreiten zu einer stichhaltigen Anordnung derselben, zu einem natürlichen Systeme der deutschen Mundarten.

Die unterscheidenden Merkmale jeder Mundart und Mundartengruppe müssen vorzüglich durch die Lautlehre ermittelt werden; das Verwandte wird sich dann leicht aneinanderreihen lassen. Die Festsetzung der Gebietsgrenzen jeder mundartlichen Abtheilung würde zu einer mundartlichen Geographie Deutschlands führen, die bisher nach den durchaus nicht genügenden Vorarbeiten eben auch nicht befriedigend gegeben werden konnte.

Der neuhochdeutschen Schriftsprache wie den Mundarten ist jener Mangel an Sprachgefühl, der sich in den späteren Stadien des Sprachlebens in immer steigendem Maße einstellt, in hohem Grade eigen; wir wählten bereits oben (S. 65 f.), als von dieser Erscheinung im Allgemeinen die Rede war, einige Beispiele für dieselbe aus unserer Muttersprache, es dürfte sich indeß der Mühe verlohnen, auf diesen Punkt hier etwas ausführlicher einzugehen. Dieser Mangel an Sprachgefühl zeigt sich vor allem im Vergessen der Abstammung und Zusammensetzung sehr vieler — denkt man an die freilich schon weit früher vergessene Function der Beziehungssilben, so könnte man sagen aller — Worte. Die Stumpfheit unseres sprachlichen Gefühles geht jedoch so weit, daß wir die in früheren Epochen aus fremden Sprachen aufgenommenen Worte meist gar nicht mehr als fremde empfinden; diese älteren fremden Bestandtheile nennen wir Lehnworte, im Gegensatze zu den neuen, noch nicht acclimatisirten, von Jedem als fremd empfundenen Fremdworten. Dagegen tritt eine gewisse Kraft des Einheimischen, eine Art von Bethätigung sprachlicher Lebenskraft, die auch das Fremde sich gerecht zu machen und es in eigenes Fleisch und Blut zu wandeln im Stande ist, zu Tage in den besonders beim Volke beliebten Umdeutschungen von Fremdworten. Einige Beispiele mögen das Gesagte anschaulich machen.

Wer fühlt z. B. bei steil, älter und mundartlich aber steigel, noch etwas von steigen; bei heuschrecke noch das verlorene aber noch mittelhochdeutsche schricken „hüpfen"; bei beichte mittelhochdeutsch bîhte, daß es aus bîgihte vom verlorenen jëhen (sagen, bekennen) zusammengezogen ist und also eigentlich „Bekenntniß" bedeutet? Wer denkt nicht bei geruhen (verdreht für geruchen, mittelhochdeutsch geruochen, „Rücksicht nehmen, bedacht sein, gerne wollen") an das völlig unverwandte ruhen (mittelhochdeutsch ruowen)?

Wer versteht noch heiland (heilend, *salvator*), karwoche, karfreitag (von kar, althochdeutsch chara, „Trauer, Klage"; die Schreibung charwoche, charfreitag stammt aus dem Althochdeutschen, ist aber aufzugeben und bereits wohl so ziemlich abgekommen), nachbar (für das richtigere nachber der Mundarten, Verkürzung von nachbauer, nachgebauer, mittelhochdeutsch nâchgebûre, „der Nahewohnende", zusammengesetzt aus nâh, nâch und gebûr, Bauer, von bauen gebildet), grummet (aus gruonmât, das Grüngemähte), adler (aus adelar, edler Aar) u. s. f.? Wer fühlt noch richtig hübsch als Nebenform von höfisch? Wer ahnt den Zusammenhang von beʒʒer und buʒʒe (Bessermachung, Vergütung, Entschädigung), angst und enge, demut dienst und dierne (diu ist als Masc. Knecht, als Fem. Magd; von diesem Stamme ist althochdeutsch diorna für diuwarna, mittelhochdeutsch dierne, eine Weiterbildung; dienen, dienst althochdeutsch dio-nôn, dio-nost stammen von jenem diu nebst diemuot, althochdeutsch dio-muoti, „diensthafter, untergebener Sinn, Herablassung"), gespenst widerspenstig abspenstig spanferkel gespan (ich spane, ich spuon „ich locke, lockte"; spanjan dasselbe, aber auch „säugen"; gespenst ist ursprünglich „Verlockung", spanferkel so viel als „Saugschweinchen", gespan eigentlich „Milchbruder"), ser und unversert (sêre heißt ursprünglich „schmerzlich", sêr ist „Schmerz", versêren also „beschmerzen") u. s. f.? Ja sogar der Zusammenhang von faren und erfaren, arg und ärgern wird uns erst bei einigem Nachdenken klar, aus dem unmittelbaren Gefühl ist er geschwunden.

Und nun vollends unsere deutschen uralten Taufnamen, wie z. B. Fridrich (der im Frieden Mächtige, rîch mächtig, gewaltig, Herrscher), Dietrich (diet, Volk; gotisch Thiudareiks; Theoderich

also „Volksfürst", Δημοκράτης), Heinrich (für Heimrîch, in der Heimath mächtig), Konrad (Kuonrât, von kühnem Rathe), Albert und Albrecht (ganz leuchtend), Berta (für Berhta, Berchta „die Leuchtende", bekanntlich Name einer deutschen Göttin) u. s. f. Wer kann diese noch verstehen? Und doch freuen wir uns an ihren echt deutschen Lauten und wollen sie uns durch die immer mehr einreißenden fremden Namen ja nicht verdrängen lassen.

Wer empfindet noch den fremden Ursprung in vogt aus advocatus, das nochmals als Fremdwort in advocat eingeführt ward; bursch von bursa „Beutel" dann „Genossenschaft", endlich „Theilnehmer einer Genossenschaft", woraus sich zuletzt die jetzige Bedeutung entwickelte; pilger aus lateinisch peregrinus (der Fremde); pfingsten aus griechisch πεντηκοστή, der fünfzigste Tag nach Ostern; mette aus lateinisch matutina (die Morgendliche); ziegel aus lateinisch tegula (die Deckende, die Ziegel); segen aus lateinisch signum (das Zeichen, besonders des Kreuzes); stifel aus lateinisch aestivale (Sommerfußbekleidung); tafel aus lateinisch tabula; pflanze aus lateinisch planta; lärm aus all'arme (zu den Waffen); samstag aus sabbattag, hebräisch schabbât (Feiertag, judendeutsch schabbes); matt aus arabisch mâta (er ist gestorben, durch das Schachspiel vom Orient eingewandert) u. s. f.?

Freilich, wo wir das Fremde so assimilirt und durch deutsche oft geradezu sinnlose ähnlich klingende Laute ersetzt haben, wie z. B. in armbrust aus lateinisch arcubalista (Bogenschußwaffe), abenteuer aus aventure, älter adventura (Ereigniß, von advenire, mittellateinisch für evenire) u. s. f., da ist es dem Ungelehrten rein unmöglich, etwas anderes zu fühlen als ein etwas auffälliges deutsches Wort.

Das Volk geht in dieser Richtung noch weiter und macht sich ein rattenkal aus radical, ein harübel aus horrible, eine dicketonn aus ducaton (halber Ducaten, alter Laubthaler), sternlichter aus stearinlichtern, vermost aus famos, ja sogar einen umgewendten Napoleon aus unguentum Neapolitanum u. s. f. Man sieht, mag der Sinn des deutschen Wortes auch noch so verkehrt sein, wenns nur deutsch klingt, dann ists recht.

Das Merkwürdigste aber ist, daß wir sogar echt deutsche Worte, die nicht mehr verstanden wurden, umgebildet und so aufs

neue mundrecht gemacht haben, wie z. B. maulwurf (als würfe das Thier mit dem Maule, während es doch mit seinen Schaufelpfoten arbeitet) aus moltwurf (d. i. Erdewerfer, molte, multe, jetzt mull, Erde); sündflut aus sintflut, sinflut (große Flut); auch in singrün, das mit demselben sin „immerwährend, groß" bedeutend, zusammengesetzt ist, fühlen wir ein in der That sinnloses sinngrün, mit dem Substantiv „Sinn" zusammengesetzt, heraus); das Volk macht sogar aus einem walfisch (wal, *balaena*) einen waldfisch u. s. f.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß nur der wahrhaft deutsch versteht, der auf wissenschaftlichem Wege dazu gelangt ist. Sollte nicht jeder Gebildete zunächst und vor allem seine Muttersprache zu verstehen sich angelegen sein lassen?

So sind wir denn in der Betrachtung der Sprache vom Allgemeinsten ausgehend bis zum Deutschen und hier wiederum von der frühesten Vorzeit bis zur Gegenwart gelangt. Der genaueren Darlegung des Wesens der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprache müssen wir jedoch noch eine allgemeinere Betrachtung anderer Art vorausschicken.

Bisher wandten wir nur der Sprache, dem Gegenstande unserer Wissenschaft, unsere Aufmerksamkeit zu; von der Sprachwissenschaft selbst aber, ihrer Methode und ihren verschiedenen Theilen haben wir noch ein Wort zu sagen, auf daß neben dem Materiellen, der Sprache, auch noch das Formelle, die Art der wissenschaftlichen Erfassung und Darstellung der Sprache, wenigstens in allgemeinen Zügen, geschildert werde. Erst dann können wir uns gehörig vorbereitet unserer speciellen Aufgabe zuwenden.

VI. Von der Sprachwissenschaft.

Ehe wir uns zur Feststellung des Begriffes der Sprachwissenschaft und zur Entwickelung der verschiedenen Theile dieser Disciplin wenden, mögen einige Bemerkungen über andere Auffassungsweisen vorausgeschickt werden, deren Object ebenfalls die Sprache ist. Es dürfte dieß um so weniger überflüssig sein, als gerade in diesen

Dingen eine noch immer nicht ausgerottete Unklarheit herrscht, die oft genug unbequemerweise an den Sprachforscher herantritt, indem er für einen Philologen oder Orientalisten gehalten wird, oder gar dem Ansinnen ausgesetzt ist, er müsse im französisch und englisch Sprechen u. dergl. sich auszeichnen. Alle Welt hält den berühmten Cardinal Mezzofanti für einen Sprachforscher, und doch stand der gute Mann der Sprachwissenschaft völlig ferne.

Von der Sprachwissenschaft oder Glottik (γλῶττα, die Zunge, Sprache) zu scheiden ist vor allem die Sprachphilosophie, die Lehre von der Idee der Sprache, eben so wie von den Naturwissenschaften die Naturphilosophie. Die Sprachwissenschaft hat es unmittelbar mit der Sprache selbst zu thun; das Object der Sprachwissenschaft ist also ein concretes, reelles, nämlich die bestimmten, gegebenen Sprachen, das der Sprachphilosophie dagegen ein abstractes, ideelles. Die Sprachphilosophie gehört also einer ganz andern Sphäre geistiger Thätigkeit an als die Sprachwissenschaft; sie bildet nicht einen Theil der letzteren, sondern gehört zur Philosophie.

Die Philologie ist eine historische Disciplin. Ihre Aufgabe ist die Erfassung des geistigen Lebens bedeutender Völker oder Völkergruppen und die Darstellung desselben, die Vermittlung desselben an uns. Nur wo ein geistiges Völkerleben, eine Geschichte, vor allem wo eine Litteratur vorliegt, da kann die Philologie ihre Thätigkeit entfalten. Zunächst wandte sie sich natürlicherweise den beiden für unsere geistige Entwickelung so bedeutungsvollen Völkern der Griechen und Römer zu, ferner gibt es eine deutsche, eine indische Philologie, eine chinesische u. s. f. Die Philologie, welche semitisch, persisch und türkisch — eine sprachlich ganz unmögliche Zusammenstellung — umfaßt, pflegt man orientalische Philologie zu nennen. Die Sprachwissenschaft dagegen ist keine historische, sondern eine naturhistorische Disciplin. Ihr Object ist nicht das geistige Völkerleben, die Geschichte (im weitesten Sinne), sondern die Sprache allein; nicht die freie Geistesthätigkeit (die Geschichte), sondern die von der Natur gegebene, unabänderlichen Bildungsgesetzen unterworfene Sprache, deren Beschaffenheit eben so sehr außerhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegt, als es z. B. der Nachtigall unmöglich ist ihren Gesang zu

ändern, d. h. das Object der Glottik ist ein Naturorganismus. Ob der Träger einer Sprache, ob das sie redende Volk geistig bedeutend ist oder nicht, ob es eine Geschichte, eine Litteratur besitzt, oder nicht einmal des Schreibens kundig ist, ist für die Glottik völlig gleichgiltig; nur als bequemere Hilfsmittel für das Erfassen der Sprachen sind ihr die Litteraturen von Wichtigkeit und vor allem auch deshalb, weil nur mittelst derselben unmittelbare Kunde vergangener Sprachepochen, früherer Sprachformen, gewonnen werden kann. Hier ist die Sprache Selbstzweck; anders bei der Philologie, für welche die Sprache einestheils Voraussetzung ist, als Mittel durch welches sie zu dem geistigen Völkerleben gelangen kann, anderentheils ist die Sprache dadurch auch Object der Philologie, daß in ihr und durch sie das geistige Leben der Völker zur Erscheinung kommt. Die Philologie wird sich also vorzüglich an die mehr geistige, der freien Selbstbestimmung des Einzelnen mehr unterworfene Seite der Sprache halten, an Syntax, Styl; weniger fällt ins philologische Gebiet die Lehre von der mehr natürlichen Seite der Sprache, von den Lauten und Formen derselben. Diese interessiren den Philologen nur als Mittel des Verständnisses und auf der andern Seite als Elemente, über welche die Schriftsteller künstlerisch verfügen. Die wissenschaftliche Erkenntnis des Baues und der Laute einer Sprache oder einiger Sprachen ist überdieß ohne Einsicht in die Gesetze der Laute und des Baues anderer Sprachen, in letzter Instanz der Sprache überhaupt, nicht möglich. Hier also kann nicht der Philologe, sondern nur der Glottiker mittelst seiner die verschiedenen Sprachorganismen umfassenden Kenntnis in fruchtbringender Weise operiren; der Philologe wird auf diesem Gebiete die Resultate der Glottik sich zu Nutze machen müssen. Die Art, wie der Philologe die Sprache erfaßt, ist also eine von der Auffassung des Glottikers grundverschiedene. Den Philologen geht der Gebrauch an, der von der Sprache gemacht wird, den Glottiker nur der Organismus. Der Philolog hat an der Sprache oder an den Sprachen der von ihm als Object gewählten Völker genug, aber diese muß er genau kennen und sich völlig in sie eingelebt haben; der Glottiker bedarf der Kenntniß aller Sprachen oder wenigstens der Hauptformen, der charakterischen Repräsentanten von sprachlichen Organismenclassen; es genügt ihm aber auch die Kenntnis ihres Organismus und was die Function und die Syntax

betrifft, so wird er hier vielfach der Resultate der Philologie bedürfen. Beide Disciplinen stehen also sich keinesweges feindlich gegenüber, wie so manche Philologen zu glauben scheinen, weil sie leider über das Wesen der Glottik sich nicht hinreichend unterrichtet haben; vielmehr bedarf jede von beiden der hilfreichen Hand der andern. Der Glottiker ist Naturforscher; er verhält sich zu den Sprachen wie z. B. der Botaniker zu den Pflanzen. Der Botaniker muß einen Ueberblick über alle pflanzlichen Organismen haben, er muß die Gesetze ihres Baues, ihre Entwicklungsgesetze kennen lernen; aber der Gebrauch, der von den Gewächsen zu machen ist, ihr praktischer und ästhetischer Werth oder Unwerth ist ihm zunächst gleichgiltig; die schönsten Rosen, die prachtvollsten Lilien Japans gehen ihn nicht mehr oder weniger an als das erste beste unscheinbare Unkraut. Der Philolog aber gleicht dem Gärtner. Dieser cultivirt nur bestimmte Pflanzen von hervorragender Bedeutung für den Menschen, für ihn ist der praktische Werth, die Schönheit der Form, der Färbung, des Duftes u. s. f. von höchster Bedeutung. Pflanzen, die zu nichts zu brauchen sind, sind ihm gleichgiltig, zum Theil als Unkraut verhaßt, mögen sie nun wichtige Repräsentanten pflanzlicher Formen sein oder nicht. Die Gesetze des Baues, der Entwickelung der Pflanze kümmern ihn nicht um ihrer selbst willen, sondern nur aus praktischen Gründen. Er bedarf nicht einer Kenntnis aller Pflanzen, dafür aber muß er die beschränkte Zahl der ihm wichtigen Pflanzen in ganz anderer Weise kennen als der Botaniker, er muß mit ihnen umgehen können, er muß sich, so zu sagen, bis auf ihre Launen hinaus mit ihnen vertraut gemacht haben. Also der Philologe mit der Sprache oder den Sprachen bedeutender Völker.

Die Methode beider Disciplinen, der Philologie und der Glottik, wird also auch eine vollkommen verschiedene sein und schon aus diesem Grunde, weil beide ganz verschiedene Geistesrichtungen erfordern, ist, auch abgesehen von der großen Fülle des für eine jede nothwendigen positiven Wissens, die Vereinigung beider für einen Menschen, und wäre er der begabtesten einer, unmöglich. Die Philologie, als Geschichtswissenschaft, bedarf auf jedem Schritte der Kritik, weil sie mit ihrem Objecte, der Geschichte, nicht unmittelbar, sondern durch die Ueberlieferung, d. h. durch ein Medium in Berührung kommt, welches dem Einflusse menschlicher

Thätigkeit unterworfen ist, welches verfälschbar, entstellbar ist. Die Glottik theilt im wesentlichen ihre Methode mit der Naturwissenschaft überhaupt; sie tritt unmittelbar an ihr Object heran, welches wesentlich unverfälschbar ist. Eine Sprache kann nicht nachgemacht werden, so wenig als ein Naturorganismus. Nur ganz vereinzelte Fälle fragmentarischer Sprachüberlieferung, namentlich längst nicht mehr existirender Sprachen, erheischen die im historischen Gebiete heimische kritische Thätigkeit; diese Bruchstücke ausgestorbener Sprachen lassen sich Petrefacten vergleichen, die man ja in der That auch schon zu verfälschen versuchte. Allein der Sprachforscher, wie der Naturforscher, wird auch hier mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln ohne weiteres das Unechte als solches erkennen. Beide vermögen ferner, wenn das ihnen vorliegende Bruchstück des Organismus charakteristische Theile desselben bietet, das Ganze mit völliger Sicherheit zu erschließen oder doch mit ihrer Reconstruction innerhalb eines nur in gewissen Grenzen vom wahren möglicherweise sich entfernenden Kreises sich zu halten. Der Unterschied von Philologie und Glottik wird nun wohl dem Leser anschaulich geworden sein.

Gar nicht ins Gebiet der Wissenschaft gehörig, sondern eine wesentlich auf dem Talente der Nachahmung und auf einem guten Gedächtnisse beruhende Kunst ist die das Verständnis bezweckende praktische Fertigkeit im Gebrauche einer oder mehrerer fremder Sprachen. Wer nur diese Fertigkeit lehrt, ist kein Mann der Wissenschaft; wer sie übt, ist ein Künstler. Die praktische Seite der Sprachwissenschaft ist aber die, daß sie Anweisung geben kann um leichter und schneller zu dieser nützlichen Fertigkeit gelangen zu können als auf die bisher beliebten Methoden. Bei dem wachsenden Verkehre zwischen den verschiedenen Nationen der Erde wird die Sprachwissenschaft wohl daran thun, sich bald auch dieser praktischen Seite zu befleißen und so eine Wohlthäterin derer zu werden, deren Beruf sie nöthigt sich in den Besitz fremder Sprachen zu setzen. Vor der Hand hat sie freilich noch so viel mit ihrer eigenen Ausbildung zu thun, daß sie ihre praktische Seite noch nicht zur Geltung zu bringen vermochte.

Jetzt erst, nachdem wir die nicht sprachwissenschaftlichen Geistesthätigkeiten, welche die Sprache zu ihrem Objecte haben, in ihrem Unterschiede von der Glottik betrachtet und sie

von dieser gesondert haben, ist die Bahn frei und wir können zur genaueren Entwickelung des Wesens der Sprachwissenschaft schreiten.

Sprachwissenschaft oder Glottik[1] ist die wissenschaftliche Erfassung und Darstellung der Sprache, d. h. die wissenschaftliche Erfassung und Darstellung des sprachlichen Organismus im allgemeinen und des Organismus einer jeden einzelnen gegebenen Sprache oder Sprachgruppe. Es versteht sich, daß der sprachliche Organismus stets so wie es seine Natur erheischt, als ein lebendiger, als ein gewordener oder als werdender aufgefaßt werde, je nachdem nur eine bestimmte Entwickelungsperiode oder der gesammte Verlauf des Lebens der Sprache darzustellen ist.

Die Gliederung dieser Disciplin ergibt sich aus dem, was oben (I) über die verschiedenen Seiten gesagt ist, welche die Sprache der wissenschaftlichen Betrachtung bietet.

Demnach zerfällt die Sprachwissenschaft oder die wissenschaftliche Darstellung, die Lehre von der Sprache in die Lehre vom Laute, Lautlehre oder Phonologie, die Lehre von der Wortform oder Morphologie, die Lehre von der Function, Functionslehre, und die Lehre vom Satzbaue, Syntax. Jeder dieser Theile der Sprachwissenschaft kann sich nun auf die Sprache im Ganzen, sowie auf einzelne größere oder kleinere Sprachkörper beziehen: allgemeine Grammatik, allgemeine Lautlehre, allgemeine Morphologie u. s. f. und specielle Grammatik dieser oder jener Sprache oder Sprachfamilie oder dieses oder jenes Sprachstammes, specielle Lautlehre, specielle Morphologie u. s. f.

Ferner kann die Grammatik und jeder Theil derselben die Sprache zum Gegenstande haben abgesehen von den Veränderungen,

[1] Diese Disciplin findet man oft auch mit andern Namen genannt. Allein die Bezeichnung derselben als „Sprachvergleichung" ist eben so schlecht, wie etwa Pflanzenvergleichung anstatt Botanik wäre; „Linguistik", von Linguist (= Sprachforscher, Glottiker), welches Wort auf romanische Art mit einer griechischen Endung vom lateinischen lingua, die Sprache, gebildet ist (wie psalmista, dentiste, artiste, journaliste u. a.), mittels eines lateinisch-griechischen Suffixes, ursprünglich -icu-s, -ικο-ς, abgeleitet, ist demnach ein auf wesentlich moderne und etwas barbarische Art gebildetes Wort und steht also einem Glottiker übel an; Sprachforschung bezeichnet aber nur die Thätigkeit, nicht das Ziel derselben.

denen sie in ihrem Leben unterworfen ist. Diese Art der Behandlung ist nur dann am Platze, wenn sie die Sprache in der vorliegenden oder erschlossenen Periode der höchsten Entfaltung zum Gegenstande hat; oder es können jene nach innerer Nothwendigkeit erfolgenden Veränderungen, in welchen das Leben der Sprache verläuft, zum Gegenstande der wissenschaftlichen Darstellung gemacht werden. Letzteres thut die (nicht ganz passend so genannte) geschichtliche Grammatik oder Sprachengeschichte (Geschichte der Laute, der Form, der Function, des Satzbaues), welche wiederum allgemein oder mehr oder minder speciell sein kann.

Jede jener vier Betrachtungsweisen der Sprachen wird, wenn sie auf mehrere oder alle Sprachen ausgedehnt wird, zu einer Classification der Sprachen führen, indem sie die in den Lauten, in der Form u. s. f. übereinstimmenden Sprachen zusammenstellt, und das Ganze nach dem in der Sache selbst liegenden Principe ordnet; z. B. Sprachen mit wenigen Lauten oder mit entwickelterem Lautsysteme, Sprachen einfacher oder zusammengesetzterer morphologischer Formen, Sprachen mit mangelhafter Function und mit feiner und genauer entwickelter Function, Sprachen mit einfachem und mit kunstvollerem Satzbaue. So ergeben sich, je nach dem angewandten Eintheilungsgrunde, lautliche, morphologische, functionale und syntactische Sprachclassen und Sprachreihen.

Durch solche einseitige Eintheilungen wird natürlich über die wirkliche historische, so zu sagen leibliche Verwandtschaft der Sprachen, über die Sprachsippen (s. o. S. 26 f.), Sprachstämme, Sprachfamilien 2c. nichts entschieden. Die Lehre von den Sprachsippen setzt die Grammatik in allen ihren Theilen voraus, namentlich ist die Lautlehre hier der wichtigste und sicherste Führer. Wie z. B. in der Botanik die Lehre von den Pflanzenfamilien und die Pflanzenbeschreibung — die descriptive Botanik — der Lehre von den Stoffen, von den Formen, und von der Function der Pflanze und ihrer Organe gegenübersteht, so auch auf unserem Gebiete die Lehre von den verschiedenen Sippen der Sprachen, von den Sprachstämmen mit ihren Sprachfamilien, Sprachen und Mundarten, kurz die descriptive Glottik der Grammatik.

Die systematische Anordnung der Sprachstämme wird auf dem gesammten Wesen der Sprache beruhen müssen, nicht aber eine

bestimmte Erscheinung als Eintheilungsgrund herausgreifen dürfen; d. h. die descriptive Sprachkunde hat sich, wie die descriptive Naturwissenschaft überhaupt, eines natürlichen oder speculativen, nicht aber eines künstlichen oder rationalistischen Systemes zu bedienen. Sie wird von den einfachsten Sprachorganismen zu den höher entwickelten und höchst ausgebildeten fortschreiten. Diese Aufgabe der Sprachwissenschaft, die Festsetzung eines natürlichen Systemes der Sprachen, ist jedoch, wie so manche andere (es genüge an die noch völlig brachliegende Functionslehre zu erinnern) noch nicht gelöst. Erst dann, wenn ein festes System für die Anordnung der Sprachen vorliegt, kann die Sprachbeschreibung, die kurze Darlegung der unterscheidenden charakteristischen Merkmale eines jeden Sprachorganismus, in vollendeterer Weise gegeben werden als dieß für jetzt möglich ist. Sehr begreiflich sind solche Lücken bei einer Disciplin, die noch kein halbes Jahrhundert alt ist.

In Grammatik und descriptive Sprachenkunde geht also die Glottik oder Sprachwissenschaft auf.

Einige Ausführungen zu dem eben gesagten mögen noch Platz finden.

Man wird in diesem Systeme der Sprachwissenschaft oder Glottik vor allem die Lexikographie vermissen, was um so auffälliger erscheint, als man Grammatik und Lexikon gewöhnlich für die beiden gleichberechtigten und gleichwichtigen Theile des Sprachstudiums im Munde zu führen pflegt.

Bei der bisherigen mangelhaften Einrichtung der Grammatiken ist allerdings das Lexikon für das Studium der Sprache völlig unentbehrlich und seinen praktischen Werth wird es stets behalten; daß aber eine nach allen Seiten hin vollständige Grammatik das Lexikon absorbirt und daß überhaupt das Lexikon nur eine praktische Veranstaltung, nicht aber ein wissenschaftlich gegliedertes und angeordnetes Werk ist, ergibt sich bei einigem Eingehen auf die Sache leicht. Die vollständige Grammatik enthält, und zwar nicht nur einmal, sondern unter allen Gesichtspunkten die sie darbieten, alle Wurzeln, alle Wortformen der Sprache und zwar gibt sie in der Functionslehre auch die Function derselben an, in der Syntax ihre Anwendung im Satze — kurz es gibt nicht eine Frage in Betreff der in ihr behandelten Sprache, auf die eine vollständige

wissenschaftliche Grammatik nicht die genaueste, ausführlichste Antwort gäbe.[1] Neben einer solchen Grammatik ist ein alphabetisch geordneter Index aller Wurzeln und Worte für den praktischen Gebrauch vollkommen ausreichend. So lange aber solche Grammatiken noch nicht vorhanden sind, so lange namentlich die Functionslehre noch leer ausgeht, ist das Lexikon und zwar das möglichst ausführlich gehaltene, in welchem vor allem die Function der einzelnen Worte angegeben wird, durchaus unentbehrlich.

Das Wörterbuch hat also im Systeme der Wissenschaft keine Stelle, es ist in seiner Anordnung durchaus unwissenschaftlich, durchaus praktisch. Es hat sich, um seiner praktischen Aufgabe zu genügen, in der Anordnung an das rein zufällig conventionelle aber allgemein geläufige, an die alphabetische Reihenfolge der Worte zu halten. Jeder Versuch es wissenschaftlicher zu gestalten geht von einer Verkennung seines Wesens und seines Zweckes aus und macht es unbrauchbar; durch Anordnung des Stoffes nach den Wurzeln, nach der Wortbildung u. s. f. wird es eine Art grammatischen Werkes, das selbst wieder eines Index, eines Wörterbuches bedarf.

Werfen wir noch einen Blick auf die einzelnen Theile der Grammatik.

Die Lautlehre. Durch die Lautlehre hangt unsere Wissenschaft mit der Anatomie und Physiologie aufs innigste zusammen. Die Natur der Laute und ihrer Veränderungen kann nur begriffen werden mittelst der genauesten Kenntnis der Thätigkeit unserer Sprachorgane beim Hervorbringen derselben. Die Lautphysiologie ist somit die Basis aller Grammatik; zunächst der allgemeinen Lautlehre, welche vor allem darzuthun hat, welche Sprachlaute überhaupt möglich sind und wie sie hervorgebracht werden. Die speciellen Lautlehren haben zu geben die Lautstatistik der Sprachen, d. h. die Aufzählung der die Sprachen bildenden Laute und ihrer Verbindungen, sowie auch der in den Sprachen als Wurzelformen und als Formen der Beziehungselemente (wo sie vorhanden sind) vorkommenden Silben.

Die Lautgeschichte hat als allgemeine den Gang darzulegen, den die Veränderung der Laute überhaupt einschlägt, und

[1] Wer hat beim Studium des Deutschen nicht Grimms deutsche Grammatik bereits als Wörterbuch benützt?

der Natur unserer Sprachorgane zufolge einschlagen muß; die specielle Lautgeschichte weist nach, welchen Weg die Lautveränderung in den gegebenen Sprachen genommen hat.

Die allgemeine Morphologie hat zu ermitteln, welche Sprachformen überhaupt möglich sind; die specielle Morphologie hat die Formen der gegebenen Sprachen darzustellen. Die geschichtliche Morphologie entwickelt die Gesetze, nach denen die Sprachen ihre Form verändern und weist im einzelnen diese Veränderungen nach. Die durch die nöthig werdende öftere Wiederholung lästigen Beschreibungen der sprachlichen Formen lassen sich durch morphologische Formeln, die nach Art der algebraischen gebildet sind, bequem ersparen (s. o. S. 12—26).

Die Functionslehre hat im allgemeinen darzulegen, welche Functionen in der Sprache vorhanden sein müssen und in welcher Weise, nach welchen Gesetzen sich dieselben im Laufe der Zeit bilden und entwickeln. Die specielle Functionslehre hat aufzustellen, welche Wurzelfunctionen oder Bedeutungen und welche Beziehungsfunctionen oder grammatischen Functionen in Stammbildung, Declination und Conjugation eine gegebene Sprache besitzt; eine specielle Sprachengeschichte hat die Veränderungen, welche die Sprache im Laufe der Zeit in dieser Beziehung durchmachte, zu ermitteln. Dieser Abschnitt der Grammatik greift am tiefsten ins innere Wesen der Sprache ein. Er ist deshalb der schwierigste für den Grammatiker. Namentlich kommt hier in Betracht das Verhältniß der Form zur Function. Eine Sprache kann reich an Functionen sein, aber dennoch arm an Formen und Lauten. So sehen wir z. B. im Chinesischen eine sehr beschränkte Anzahl von Wurzellauten die Function einer großen Anzahl von Bedeutungen ausüben, so daß nothwendiger Weise also ein und derselbe Laut vielerlei Function, d. h. viele Bedeutungen haben muß. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Chinese den Unterschied von Verbum und Nomen fühlt, aber die Form drückt diesen Unterschied eben so wenig aus, als irgend eine andere Beziehungsfunction. Während also Sprachen in functioneller Beziehung hoch entwickelt sein können, ohne die Function lautlich und formlich auszudrücken, ist es durchaus undenkbar, daß eine Sprache lautlich und formlich verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe Function haben solle. Die Function ist das frühere, als das rein innerliche; die Form, der Laut ist erst die

Erscheinung dieses innerlichen. Wenn z. B. im Indogermanischen die Lautverbindungen div, ruk, svar, bhrag allesammt „leuchten" bedeuten, so ist doch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ursprünglich jeder dieser Bedeutungslaute eine von jedem andern verschiedene Function besessen, ein verschiedenartiges Leuchten bezeichnet habe. Dasselbe gilt von den Beziehungsfunctionen; wenn verschiedene Beziehungselemente dasselbe — z. B. die handelnde Person, den Thäter — zu bezeichnen scheinen, so muß auch hier ursprünglich eine Verschiedenheit der Function vorhanden gewesen sein, was sich schon daraus erkennen läßt, daß meist das eine Element bei diesen, das andere an jenen Bedeutungslauten üblich ist.

Die Lehre vom Satzbaue hat im allgemeinen die Möglichkeiten der Satzform und ihre Veränderungsgesetze zu ermitteln; die specielle Syntax hat die Satzformen der gegebenen Sprachen oder Sprachreihen darzustellen. Hier stehen wir wieder an der Grenze der Sprachwissenschaft. Die Lautlehre ist eine Fortsetzung der Wissenschaft vom menschlichen Leibe; die Satzlehre leitet in die Wissenschaft vom Geiste hinüber. Zunächst greift die Philologie ein; der Satzbau des einzelnen Schriftstellers, die Lehre vom Styl gehört schon nicht mehr der Sprachwissenschaft an. Hier fängt die Freiheit des Willens an, der natürliche Zwang wird loser, und die Wissenschaft, die sich mit dem Style beschäftigt, ist eine Wissenschaft des Geistes, eine historische (im weitesten Sinne des Wortes), keine Naturwissenschaft. So sind wir also mit der Syntax am Ende der Glottik angelangt.

Erst jetzt können wir zur Darlegung des Wichtigsten aus der Grammatik des Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen schreiten. Das bisher Entwickelte enthält nicht nur die nöthigen sprachwissenschaftlichen Vorbegriffe, sondern auch so manches, was speciell von den indogermanischen und den deutschen Sprachen gilt. Eben deshalb werden wir uns im Folgenden verhältnißmäßig kurz fassen können, da eine streng wissenschaftliche, alle Theile umfassende und erschöpfende Grammatik nicht in der Absicht dieser Schrift liegt. Das Folgende macht also keinen Anspruch darauf, eine Grammatik im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, es soll nur das für den ersten Anlauf zur Würdigung und zum grammatischen Verständnis des Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen Nöthigste geben. Wir werden daher nur die Lautlehre, diese Grundlage der

ganzen Grammatik, etwas genauer entwickeln, von einer erschöpfenden Darstellung der Morphologie und der Functionslehre aber absehen und nur einige Notizen über Stammbildung und die Lehre von der Declination und Conjugation mittheilen. Einige syntactische Bemerkungen über häufige Abweichungen des mittelhochdeutschen Satzbaues von dem des neuhochdeutschen und einiges andere möge als eine Art von Anhang den Schluß bilden.

Mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Grammatik.

I. Von den Vocalen.

Auf den ersten Blick scheint wohl kaum ein Element unserer Sprache so regellos wechselnd, so wenig in strenge Gesetze faßbar zu sein, als die Vocale der Stammsilben unserer deutschen Muttersprache, denn diese allein sind uns übrig geblieben, die Vocale der Endsilben haben ja längst in einem einförmigen, kaum noch deutlich ins Ohr fallenden e ihr Ende gefunden. Man fühlt wohl, daß lieb g-laub-en lob, daß flieg-e fleug-t flüg-el flôg flœg-e flück-e, daß reiʒe und riʒ, daß finde fand fund u. dgl. je einer Wurzel angehöre, was es aber mit dem wechselnden Farbenspiel des Wurzelvocals für eine nähere Bewandtnis habe, ob einer dieser Laute und welcher der älteste, allen zu Grunde liegende sei, oder ob von Anfang an diese Verschiedenheit vorhanden war — über diese und manche andere sich hier anknüpfende Frage schweigt unser Sprachgefühl, und selbst eingehendere Betrachtung der jetzigen, ja der älteren deutschen Sprache dürfte kaum dieser Erscheinung auf den wahren Grund kommen. Um hier klar zu sehen, um den scheinbaren Zufall als eine der merkwürdigsten und durchsichtigsten Gesetzmäßigkeiten der Sprache zu erkennen, müssen wir so weit als möglich in die Vorzeit der Sprache zurückgehen. Es genügt hier nicht, bis zur deutschen Grundsprache vorzudringen, wir müssen vielmehr hinaufgelangen bis auf die älteste Lautgestalt der indogermanischen Ursprache. Wir werden diese Abschweifung vom Deutschen in das Gebiet der unberechenbar weit vor aller Geschichte liegenden sprachlichen Urzeit nicht zu bereuen haben; sie wird uns kürzer zum Ziele führen als jeder andere Weg.

Im Folgenden gebe ich das, was mir als sicheres Ergebnis der Sprachwissenschaft erscheint, ohne weiteren Beweis. Den ganzen Apparat, mittels welches die Kenntnis der ältesten Vocalverhältnisse unserer Sprache gewonnen ward, hier mitzutheilen, wäre dem Zwecke dieser Schrift, die ja nicht für den Sprachgelehrten von Fach bestimmt ist, zuwider. Uebrigens haben wir oben in dem, was über Sprachengeschichte mitgetheilt ward, bereits auf diese Dinge vorbereitet. Auch sind, besonders bei den Vocalen, die Verhältnisse in sich selbst so klar, durchsichtig und so zu sagen symmetrisch, daß auch in der bloßen Zusammenstellung der Resultate eine gewisse Gewähr für die objective Richtigkeit derselben liegt. Blinden Glauben, ohne Einsicht in das Wesen der Sache, beanspruchen wir also bei der folgenden Darstellung keineswegs.

Aus der Uebereinstimmung aller indogermanischen Sprachen ergibt sich, nach Abzug der Veränderungen, die auf Rechnung des sprachgeschichtlichen Processes zu setzen sind, für den Vocalismus der indogermanischen Ursprache folgendes.

Der älteste Lautstand derselben kannte drei Grundvocale, nämlich a, i, u. Um schon an der Wurzel selbst, abgesehen von den Zusätzen am Ende, verschiedene Worte, die von derselben Wurzel gebildet sind, unterscheiden zu können, also zum Zwecke des Beziehungsausdruckes, d. h. um die Wurzel, die nur die Bedeutung ohne alle Beziehung gibt, auf eine bestimmte Beziehung zu beschränken, z. B. auf die Dauer und Gegenwart, auf die Vergangenheit, um sie als Substantiv zu kennzeichnen u. s. f. — also kurz, zum Zwecke des Beziehungsausdruckes waren diese drei Grundvocale einer bestimmten und bei allen dreien gleichartigen Veränderung unterworfen. Diese Veränderung besteht darin, daß den Grundvocalen ein a, der die Natur des Vocals am ausgeprägtesten tragende, reinste und ungetrübteste aller vocalischen Laute, vorgeschoben ward. Dieß nennen wir S t e i g e r u n g. So entwickelten sich aus den Grundvocalen die gesteigerten Vocale aa, ai, au. Hiermit mag sich in der ältesten Periode die Ursprache begnügt haben. Vor der Trennung aber in die einzelnen Sprachen entwickelte sich noch eine zweite Steigerung und zwar durch nochmaliges Zufügen von a oder, was dasselbe ist, durch Vorsetzen eines â vor die Grundvocale. So entstund eine fernere Dreiheit vocalischer Laute, nämlich âa, âi, âu. Dieß nennen wir die z w e i t e

Steigerung, jenes die erste. Jeder der drei Vocale war also einer dreifachen Form fähig, der Grundform und zweier Steigerungen. Grundform, erste und zweite Steigerung bilden zusammen eine Vocalreihe, deren wir also drei haben: die A-Reihe, d. i. Grundvocal a, erste Steigerung aa, woraus wohl bald â ward, zweite Steigerung âa, aus dem sich wohl ebenfalls â bildete, dem aber ein Unterschied von dem â der ersten Steigerung beigewohnt haben muß, da bis auf diese Stunde die Sprache erste und zweite Steigerung beim a unterscheidet; a, aa (â), âa (â) ist also die A-Reihe. Eine Wurzel mit dem Grundvocale a kann sich also in dieser Reihe bewegen, ihr Wurzelvocal kann in dieser dreifachen Weise erscheinen; aber er ist auch in diese Bahn gebannt, d. h. auf diese drei Laute beschränkt. Die I-Reihe ist also folgende: Grundvocal i, erste Steigerung ai, zweite Steigerung âi; eine Wurzel mit dem Vocale i kann in dieser, aber auch nur in dieser Scala auf- und absteigen. Grundvocal u, erste Steigerung au, zweite Steigerung âu, bilden die U-Reihe, von der dasselbe gilt.

Wir gewinnen also für die Ursprache eine dreifache Dreiheit von Vocalen, d. h. neun vocalische Laute, drei Kürzen, nämlich die drei Grundvocale, und sechs Längen, nämlich die sechs gesteigerten Vocale, von denen die vier aus ungleichartigen Vocalen bestehenden (ai, âi; au, âu) Diphthonge sind, d. h. solche Vocallaute, bei deren Aussprache die Stellung der Organe sich nicht gleich bleibt, so daß sie zu Ende des Lautes eine andere ist, als im Beginne der Aussprache desselben. Lange Vocale, außer â, welches auch nur durch Zusammenziehung von aa und âa entstund, waren also der Grundsprache fremd. Höchst einfach, aber auch höchst regelmäßig und streng symmetrisch aus 3 × 3 Lauten bestehend, war demnach der Vocalismus der indogermanischen Ursprache. Er war, in übersichtlicher Zusammenstellung, folgender:

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
A-Reihe	a	aa (â)	a + aa, d. i. âa (â)
I-Reihe	i	ai	a + ai, d. i. âi
U-Reihe	u	au	a + au, d. i. âu

Die drei Grundvocale unterscheiden sich so, daß a mittels Stimmritzenton in der Kehle gebildet wird, ohne wesentliches Zuthun

des Mundes, auch hat a keinen Consonanten, in den es nach Bedürfnis übergehen kann, es ist der vocalischte der Vocale, der Vocalissimus, und steht in dieser Beziehung dem i und u gegenüber, die in j und v ausweichen können. Der Vocal i entsteht durch Stimmritzenton mit Verengerung des Mundrohrs am Gaumen: i ist der palatale Vocal; u wird gebildet durch Stimmritzenton mit Verengerung des Mundrohres an seinem äußersten Ende, an den Lippen: u ist der labiale Vocal. Wir wiederholen dieß hier, obschon wir diesen Gegenstand in der Lautgeschichte (S. 50) bereits berührt haben.

Wenden wir uns nun zum Deutschen. Was ward aus diesen neun Vocalen in der deutschen Grundsprache? Denn sie unverändert in derselben erwarten, hieße das Wesen der Sprache verkennen. Jede Sprache ist ja so lange sie lebt in unaufhörlichem, langsam stätigem Flusse begriffen. In der Zeit, die zwischen den beiden Punkten, indogermanische Ursprache und deutsche Grundsprache, liegt, müssen Veränderungen auch im Vocalismus eingetreten sein. Es sind folgende.

Die A-Reihe ward um zwei Glieder reicher, wie denn bekanntlich in jüngeren Sprachen überhaupt die Anzahl der Vocale größer zu werden pflegt. Es trat nämlich im Deutschen und zwar in weiter Ausdehnung und mit großer Regelmäßigkeit die Schwächung des a zu u und zu i ein. Die Betrachtung der Vorgänge im Deutschen und in anderen Sprachen lehrt uns, daß i schwächer sei als u; u ist demnach die erste Schwächung, i die zweite Schwächung von a, so daß nunmehr die A-Reihe fünfgliederig ist.

Wir haben hier etwas Neues, der Ursprache völlig Fremdes vor uns. Der edelste, vollste Vocal a wird als schwer empfunden und die Sprache sucht und findet Mittel, sich dieses ursprünglich überaus häufigen Lautes zum größeren Theile zu entledigen. Sehr leicht weicht nun a, wie wir bereits wissen (vgl. S. 50), in zwei Richtungen von seinem ursprünglichen Wesen ab. Bei der Aussprache desselben dürfen sich nur die Lippen etwas näher treten, und er kommt weniger hell und rein, sondern nach u hin getrübt als å und fernerhin als o heraus. Diese Trübung des a führt endlich zum u. Oder es nähern sich die Organe des Mundrohres in der Gaumengegend, und aus a wird e (ä) und weiterhin ë

(weiches e, mehr nach i hin, wie das e fermé der Franzosen). Diese Richtung führt endlich zum i. Von a zum i kann übrigens die Sprache auch auf einem anderen Wege gelangen, wie namentlich das Lateinische deutlich zeigt, und ich wäre geneigt, diesen letzteren auch für das Deutsche in Anspruch zu nehmen, nämlich durch fernere Schwächung des aus a entstandenen u zu ü, d. h. durch Beimischung eines i-Elementes, welches schließlich das u-Element völlig verdrängt. So ward im Lateinischen eine Urform ap-*ta*mas erst zu op-*to*mos, dann zu op*tu*mus, op*tü*mus, op*ti*mus; eine Urform apas*as* zu opos*os*, opes*us*, oper*is* u. s. f. Hier sehen wir deutlich i als die äußerste Schwächung des a, die erst durch die minder starke Schwächung u hindurch gegangen ist.

Wie dem nun auch sein möge, das endliche Ergebnis der lautlichen Veränderungen, die die Sprache erfuhr, war das, daß in der deutschen Grundsprache, durch Fortsetzung der Reihe über den Grundvocal hinaus, also durch negative Abstufung, die A-Reihe um zwei Glieder, nämlich um die erste Schwächung u und die zweite Schwächung i vermehrt ward.

Aber noch ein anderes folgenreiches Lautereignis trat ein.

Wir sahen oben, daß ursprünglich sowohl die erste Steigerung des a, d. h. aa, als die zweite, d. h. âa, sich beide zu â zusammenziehen; es liegt ja auf der Hand, wie leicht zwei ähnliche Vocale, wie aa, âa zusammenfließen können. Dadurch aber fällt die erste und die zweite Steigerung des a zusammen, und so kann z. B. das Sanskrit die erste und zweite Steigerung des a in der That nicht sondern. Die deutsche Sprache will aber diese beiden Stufen, einem feinen Sprachgefühle Rechnung tragend, auseinander halten. Was hat sie für Mittel, um diesen Zweck zu erreichen? Kein anderes als die schon erwähnte Färbung des a nach i oder nach u hin. Um die zweite Steigerung von der ersten zu sondern, ward das â der zweiten Steigerung zu ô getrübt, das der ersten Steigerung aber rein belassen. Das Gotische gieng im Streben nach Dissimilation dieser beiden â sogar so weit, auch das â der ersten Steigerung zu färben, nämlich nach i hin, zu ê (= â). Dieß ist jedoch der deutschen Grundsprache fremd.

Die A-Reihe der deutschen Grundsprache hat also folgende Form angenommen, die wir, der Uebersicht wegen, mit der der indogermanischen Ursprache zusammenstellen.

	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grund-vocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Indog. Ursprache			a	â (aus älterem aa)	â (aus älterem âa)
Deutsche Grund-sprache	i	u	a	â (got. ê)	ô

Das a selbst verhält sich nunmehr als Steigerung dem i und u gegenüber, und wir sehen es auch gar oft da, wo die Ursprache kein a sondern â hatte.

Wir haben also im Deutschen zweierlei i, zweierlei u. Einmal das ursprüngliche i, das ursprüngliche u, welche zu ai âi, au âu, d. h. zu den Vertretern dieser Laute im Deutschen gesteigert werden, und dann das aus a geschwächte i und u, welches bei der Steigerung in a übergeht. Aechtes i und u wird nie zu a, a aber zu i und u. Wo also in einer Wurzel neben i, u auch ein a vorkommt, da ist a der Wurzellaut, z. B. iʒ, aber aʒ; letzteres zeigt, daß a hier wurzelhaft ist, was uns die verwandten Sprachen bestätigen (Sanskrit ad, lateinisch und griechisch ed aus ad u. s. f.). Vor zwei Schlußconsonanten erscheint kein echtes i oder u, hier ist überall i und u die Schwächung von a, z. B. binde, bund neben band (Sanskrit bandh); von der dem Worte wolf, gotisch vulfs, zu Grunde liegenden Wurzel haben wir keine andere Steigerungsstufe, sie erscheint im Deutschen nur in diesem einen Worte, allein die beiden Schlußlaute -lf derselben zeigen uns schon, daß sie valf sein müsse, die andern Sprachen bestätigen dieß; slawisch vlŭkŭ, litauisch vilkas, Sanskrit vrkas, führen sämmtlich auf eine Urform varka-s hin; die Wurzel ist vark[1] zerreißen; varkas, daraus deutsch vulf(a)s ward, heißt also „der Zerreißer, das reißende Thier".

Viel weniger bedeutend sind die Veränderungen, welche die I- und U-Reihe erfuhr. Diese beiden Reihen — und dieß ist die Hauptsache — sind ihrer ursprünglichen Dreigliederigkeit treu geblieben. Sie unterscheiden sich beide von der Urform nur durch Vocalfärbung und Vocalschwächung, also durch jene Erscheinungen, welche im Verlaufe des Lebens der Sprache überall

[1] k kann im Deutschen zu f werden, anstatt der Regel nach in h überzugehen.

hervorzutreten pflegen. Die Grundvocale dieser beiden Reihen bleiben unverändert.

Die I-Reihe erfuhr eine leichte Veränderung durch Färbung des a-Elementes ihrer ersten Steigerung ai in e; anstatt ai lautet die erste Steigerung ei. Deutlich ersehen wir hierin eine Anähnlichung des a an das folgende i. Diese Assimilation schritt bald bis zu völliger Gleichmachung der beiden Elemente vor: außer dem Gotischen zeigen schon alle anderen deutschen Sprachen (mit einziger Ausnahme unserer neuhochdeutschen) als erste Steigerung des i nicht ei, sondern î. Die zweite Steigerung blieb wesentlich unverändert. Die I-Reihe haben wir uns demnach im Grunddeutschen ebenso zu denken, wie sie im Gotischen vorliegt, nämlich folgendermaßen:

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Indog. Ursprache	i	ai	âi
Grunddeutsch und Gotisch	i	ei	ai

Die U-Reihe erlitt auf der ersten Steigerungsstufe Schwächung des a-Elementes zu i, was ja dem a überhaupt, wie wir sahen, widerfuhr; anstatt au begegnet uns hier iu, so entsteht folgende Reihe:

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Indog. Ursprache	u	au	âu
Grunddeutsch und Gotisch	u	iu	au

Eine fernere Entstellung der U-Reihe durch Zusammenschmelzen von iu zu û ist der deutschen Grundsprache in ihrer älteren Form noch nicht zuzuschreiben, obschon keine deutsche Sprache von derselben völlig frei ist. Kurz vor der Trennung des Deutschen in seine einzelnen Zweige mag jedoch diese fernere Veränderung schon stattgefunden haben. Es erinnert dieses immer mehr um sich greifende û für iu an das î, welches, ebenfalls als erste Steigerung, in allen deutschen Sprachen, außer dem Gotischen, anstatt des alten Diphthongen eintritt. Nicht alle iu giengen in den gedehnten Laut über, viele blieben noch neben û, so daß auf dieser Stufe der Entwicklung die u-Reihe folgende ist:

Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
u	iu, û	au

Die deutsche Grundsprache kannte also folgende Vocale:

	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
A-Reihe	i	u	a	â (gotisch ê)	ô
I-Reihe			i	ei	ai
U-Reihe			u	iu (û)	au

Der Lautstand der Ursprache von neun Vocalen war also in der ältesten Form der deutschen Grundsprache, der Anzahl der Laute nach, unverändert geblieben; erst später trat in û der zehnte Laut hinzu.

Ehe ich Beispiele gebe, will ich erst die Geschichte der Vocale bis zur mittelhochdeutschen Zeit führen.

Sehen wir von den zufälligen Veränderungen der Vocale durch Einwirkung benachbarter Laute vor der Hand völlig ab, so sind die Veränderungen, welche bis ins Mittelhochdeutsche im deutschen Vocalismus eintraten, als nicht bedeutend zu bezeichnen; das Mittelhochdeutsche blieb in den Vocalen der Stammsilbe auf althochdeutscher Stufe und das Althochdeutsche steht in seinem Vocalismus der deutschen Grundsprache noch ziemlich nahe.

In der A-Reihe trat nur eine Veränderung ein. Es ward nämlich das ô der zweiten Steigerung, welches im ältesten Althochdeutsch erhalten ist, zu uo; ein Uebergang, der auch in anderen Sprachen sich findet. Um in bekannteren Gebieten zu bleiben, erinnere ich nur an italienisch nuovo aus lateinisch novus, fuoco aus focus, buono aus bonus u. dergl.

In der I-Reihe assimilirte sich in dem ei der ersten Steigerung das e dem folgenden i völlig, so daß nun î anstatt ei erscheint. Das ai, der Vocal der zweiten Steigerung, erfuhr ebenfalls eine Anähnlichung des a an das i; althochdeutsch und mittelhochdeutsch ist aus ai ein ei geworden. Die I-Reihe des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen ist demnach i î ei. Das ei scheint eben so ausgesprochen worden zu sein, wie wir es heute zu Tage hören lassen.

Wie ai zu ei so ward in der U-Reihe au zu ou (auszusprechen, wie es geschrieben wird, also nicht etwa wie au); das a ward dem folgenden u ähnlicher. Das û für iu gewann immer breiteren Boden.

Die Vocale der althochdeutschen und mittelhochdeutschen

Stammsilben sind also, abgesehen von ihren zufälligen Veränderungen, folgende:

A-Reihe i, u, a, â, uo.[1]
I-Reihe i, î, ei.
U-Reihe u, iu[2] û, ou.

Diese Vocalreihen, die durch Steigerung und Schwächung der Grundvocale entstehen, pflegt man bei etwas abweichender Auffassung seit Jakob Grimms unsterblicher deutscher Grammatik „Ablaut" zu nennen.

Da im folgenden, wenn wir auch zunächst nur die Vocale im Auge behalten, doch mehrfach auch die Consonanten in Betracht kommen werden, und ferner als Beispiele vollständige Worte, die ja außer den Vocalen auch Consonanten enthalten, angeführt werden müssen, so möge hier eine vorläufige kurze Zusammenstellung der Consonanten des Mittelhochdeutschen stattfinden, um über die Aussprache derselben das Nöthige zu bemerken. Ueber die consonantischen Laute wird später genauer gehandelt werden.

Das Mittelhochdeutsche kennt folgende Consonanten:

Gutturale: (im hintersten Theile des Mundes hervorgebracht) k, c, q, sämmtlich gleich bedeutend und wie unser k auszusprechen, c herrscht ausschließlich im Auslaute, k ist Regel für Anlaut und Inlaut, vor u (w) gilt q; Verdoppelung von k ist ck. g, ch, h sind wie bei uns auszusprechen, nur ist h niemals stumm, nie Dehnungszeichen, sondern stets hörbar (siht, niht sprich wie „sicht, nicht", also ersteres Wort nicht wie in der heutigen Sprache „sieht" gesprochen wird, nämlich „sît"; eben so in allen ähnlichen Fällen); n vor g, k lautet wie ng, wie wir es ebenfalls sprechen; nur spreche man nicht etwa bringen, singen so aus, wie wir jetzt, nämlich ohne g und bloß mit dem gutturalen Nasal, sondern man lasse beide Laute hören, als wäre (nach unserer Schreibweise) „bring-gen sing-gen" geschrieben.

Palatal (am Gaumen gebildet) ist nur j.

[1] Sprich uo, wie es geschrieben wird. Das Hauptgewicht der Aussprache liegt auf u.

[2] Auch iu spricht man am sichersten so aus, wie es geschrieben wird: kurzes i und kurzes u schnell nach einander, auf i fällt der Hauptton. Späterer Zeit mag die uns schwierige Aussprache iü entsprechen.

Linguale (in der Mundgegend zwischen Gaumen und Zähnen erzeugte Laute) sind sch; r, l.

Dentale (Zahnlaute): t, d, z, sämmtlich wie bei uns auszusprechen (also z = ts, Verdoppelung des z ist tz), ȥ wie scharfes ss, s wie französisches oder slawisches z, z. B. in „zéro", d. h. s mit Stimmton, ein uns jetzt fehlender ja für die Meisten schwierig hervorzubringender Laut (wer ihn nicht kennt, spreche eben ein möglichst sanftes s); n.

Labiale (Lippenlaute): p, b, pf, (ph gilt = pf), f und das ihm gleich geltende und gleich auszusprechende v; im Auslaute und vor anderen Consonanten steht stäts f; v ist im Anlaut und im Inlaut Regel, doch findet sich hier auch sehr häufig f; w (zwischen Vocalen wohl etwas voller als unser w zu sprechen); m.

Die Abweichung von unserer jetzigen Sprache ist demnach bei den Consonanten eine nur geringe. Besonders achte man auf die Fälle, in denen das Neuhochdeutsche vom Mittelhochdeutschen nicht in der Schreibweise, sondern in der Aussprache sich entfernt.

Ehe ich die Vocalreihen in Beispielen darlege, muß ich aber noch die Veränderung der Vocale erörtern, denen sie durch den Einfluß benachbarter Laute ausgesetzt sind. In allen Sprachen, und in der deutschen zumal, wirken nämlich benachbarte Laute auf einander ein. Gewisse Consonanten haben Vorliebe für gewisse Vocale, und die Vocale selbst suchen andere Vocale in ihrer Nähe sich ähnlicher zu machen. Alle diese Veränderungen sind in der Natur unserer Sprachorgane begründet; Bequemlichkeit beim Sprechen, Ersparnis an Muskelthätigkeit, sind die Ursachen, die hier wirken. Im Deutschen ist die Wirkung der Laute aufeinander vorherrschend eine rückläufige, d. h. der folgende Laut wirkt auf den vorhergehenden, obschon auch eine vorwärtswirkende Kraft manchen Lauten entschieden zukommt, wie z. B. unser woche aus althochdeutsch wëhhâ für wihhâ (ë ist eine Veränderung von i), gotisch vikô, entstanden ist, indem durch den Einfluß des w das ë zu o ward; die Bedeutung dieses Worts ist eigentlich „die Wechselnde" und die Wurzel dieselbe wie in wëch-sel und wîchen, unserem weichen, nämlich wich. Ebenso steht wollen für wëllen (aus willen) vgl. wilst, will, wille; wol für wël, vgl. englisch well; komme, kommen für quime, quëmen (d. i. kwime, kwëmen) u. a. Doch sind diese Fälle vorwärtswirkender

Anähnlichung nur vereinzelt, während die rückwärtswirkende sich zu fast ausnahmsloser Gesetzmäßigkeit im Deutschen entwickelt hat. Von dieser Erscheinung haben wir vor allem zu handeln; denn in Folge dieses Lautgesetzes nehmen die meisten Laute eine Nebenform, ja sogar mehrere Nebenformen an und diese muß man kennen, um den ihnen zu Grunde liegenden Kern auch in diesen Verkleidungen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Beschränkt ist die Einwirkung der Consonanten auf die vorhergehenden Vocallaute. Nur die höchsten Steigerungen der beiden Parallelreihen, der J- und der U-Reihe, sind in solcher Abhängigkeit vom folgenden Consonanten. Folgt oder folgte nämlich auf ei (grunddeutsch und gotisch ai) ein r, h, w, so tritt im Hochdeutschen ê für ei ein; ê ist also eine bloße Variante von ei und gilt etymologisch ganz dasselbe wie dieses. So lautet gotisch laisjan im Althochdeutschen lêran, mittelhochdeutsch lêren, vgl. ge-leis mit ei, weil hier s blieb und nicht, wie oft, in r übergieng; lêren heißt „Anweisen, auf die Spur, ins Geleise bringen"; die reine Wurzel erscheint in lër-nen neben seltnerem lir-nen, wo lir für lis steht; lër-nen ist gewissermaßen das Passiv zu lêren und bedeutet „gelehrt werden" (das Gotische kennt eine regelmäßige Bildung passiver Verba mittels n). Man sagte im älteren Deutsch ich trîbe, Präteritum ich treip (für treib; in der heutigen Sprache: ich treibe, ich trieb), von der Wurzel trib (z. B. ge-trib-en), das Präsens hat also erste Steigerung, das Präteritum zweite; aber von der Wurzel dih (gedeihen) kann es nur heißen dîhe, dêh, mittelhochdeutsch dêch (man spricht und schreibt im Mittelhochdeutschen am Ende der Worte ch für h) nicht deich; zîhe, zêch (jetzt zeihe, zieh) nicht zeich. Hier sieht man recht klar wie ei und ê völlig gleichbedeutend sind. So heißt der Schnee in der älteren Sprache snêo (= snêw), snê, Genit. snêwes für sneiw, Gotisch snaivs (das auslautende s bezeichnet den Nominativ, das Hochdeutsche hat dieses s verloren), weil w folgt; jetzt sind wir schon im Stande, snîwen jetzt schneien (mundartlich schneiw-en) im Verhältnisse zu snê(w), schnee, zu fassen; snîwen zeigt erste Steigerung, das Substantiv snê(w) zweite, Wurzel ist sniw.

Wie ê zu ei, so verhält sich ô zu ou, welches an des letzteren Stelle erscheint vor h, r (wie ê für ei), l, n, d, t, z, s also vor h, den Lingualen r und l und allen Dentalen. So sagte

man wohl triufe, trouf (unser triefe, troff), erste und zweite Steigerung von truf (z. B. im Plural des Präteritum truffen, jetzt troffen), aber ziuhe zôch (= zôh, Wurzel zuh, jetzt ziehe zog), biute bôt (Wurzel but, jetzt biete bot), vliuze vlôz (Wurzel vluz, jetzt fließe floß), ver-liuse ver-lôs (Wurzel lus, jetzt ver-liere ver-lor aber ver-lus-t) u. s. f. Auch ô ist also mit ou gleichbedeutend, wie ê Variante von ei ist. Unsere Mundarten wandeln theilweise alle ou (jetzt au) und ei in ô und ê, ich erinnere an ôge für auge älter ouge; bôm für baum älter boum; stên für stein, bêde für beide u. s. f.; dasselbe geschieht im Niederdeutschen. Der Uebergang von ei und ou zu ê und ô begreift sich leicht; durch den Einfluß des folgenden Consonanten oder auch durch den des ersten Elementes e, o ward das Schlußelement des Diphthonges, das i und u, in e und o gewandelt, ein, wie wir gleich sehen werden, unserer Muttersprache sehr geläufiger Lautwechsel (vgl. oben S. 52); ee und oo sind aber eben so viel als ê, ô. Das ê ist durchaus weich zu sprechen, wie das französische é fermé, nach î hin, verschieden von dem ä-Tone, den wir durch e und æ ausgedrückt finden werden.

Viel weiter ausgedehnt ist der anähnlichende Einfluß, den der Vocal der folgenden Silbe auf den der vorhergehenden ausübt; allein diese Erscheinung ist jünger und weniger ausnahmslos als die oben beschriebene. Während die Consonanten schon im Althochdeutschen ihre volle Kraft der Einwirkung auf die vorhergehenden Vocale zeigen und die spätere Sprache, wenigstens die Schriftsprache, in dieser Richtung nicht weiter geht, treten die Vocale in dieser ältesten uns zugänglichen Epoche des Hochdeutschen erst theilweise in Beziehung zu dem Vocale der vorhergehenden Silbe. Erst das Mittelhochdeutsche öffnet diesem Lautgesetze Thür und Thor; zur völlig ausnahmslosen Geltung ist es aber weder im Mittelhochdeutschen, noch in der späteren Sprache gelangt.

Auch hier wirken nicht mehr vorhandene Laute fort (wie in snê für snei(w) das abgefallene w) ja man kann sagen, daß da, wo alle Vocale der Endsilben in e schwinden, dieß Gesetz sich erst recht geltend macht. Das in den Endsilben Verlorene schlägt gewissermaßen in die Stammsilbe zurück; was nicht mehr da ist, das lebt doch wenigstens in seiner Wirkung fort.

Die beiden Vocale, die auf die Vocale der vorhergehenden

Silbe einen anähnlichenden Einfluß ausüben, sind nun im Hochdeutschen a und vor allem i. Die Wirkung des a tritt früher hervor als die des i, letztere hat aber weitere Ausdehnung als erstere; j steht dem i an Wirkungskraft gleich. Im Nordischen übt auch u eine solche Wirkung, und hier ist also das Gesetz zum völligen Durchbruche gekommen. Die anähnlichende Wirkung, die i und j ausüben, pflegt man nach J. Grimms Vorgange Umlaut zu nennen; den Einfluß des a dagegen bezeichnet man mit dem Namen Brechung. Diese Ausdrücke sind kurz und bequem für den Gebrauch; an sich ist freilich Umlaut und Brechung dasselbe, nämlich Anähnlichung, Assimilation.

Das a wirkt auf i und u; i wird durch a zu ë (ein weiches, dem i noch nahe stehendes e, im Klange dem é fermé der Franzosen gleich), u zu o. So heißt es althochdeutsch izzu, izzis, izzit, mittelhochdeutsch izze, izzest, izzet, neuhochdeutsch eße (für iße), ißest, ißt, aber in der Mehrzahl ëzzam, ëzzat, ëzzant, mittelhochdeutsch ëzzen, ëzzet, ëzzent, neuhochdeutsch eßen, eßet, eßen; hilfu, mittelhochdeutsch hilfe u. s. f., Plur. hëlfam, mittelhochdeutsch hëlfen (neuhochdeutsch helfe, helfen); es heißt sige, weil althochdeutsch sigu (neuhochdeutsch sig, *victoria*), aber wëg, wëc (neuhochdeutsch weg, *via*), gotisch vigs, weil hier, wie die Declination zeigt, in Urzeiten a folgte; Urform ist nämlich für den Nominativ Sing. viga-s. Man sagt: wir hulfen, weil es im Althochdeutschen hulfum, mit u in der zweiten Silbe, lautete, aber geholfen, weil althochdeutsch gaholfan mit auf die Wurzelsilbe folgendem a. Wie u zu o, so wird auch iu zu io, für io hat aber die spätere Sprache den geschwächten Laut ie, z. B. althochdeutsch ziuhu, ziuhis, ziuhit, mittelhochdeutsch ziuhe, ziuhest, ziuhet, aber Plur. zioham, ziohat, ziohant, mittelhochdeutsch ziehen, ziehet, ziehent (neuhochdeutsch ziehe für zeuhe, zeuchst, zeucht, jetzt ziehst, zieht; Plur. ziehen, ziehet, ziehen).

Die Brechung unterbleibt vor Doppelnasal (mm, nn) und vor einem Nasal in Verbindung mit einem andern Consonanten (nd, ng u. s. f.), meist auch bei wurzelhaftem, nicht aus a geschwächtem i. Es heißt bindan gabundan, rinnan garunnan, mittelhochdeutsch binden gebunden, rinnen gerunnen (nicht bënden, rënnen, gebonden, geronnen) und gatriban, mittelhochdeutsch getriben (nicht getrëben), weil in diesem letzteren Falle

das i wurzelhaft ist, wie aus Präs. trîbe, Prät. treip hervorgeht. Im ersten Falle sind offenbar die zwischen den Vocalen stehenden consonantischen Elemente die hemmende Ursache; ihre Aussprache erfordert Zeit und überdieß haben die Nasale als tönende Laute etwas an die Vocale erinnerndes an sich, von dem wir wohl glauben können, daß es stark genug sei, um den Einfluß des folgenden Vocallautes auf den vor der Nasalgruppe stehenden aufheben zu können. Im zweiten Falle ist es das im Sprachgefühle als wurzelhaft empfundene i, welches der Veränderung widersteht, wie es denn überhaupt nur wenige Fälle gibt, in denen ein wurzelechtes i zu ë wird (lëben neben lîp, Leib, Leben; wëste, wësse neben wiste, weiz, unser wuste, weiß u. a.). Merkwürdig, daß das wurzelhafte u eine solche Kraft nicht hat; es heißt nicht geguzzen (zu Präs. giuze, Perf. gôz, Wurzel guz — unser gieße, goß), sondern gegozzen, und so in allen ähnlichen Fällen.

Der Umlaut, die Wirkung von i und j, war im Althochdeutschen noch auf den a-Laut beschränkt, der sich dem folgenden i-Laute dadurch annäherte, daß er zu e ward; e aber (sprich kurzes ä) steht dem i näher als das a, es ist ein a, dem etwas i-artiges beigemischt ist. Man spreche a, e, i nacheinander aus und beobachte dabei die Bewegung der Sprachorgane, und man wird bestätigt finden, daß bei a und i eine wesentlich verschiedene Thätigkeit stattfindet, während die zur Aussprache von e und i erforderliche Muskelbewegung viel Uebereinstimmendes hat. Aehnlich verhält es sich bei allen Umlauten; der umgelautete Vocal hat eine i-Beimischung erhalten, er ist i-ähnlich geworden.

Auch hier ist das die Lautveränderung wirkende Element in der Regel weggefallen oder in das unterschiedslose e der Endsilben gewandelt.

Dem Umlaute ausgesetzt sind im Mittelhochdeutschen alle nicht i-ähnlichen Vocale, d. h. alle Vocale außer i, î, ei (ê) und iu. Und zwar wird zufolge dieses Lautgesetzes:

a zu e, wie bereits erwähnt; z. B. ver-derben d. h. „zu nichte machen", aus einer Grundform darbjan (während ver-dërben, Grundform dirban, „zu Grunde gehen" bedeutet; Wurzel ist darb); man sagt, ich valle (althochdeutsch vallu), aber du vellest, ër vellet (wegen des älteren i der zweiten Silbe, althochdeutsch vellis, vellit, aus vallis, vallit) und wir vallen (althochdeutsch

vallam) u. s. f. wie wir diese Wechsel noch jetzt an unserem ich falle, wir fallen, du fällst, er fällt beobachten können.

u zu ü z. B. Dürinc (*Thuringus*), züge neuhochdeutsch zöge (Optativ des Perf. zum Präs. ziuhe neuhochdeutsch ziehe; Wurzel ist zug, zuh), welches Wort im Althochdeutschen noch zugi lautet.

o zu ö. Da o durch folgendes a aus u entstanden ist, so sollte eigentlich da, wo ihm ein i folgt — eine Ursache des o also gar nicht vorhanden ist — nicht ö sondern ü eintreten. Dieß ist auch in der That die Regel; von holz wird hülzîn (hölzern) gebildet, wie von dorn dürnîn, von zorn zürne u. s. f., wie wir ja noch jetzt in der höheren Sprache der Dichtung von gold gülden bilden. Allein nicht selten setzte sich das o fest, d. h. das Sprachgefühl vergaß seiner Herkunft aus u und nun ward es auch dann beibehalten, wo die folgende Silbe i enthielt. Dieß i blieb aber nicht wirkungslos auf das o, sondern wandelte es dem allgemeinen Gesetze seiner Einwirkung gemäß in ö. So wird z. B. von der Wurzel hal ein Subst. Neutr. gebildet hol (Loch); hier steht o für u, weil ursprünglich ein a folgte; u ist die regelrechte Schwächung von a (s. o. S. 134 f.), und was diese Wurzel hal betrifft, so erinnere ich an unser hülle und hüllen, welche dieß u noch deutlich zeigen; das a tritt aber zum Vorschein im Verbum ich hil, Prät. ich hal, Plur. wir hâlen (neuhochdeutsch ich verhehle, hehlte, hehlten neben verhehlt aber noch verholen z. B. in unverholen); der Plur. dieses Wortes hol heißt althochdeutsch hul-ir, aber auch schon hol-ir mit festgewordenem o, aus dieser letzteren Form ging das mittelhochdeutsch höler hervor. So verhält es sich mit vrosch, vrösche, vröschelîn; got, götinne (gütinne), göter u. s. f. Wir haben ja nunmehr nebeneinander hübsch und höfisch, ursprünglich identisch; ein von hof mit der so häufigen Endung isch abgeleitetes Adjectiv.

Eben so werden die langen Vocallaute dem i (j) ähnlich gemacht:

â zu æ (sprich langes ä),

ô zu œ (sprich langes ö),

û aber zu iu (zu sprechen wie das Steigerungs-iu der u-Reihe), nicht, wie wir erwarten, zu langem ü. Z. B. von jâr ward gebildet jæric, jærec (unser järig), wie von lôt (Gewicht) lœtic oder lœtec (gewichtig, unser lötig) und von zûn (Zaun) ziunen (zäunen), althochdeutsch zûnjan. Wir haben also zweierlei iu im

Mittelhochdeutschen: 1) iu als erste Steigerung von u, 2) iu als Umlaut von û; das erstere iu ist Product des innersten Lebens der Sprache, der Potenzirung der Vocale zum Zwecke des Beziehungsausdruckes, also etwas uraltes, vom Anfange der deutschen Sprache her vorhandenes; das andere ist Resultat eines lautlichen Processes, eine Folge des Lautmechanismus der Sprache, der erst im Verlaufe des sprachlichen Lebens sich geltend machte.

Ferner werden gewandelt die Diphthonge:

uo zu üe (sprich üe, beide Laute vernehmlich),

ou zu öu d. i. öü (sprich auch hier beide Laute vernehmlich, das Hauptgewicht liegt auch hier auf dem ersten Elemente); in diesen Fällen werden also die beiden Laute, die den Diphthongen bilden, verändert. So wird von ruom gebildet rüemen (unser rûm, rümen), althochdeutsch hruomjan; von loup (Laub) der Plur. löuber, althochdeutsch loubir u. s. f.

Besonders bei den zuletzt erwähnten Lauten unterbleibt häufig der Umlaut; eine Erscheinung, die uns auch sonst begegnet und die bei einem Lautgesetze, das sich erst allmählich immer weiter ausbreitete, nicht auffällig ist. So sagt man nur gelouben, obschon gotisch galaubjan (Causativbildung der Wurzel lub, die wir auch in lieb, lob haben, also ursprünglich „für lieb halten, lieb sein lassen"). Nur Volksdialekte kennen heutzutage ein richtiges aber völlig veraltetes gläuben (so z. B. nordfränkisch, in meiner Vaterstadt Sonneberg, gelêem d. i. geläuben); es heißt nur houbet trotz ahd. houbit, nicht höubet (Haupt; nordfränkisch aber hêed d. i. häut für häubt); nur suochen (suchen), obschon gotisch sôkjan (in Dialekten lebt aber noch vielfach das genauere süchen, oder wie es nach den Lautgesetzen derselben klingen mag).

Obgleich also in der Regel die Wirkung verlorener und veränderter Laute bleibt, so zeigt sich doch in einigen Fällen mit dem Wegfall des Lautes auch Wegfall der durch ihn bedingten Wirkung. So hat der uralte Wegfall des i bei den Nominibus, die ursprünglich ihren Stamm mit diesem Laute schlossen, auch den Wegfall der Wirkung desselben auf den vorhergehenden Vocal zur Folge; gans z. B. hatte im Nominativ Sing. die Urform *gansi-s, wie wir aus der Declination ersehen, z. B. Nom. Plur. gense, althochdeutsch gensî für *gansîs, und aus den nächst verwandten Sprachen (Nom. Sing. polnisch gęś und noch deutlicher litauisch żąsis sind nichts

anderes als gesetzmäßige Umgestaltungen jener slawisch-deutschen Urform gansi-s). Trotzdem heißt der Nom. Sing. gans, nicht gens; nur in den Casus, wo das stammschließende i gesteigert ward, da blieb es und mit ihm seine Wirkung. Nicht der Plural ist es also, der den Umlaut hervor ruft, sondern der hier in Geltung tretende Stammauslaut, wie ja die ältere Sprache aus gleichem Grunde auch im Genit. und Dat. Sing. des Feminins dieser Stämme den Umlaut hat.

Noch auffallender ist das Aufhören der Wirkung bei dem Wegfalle des abgeleitete Verba (besonders causativa) bildenden i, j im Perf. und Part. Präteriti; z. B. gotisch brannj-an brennen, nämlich „etwas brennen, in Brand stecken, verbrennen", causativ zu brinnan „in Brand sein"; dieß Verbum lautet althochdeutsch brennan, mittelhochdeutsch brennen, mit verlorenem aber in seiner Wirkung erhaltenem j (wir gebrauchen jetzt dieß Verbum auch im intransitiven Sinne von mittelhochdeutsch brinnen, welches wir leider verloren haben). Das Perf. lautete gotisch branni-da, wo jenes j als i erscheint. Im Hochdeutschen fällt nun bei diesen Verben das i im Perf. aus und in diesem Falle fällt dann, wenn, wie hier, die Wurzelsilbe lang ist, auch der Umlaut hinweg: althochdeutsch bran-ta, mittelhochdeutsch bran-te. Auch im Partic. Prät. Pass. ist dieß meist der Fall: ge-bran-t (gotisch ga-branni-th). So steht neben einander küssen Prät. kuste; wænen, wânte; hœnen, hônte; ziunen, zûnte; küelen, kuolte u. s. f.

Erst jetzt können wir zu den Vocalreihen des Mittelhochdeutschen zurückkehren. Um das Entstehen immer zahlreicherer Vocalfärbungen zu veranschaulichen, setze ich die Vocalreihen der indogermanischen Ursprache und die der deutschen Grundsprache zur Vergleichung bei. Die vollständigen Vocalreihen des Mittelhochdeutschen sind nun folgende.

A-Reihe.

	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Mittelhochdeutsch	*i* ë	*u* o ü ö	*a* e	*â* æ	*uo* üe
Grunddeutsch	*i*	*u*	*a*	*â*	*ô*
Indogermanische Ursprache			*a*	*â*	*â*

Zwei oder vielleicht drei Grundlaute, welche ursprünglich die A-Reihe bildeten, waren also im Urdeutschen durch die Schwächung des a zu u und i zu fünf Lauten geworden. Durch die assimilirenden

Einflüsse der folgenden Laute ist aber die Anzahl der A-Vocale im Mittelhochdeutschen auf zwölf gestiegen.

I-Reihe.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Mittelhochdeutsch	*i* ë	*î*	*ei* ê
Grunddeutsch	*i*	*ei*	*ai*
Indogermanische Ursprache	*i*	*ai*	*âi*

Hier ist im Mittelhochdeutschen die Reihe fünflautig geworden, während der ältere Sprachstand nur die drei Grundlaute kannte.

U-Reihe.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Mittelhochdeutsch	*u*, o, ü, ö	*iu*, ie; û, iu	*ou*, ô, öu, œ
Grunddeutsch	*u*	*iu*	*au*
Indog. Ursprache	*u*	*iu*	*âu*

Wegen der zahlreichen Varianten von u und ou und wegen der Vertretung von iu durch û ist die Reihe im Mittelhochdeutschen anstatt der älteren Dreilautigkeit eilflautig geworden (das iu als Umlaut von û nicht als besonderer Laut gerechnet).

Demnach kennt die deutsche Grundsprache im Ganzen neun im Klange verschiedene Vocallaute, das Mittelhochdeutsche deren aber zweiundzwanzig, nämlich acht Kürzen: a, e; i, ë; u, ü; o, ö; sieben lange Vocale: â, æ; î; ê; û; ô, œ, und sieben Diphthonge: uo, üe; ei; iu, ie; ou, öu.

Einige Beispiele mögen die Anwendung zur Anschauung bringen, welche die Sprache von den Vocalreihen macht; besonders die Conjugationsformen zeigen das Auf- und Absteigen der Vocale in ihrer Reihe in schönster Entfaltung. Die lebendige Beweglichkeit des deutschen Vocalismus, ein bis jetzt noch nicht verlorenes Kleinod unserer Muttersprache, tritt hier so stark hervor, daß der Charakter der Conjugationsweise unserer Stammverba durch sie bedingt ist. Nicht minder jedoch ist die Vocalabstufung für die Bildung der Nomina von Bedeutung. Wir werden also bei der Wahl von Beispielen für die in Rede stehende Erscheinung beide Gebiete, die Conjugation, die Bildung von Tempusstämmen, und die Bildung von Nominalstämmen zu berücksichtigen haben.

Zur leichteren Uebersicht mögen nochmals den mittelhochdeutschen Vocalreihen die grunddeutschen und die urindogermanischen

Vocallaute zur Seite gesetzt werden; denn auf eine völlig klare Einsicht in diese Verhältnisse kommt es vor allem an, wenn es gilt, von der Form unserer deutschen Sprache eine Anschauung zu gewinnen. Die Vocalreihen können mit Recht der Schlüssel zur Erkenntnis der deutschen Sprache genannt werden.

Beispiele für die A-Reihe.

Besonders in der fünfgliedrigen A-Reihe ist der Fall häufig, daß eine Wurzel nicht alle Stufen der Reihe durchläuft; oft finden sich nur die Schwächungen neben dem Grundvocale, oder die Schwächungen nebst der ersten Steigerung und dem Grundvocale, oder dieser mit der zweiten Steigerung und andere Combinationen.

	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Indog. Ursprache	fehlt	fehlt	a	â (aa)	â (âa)
Deutsche Grundsprache	i	u	a	â	ô
Mittelhochdeutsch	i (ë)	u (ü, o ö)	a (e)	â (æ)	uo (üe)[1]
	hil (hehle, 1. Pers. Sing. Präs.). hël-n (hehlen 1. Pers. Plur. Präs.; Inf.). hël-m (Helm, *galea*).	hol (Adject. hohl). ge-hol-n (Partic. Prät.; nhd. ungebräuchlich). hol (Subst. Neutr „Loch" bedeutend). höl-er (Plural desselben). hül-le (Subst. Fem. ahd. hulja, nhd. hülle). hül-le (1. Sing. Präs. ahd. hul-ju, nhd. hülle).	hal (Präteritum 1. 3. Pers. Sing.; nhd. ungebräuchlich, hehlte). hel-le (Subst. Femin. nhd. hölle mit ö für e oder ä; gotisch hal-ja).	hâl-en (1. 3. Pers. Plur. Präteriti, nhd. hehlten).	Wurzel hal.
	vind-e (nhd. finde).	vund-en (nhd. fand-en und als Particip. Prät. gefunden). vunt (Subst. Masc., fund). vünde (Plural desselben).	vant[2] (nhd. fand).		Wurzel vand.

[1] Die eingeklammerten Vocale sind die durch die Lautgesetze bedingten Varianten, die etymologisch mit dem Laute, aus dem sie hervor giengen, völlig gleichbedeutend sind.

[2] Im Auslaute — am Ende des Wortes — wird mhd. t für d, überhaupt die sogenannte Tenuis für die Media geschrieben. Wir halten jetzt nach der Etymologie die Media fest, sprechen aber ebenfalls die Tenuis (s. hierüber u.).

Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.	
Mhd. i	u	a	â	uo	
mil-we (Subst. Fem. milbe). mël Gen. mël-wes (Subst. Neutr. mel).	nhd. mul-m (feine Erde, zu Erde gewordenes Holz). mül (Subst. Fem., nhd. müle). mol-te (Subst. Fem. Erde; nhd. hier und da in der Form mull gebräuchlich; entstellt in Maulwurf aus mhd. moltwerf, mulwerf, d. h. Erde werfendes Thier).	mal (1. Perf. Sing. Präs. nhd. male, auf der Mühle).		muol (1. 3. Sing. Präteriti; jetzt ist dafür mahlte in Gebrauch gekommen). müele (1. 3. Sing. Conj. Präteriti; jetzt ungebräuchlich).	Wurzel mal.
	gruf-t [1] (Subst. Fem. wie nhd.). grüf-te (Plur. dazu). grüb-ele (1. Sing. Präs. wie nhd.).	grab-e ge-grab-en (eben so nhd.). grap Gen. grab-es (Subst. Neutr. grab). greb-t (nhd. gräb-t 3. Sing. Präs.).		gruop (nhd. grub, Präter. zu grabe). gruob-e (Subst. Fem., nhd. grube). grüeb-e (Conj. zu gruop, nhd. grübe).	Wurzel grab.
të-te (1. 3. Sing. Prät. zu tuon; nhd. that).			tâ-t (Subst. Fem. wie nhd.). tæ-te (Genit. Dat. Sing. dazu).	tuo-n (1. Sing. und Infin. nhd. tu-e und tun).	Wurzel ta.

Ich lasse es hier, wie bei den andern Reihen, bei wenigen Beispielen bewenden; das Angeführte reicht ja hin, um eine für alle andern Fälle maßgebende Anschauung zu geben und eine erschöpfende Aufzählung aller in der mittelhochdeutschen Sprache vorkommenden Beispiele würde dem Zwecke dieser Schrift nicht entsprechen. Für die häufigsten Combinationen der A=Reihe, so wie

[1] Für grub-t nach einem bei der Lehre von den Consonanten zu erörternden Lautgesetze.

für die I- und U-Reihe, wird uns die Lehre von der Conjugation ohnedieß noch Beispiele vorführen.

Beispiele für die I-Reihe.

Hier ist zu bemerken, daß die Variante ë für i selten ist, da, wie wir (S. 144) gesehen haben, das wurzelhafte i der Wandlung in ë widersteht, während ihr das aus a durch Schwächung hervorgegangene i sehr leicht unterliegt.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Indog. Ursprache	i	ai	âi
Deutsche Grundsprache	i	ei	ai
Mittelhochdeutsch	i (ë)	î	ei (ê)

stig-en ge-stig-en (Plural. Prät. und Particip. Präteriti). stëc (Subst. Masc. nhd. steg). stëg-e (Subst. Fem. Treppe, vgl stëg-reif Subst. Masc. Steigbügel).	stîg-e (1. Sing. Präs. nhd. steige). stîc (Subst. Masc. nhd. steig d. i. Pfad).	steic (1. 3. Sing. Präteriti nhd. stieg). steig-el (ältere Form für das jetzige steil).	Wurzel stig.
dig-en ge-dig-en (1. 3. Plur. Prät. und Part. Prät. nhd. gedihen und, im Partic., als Adjectivum, gedigen).	dîh-e (1. Pers. Sing. Präs. nhd. ge-deihe). dîh-te ge-dîh-te (Adject., jetzt dicht).	dêch (für dêh, nach den Lautgesetzen; 1. 3. Prät. nhd. gedieh).	Wurzel dig dih (der Wechsel von g und h ist ein regelmäßiger, s. u. die Lehre von den Consonanten und von der Conjugation).
schin-en ge-schin-en (1. 3. Plur. Prät. und Part. Prät., nhd. eben so).	schîn-e (1. Pers. Sing. Präs. nhd. scheine). schîn (Subst. Masc., nhd. schein). schîn (Adject. sichtbar).	schein (1. 3. Sing. Präteriti; nhd. schin). schein-en (Causativum zu schînen; scheinen machen, zeigen).	Wurzel schin.
lëb-en (Infin. und Subst. Neutr. nhd. leben).	lîp Gen. lîb-es (Subst. Masc. leib, Leben).		Wurzel lib.

Beispiele für die U-Reihe.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.	
Indog. Ursprache	u	au	âu	
Deutsche Grundsprache	u	iu	au	
Mittelhochdeutsch	u (ü, o, ö)	iu (ie; û, iu)	ou (öu; ô, œ)	
	vlug-en (1. 3. Plur. Prät. nhd. flogen). vlüg-e (1. 3. Conj. Prät. nhd. flöge). ge-vlog-en (Part. Präter.). vluc Gen. vlug-es (Subst. Masc. nhd. Flug). vlüg-el (Subst. Masc., nhd. Flügel). vlücke (ck = gg; Adject. nhd. flügge).	vliug-e (1. Sing. Präs. nhd. fliege; dem Mittelhochdeutschen entspräche ein ungebräuchliches „fleuge“). vlieg-en (1. Plur. Präs. und Inf.). vlieg-e (Subst. Fem. nhd. fliege).	vlouc (1. 3. Sing. Prät. nhd. flog). vloug-e (1. Sing. Präs. des Causativ-Verbums: mache fliegen, scheuche).	Wurzel vlug.
	but-en (1. 3. Plur. Prät. nhd. boten). büt-e (1. Conj. Prät. nhd. böte). ge-bot-en (Part. Prät.). bot-e (Subst. Masc. 1. nhd. eben so). ge-bot (Subst. Neutr.). büt-el (eine hohe Gerichtsperson; der Form nach unser büttel).	biut-e (1. Sing. Präs. nhd. biete). biet-en (1. Plur. Präs. und Inf.).	bôt (1.3. Sing. Prät.).	Wurzel but.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.	
Mittelhochdeutsch	u	iu	ou	
	truf-fen (1. 3. Plur. Prät. nhd. troffen). ge-trof-fen (Part. Prät. nhd. ebenso). tropfe (über pf s. u. Subst. Masc., nhd. tropfen). tröpfelîn (Demin. dazu, nhd. tröpflein).	triuf-e (1. Sing. Präs. nhd. triefe).	trouf (1. 3. Sing. Prät. nhd. troff). troufe (Subst. traufe).	Wurzel truf.
	vluz-zen (1. 3. Plur. Prät. nhd. floßen). ge-vloz-zen (Part. Prät.). vluz (Subst. Masc. Fluß). vloz-ze (Subst. Fem., nhd. floße).	vliuz-e (1. Sing. Präs. nhd. fließe). vliez-en (1. Plur. Präs. und Infin.). vliez (Subst. Masc. Neutr., Fluß).	vlôz (1. 3. Sing. Prät. nhd. floß). vlôz (Subst. Neutr., Fluß, Strom). vlœz-e (1. Sing. des Causativ-Verbums: mache fließen, flöße).	Wurzel vluz.
	stub-en (1. 3. Plur. Prät., nhd. stoben). ge-stob-en (Part. Prät.).	stiub-e (1. Sing. Präs., nhd. stiebe).	stoup (1. 3. Sing. Prät., nhd. stob). stoup (Subst. Masc., nhd. staub). stöub-elîn (Demin. dazu, nhd. stäublein).	Wurzel stub.
	lop Gen. lob-es (Subst. Masc. Neutr., nhd. lob). ge-lüb-ede (Subst. Neutr., auch Fem., nhd. gelübde).	liep (Adj. lieb, angenehm).	er-loub-e (nhd. erlaube). ge-loub-e (nhd. glaube, eigentlich mache lieb, lasse mir lieb sein).	Wurzel lub.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.	
Mittelhochdeutsch	u	iu	ou	
	suf-fen (1. 3. Plur. Prät. nhd. soffen).	sûf-e (1. Sing. Präs. nhd. saufe; sûfe steht für * siufe).	souf (1. 3. Sing. Prät. nhd. soff).	Wurzel suf.
	sug-en (1. 3. Plur. Prät. nhd. sogen).	sûg-e (1. Sing. Präs. für * siuge; nhd. sauge).	souc (1. 3. Sing. Prät. nhd. sog).	Wurzel sug.
	lo-se (ahd. hlo-sêm, nhd. Diall. lose d. i. höre, horche; die Wurzel hlu ist hier zu hlus weiter ge- bildet).	liu-met, liu- munt,[1] ahd. hliu-munt, got. hliu-ma (Gerücht, Leu- mund; -mund ist bloße Endung und hat mit Mund nichts zu thun). lû-t (ahd. hlû-t, hell tönend, nhd. laut). lû-t (Subst. Masc. nhd. Laut). liu-te[1] (ahd. hlû-tju, mache laut, läute). lû-ter (ahd. hlû-tar, Adj. lauter).		Wurzel hlu, mhd. lu.

Die bisher betrachteten Vocallaute der Wurzelsilben bilden nun zwar, dem Laute nach, den gesammten reichen und bunt mannigfaltigen Vorrath mittelhochdeutscher Vocale (nur einen halb

[1] In liu-munt ist, wie das gotische hliu-ma beweist, iu der Steigerungslaut von u; in liu-te, wie das ahd. hlû-tju darthut, aber der durch j bedingte Umlaut von û in lût, hlût. Das Neuhochdeutsche scheidet hier richtig durch die Schreibung: leu-mund, aber läu-ten. So sind diese beiden iu in ihrer etymologischen Geltung ursprünglichst zwar identisch, aber doch vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet sehr verschieden; jenes, das Steigerungs-iu ist alt; dieses iu dagegen, der Umlaut von û, das selbst ein secundärer Laut ist, ein junges Product, das erst im Mittelhochdeutschen möglich ward.

verhallenden Vocal werden wir in den Endsilben der Worte noch kennen lernen), der Entstehungsweise nach besitzt die deutsche Sprache aber noch von den bisher erörterten wesentlich verschiedene Vocale. Im Obigen sehen wir die Vocale durch zwei Factoren bedingt; einmal durch den uralten, schon in der indogermanischen Ursprache vorhandenen Factor der Vocalsteigerung zum Zwecke der Wortbildung und sodann durch die junge, im Deutschen erst allmählich sich entwickelnde Einwirkung der folgenden Consonanten und Vocale auf die Vocale der vorhergehenden Silben.

Zwei ebenfalls junge Bedingungen der Entstehung vocalischer Laute und zwar langer Vocale oder Diphthonge können wir nicht außer Acht lassen, wenn wir uns von dem deutschen Vocalismus der jüngeren Sprachepochen eine irgendwie genügende Anschauung verschaffen wollen. Es ist dieß die Spaltung von w in uw, und die Ausstoßung von Consonanten zwischen Vocalen; letztere hat stets Zusammenziehung der nun unmittelbar an einander gerückten Vocale zur Folge. Beide Erscheinungen sind von um so größerer Bedeutung, als in vielen Fällen die Formen ohne Spaltung und ohne Ausstoß neben den andern erscheinen, und weil ohne die Kenntnis dieser Vorgänge manche Form, ja ganze Reihen von Formen in unserer Sprache rein unbegreiflich dastehen würden.

Betrachten wir zuerst jenen eigenthümlichen Vorgang, den wir am treffendsten als Spaltung von w in uw zu bezeichnen glauben, eine Erscheinung, die auch in anderen Sprachen unseres Stammes nicht eben selten sich darbietet.

Die Lautverbindungen iw und ow finden sich bis ins Mittelhochdeutsche herein geschrieben und in Drucken beibehalten neben den aus ihnen schon in früheren Jahrhunderten hervorgegangenen viel häufigeren iuw, ouw; so findet sich z. B. noch niwe neben dem häufigeren niuwe (neu), triwe neben triuwe (Treue), iwer neben iuwer (euer), mich riwet neben mich riuwet (mir ist leid), frowe neben frouwe (Frau), schowen neben schouwen (schauen) u. s. f.; aber wohl ausschließlich lewe nicht leuwe (Leu, Lewe, wofür wir Löwe schreiben und sprechen). Es scheint in diesen Fällen das w ähnlich ausgesprochen worden zu sein, wie das englische w, so daß es fast wie uw klang; zu solcher Annahme führt der Wechsel der Schreibung. Wer sich bemüht, das Mittelhochdeutsche möglichst so auszusprechen, wie es aller Wahrscheinlichkeit

nach ausgesprochen ward, dürfte mit der Aussprache des w zwischen zwei Vocalen als "w, d. h. als volles w mit fast vocalischem Ansatze das richtige treffen. An wirkliche Doppelformen wie ri-wet und riuwet u. s. f. ist gewiß nicht zu denken; dergleichen steht im Widerspruche zu allen sprachgeschichtlichen Erfahrungen. Es ist also völlig gleich, ob man iw oder iuw, ow oder ouw geschrieben findet.

Im Neuhochdeutschen blieb der durch solche Spaltung des w entstandene Diphthong, und das w selbst fiel zwischen den beiden Vocalen aus, z. B. neuer (niwer, niuwer, eu ist regelmäßiger Vertreter von mittelhochdeutsch iu), reuen (riwen, riuwen), treue (triwe, triuwe), euer (iwer, iuwer), frauen (frowen, frouwen, au ist regelmäßiger Vertreter von mittelhochdeutsch ou), schauen (schowen, schouwen) u. s. f. Man erinnert sich der veralteten Schreibung newer, rewen, trewe, frawen, schawen, welche vielleicht eine Erinnerung an den Ursprung jener Laute bewahrt.

Wir sprechen auch blauer, grauer u. a., mittelhochdeutsch blâwer, grâwer, Formen die durch die Aussprache blauwer, grauwer hindurch gegangen sein müssen, eine Aussprache, die jedoch dem Mittelhochdeutschen noch abzusprechen ist, da sich keine auf sie hinführenden Schreibungen finden. Nur nach kurzem Vocale scheint also die Spaltung von w zu uw eingetreten zu sein, zufolge deren die ursprüngliche Kürze nun lang wird. Im Auslaute fiel mittelhochdeutsch das w hinweg, also blâ, grâ für blâw, grâw u. s. w. Auch hier haben wir im Neuhochdeutschen das w in dem Diphthonge au erhalten: blau, grau, lau, pfau ꝛc. Die Analogie der übrigen Formen war hier wohl maßgebend, da Volksmundarten, welche von blâwer ꝛc. das w ausstoßen, auch im unflectirten Nominativ nicht au, sondern den jeweiligen Vertreter von â haben; so daß wir also zwei Formenreihen neben einander sehen: blauer, blau, und blâer, blâ.

Die Zusammenziehung nach Consonantenausstoß ist im Deutschen in zwei wesentlich verschiedene Arten zu sondern, nämlich in die ältere, schon im Althochdeutschen eingetretene, deren Zusammenziehungsproduct in den meisten und hier wichtigsten Fällen im Mittelhochdeutschen überall ie ist, mag die Beschaffenheit der ursprünglich vorhandenen Vocale sein welche sie wolle, und in die jüngere, erst im Mittelhochdeutschen eintretende, deren

Product durch die Beschaffenheit der zusammengezogenen Vocale, oder vielmehr ausschließlich durch den ersten derselben bedingt ist.

Der für die Einsicht in den grammatischen Bau unserer Sprache wichtigste Fall der in Rede stehenden Lauterscheinung ist das Präteritum, richtiger Perfectum, der im Deutschen noch reduplicirenden Verba. Eine nicht geringe Anzahl von Verben, die wir später, bei der Lehre von der Conjugation, genauer kennen lernen werden, bildete im Deutschen ihr Perfectum noch mit Reduplication, d. h. mit Wiederholung des Anfangsconsonanten der Wurzel mit einem bei allen Verben gleichmäßigen Laute, der im Gotischen ai ist, im Hochdeutschen also wohl ei gewesen sein wird; gotisch haldan z. B. hatte im Perfectum haihald, althochdeutsch haltan wird also dem entsprechend wohl *heihalt[1] gebildet haben. Hieraus ward, mit Ausstoß des Wurzelanlautes — wie denn die Sprachen es lieben, von zwei gleichen sich folgenden Elementen im Laufe der Zeit das eine fallen zu lassen — heialt, dann hîalt und hialt, welches letztere sich zu hielt, der mittelhochdeutschen Form, abschwächte. So bildet nun, um beim Mittelhochdeutschen zu bleiben, scheiden im Perfectum schiet aus *scheischeit, heizen (*vocari*) hiez aus *heiheiz, stozen stiez aus *steistôz, slâfen slief aus *sleislâf, lâzen (unser lassen) liez aus *leiluoz (oder vielmehr *leilôz, gotisch lailôt, denn ô ist älter als uo (s. o. S. 138) u. s. f. Ganz ebenso entstund vier aus älterem *vitwôr, gotisch fidvôr (vgl. lateinisch quatuor) durch Ausstoßung von dv, später tw.

Eine alte Ausstoßung mit anderem Zusammenziehungsproduct ist in mittelhochdeutsch mêre, mêr (größer, mehr), welches für *meiso, *meis steht, indem s nach der Regel in r sich wandelte (s. u.), vor r aber für ei das ê eintreten muste (S. 141); gotisch lautet dieses Wort maiza, mais für *magis (größer, vgl. das lateinische magis), Comparativ zu einem Adjectiv gotisch mikils, mittelhochdeutsch michel (groß), welches durch Vocalschwächung für ein ursprüngliches *magalas steht (vgl. griechisch *μεγαλο-*), das ursprüngliche g mußte zu k und weiterhin zu ch werden, die Endung -il fällt im Comparativ und Superlativ nach der Regel ab. Zu diesem mêr = *meis stellt sich nun der Superlativ

[1] Mit * bezeichnet man erschlossene Formen, wie bereits oben bemerkt.

meist (ursprünglich von der Größe, dann auch von der Zahl), gotisch maists für *magistas (vgl. griechisch μέγιστος).

Jüngere Zusammenziehungen nach Consonantenausstoß bietet das Mittelhochdeutsche in Menge, so z. B. hân aus haben, hâst aus habest, hât aus habet u. s. f.; lân aus lâzen, slân aus slahen (schlagen), gît aus gibet (neuhochdeutsch gibt), lît aus liget (neuhochdeutsch liegt), reit, gereit aus redet, geredet u. s. f. Besonders oft fällt g aus (vgl. oben mêr und meist), so meit aus maget (Magd), treit aus treget (trägt), getreide aus getregede (was getragen wird, als Kleidung, Erträgnis des Bodens), geseit für gesaget, teidinc aus tagedinc (Tagessache, Termin, gerichtliche Verhandlung, davon teidingen, verhandeln über etwas, und verteidingen, unser vertheidigen) u. s. f. Einiges andere der Art wird im Verlaufe der Darstellung zur Sprache gebracht werden.

So viel über die Vocale der Stammsilben. Zum Schlusse sei nur noch aufs dringendste empfohlen, sich bei der Aussprache dieser Vocale nie von unserer jetzigen Aussprache leiten zu lassen, ein mhd. sie sagen also nicht wie unser sie sagen d. h. wie sî sâghen auszusprechen, sondern wie si-e säg^en mit kurzem a und ächtem g (nicht gh; über das verhallende e der zweiten Silbe sogleich), ir, im u. s. f. nicht wie îr, îm (unser ihr, ihm), sondern wie ĭr, ĭm u. s. f.; kurz man spreche niemals einen kurzen Vocal als langen aus, wozu wir so sehr geneigt sind; eben so wenig aber kürze man uns ungewohnte Längen, wie gôz, lâzen, hâst u. a. Das Mittelhochdeutsche sieht in der Schrift unserem jetzigen Neuhochdeutschen viel ähnlicher, als es ihm dem Klange nach wirklich ist. Wer neuhochdeutsche Aussprache ins Mittelhochdeutsche trägt, der entstellt diese herrliche Sprache und beraubt sich der Möglichkeit, auch nur einen der schönen Verse jener classischen Litteraturperiode metrisch richtig, überhaupt als Vers zu Gehör zu bringen. Wie maßgebend aber und entscheidend für den Gesammtcharakter der Sprache der strenge Gegensatz von kurz und lang im Mittelhochdeutschen ist, werden wir sogleich sehen, indem wir uns nun zur Betrachtung der Endsilben und der Betonungsart der mittelhochdeutschen Worte wenden.

Der sprachliche Charakter des Mittelhochdeutschen im Gegensatze zu dem des Althochdeutschen besteht in der Abschwächung

sämmtlicher Vocale der grammatischen Bildungssilben in ein unterschiedsloses e. Die Vocale der Stammsilben sind im wesentlichen dieselben geblieben, aber die Fülle der Vocale in den nicht vom Worttone in ihrer Volllautigkeit erhaltenen und geschützten Silben ist dahin; überall hat sich eine Art von Halbvocal eingestellt, den die Schrift mit e bezeichnet. Dieß e ist demnach weder das e (= ä) der Stammsilben, noch das ë derselben, sondern von beiden wesentlich verschieden; es ist nicht, wie diese, ein voller, bestimmter Vocal, sondern jener Laut, den wir in unzähligen Worten unserer heutigen Sprache, z. B. in „machen, führen, wandern", ebenfalls besitzen. Die Schrift bedarf für diesen Laut keines besonderen Zeichens, denn in den Nichtstammsilben findet sich eben kein e = ä und ë, sondern nur jener besprochene Laut; in genau phonetischer Darstellung deutscher Mundarten pflegt man diesen dunkeln, dem englischen u in but u. s. f. ähnlichen Laut durch ein umgekehrtes e (ə) darzustellen. Während man im Althochdeutschen z. B. sagte nëm-an, salb-ôn, zung-ûn u. s. f., heißt es nun nëm-en, salb-en, zung-en. Später werden wir sehen, wie das Neuhochdeutsche noch einen Schritt weiter gieng, und dem Wortaccente, der im Mittelhochdeutschen bloß die Verflüchtigung der Endsilben bewirkte, auch die Kürze der Stammsilben zum Opfer brachte (wir sagen z. B. nicht mehr nëmen mit kurzem ë, sondern nêmen; davon unten). Der Wortton ist in allen Sprachen der Zerstörer der ursprünglichen Quantitätsverhältnisse; zuletzt bleibt sogar in den späteren Epochen der Sprachen nur die Tonsilbe allein übrig, wie dieß z. B. in dem gesprochenen Französisch sehr häufig der Fall ist; so ist z. B. vom lateinischen hóminês im Französischen nur óm geblieben (geschrieben noch hommes aber óm ausgesprochen), dieselbe Erscheinung findet sich im Englischen und andern Sprachen junger Form.

Im Mittelhochdeutschen ist also die Abschwächung der Endsilben noch nicht bis zum völligen Schwinden derselben vorgeschritten; in dieser Beziehung ist das Neuhochdeutsche etwa auf derselben Stufe, die das Mittelhochdeutsche bereits erreicht hatte, stehen geblieben; dagegen ist die Stammsilbe im Mittelhochdeutschen von den Einflüssen der Betonung noch verschont geblieben.

Doch ist auch jenes Gesetz der Abschwächung der Vocale grammatischer Bildungssilben in das unterschiedslose e noch nicht völlig

ausnahmslos im Mittelhochdeutschen zur Geltung gekommen. Wo in sogenannten Flexionsendungen — in den Endungen der Declination und Conjugation — der volle alte Vocal sich behauptet hat, da liegen Archaismen, veraltete, aus früherer Sprachperiode beibehaltene Formen vor, wie wir ja deren im Neuhochdeutschen bis vor kurzem noch in Titulaturen beibehielten (dero, iro; obrist).

Fast regelmäßig findet sich die archaische Form im Nom. Sing. Fem. und im Nom. und Acc. Plur. Neutr. der pronominalen Declination, z. B. elliu iuriu leit (wörtlich: alle eure Leide, Plur.; all euer Leid), ein starkiu râche (eine starke Rache); nach dem Princip des Mittelhochdeutschen sollte man elle, iure, starke erwarten; seltener sind die durch die Reime des volksthümlichen Liedes bis ins dreizehnte Jahrhundert herab überlieferten und auch in die höfische Dichtung übergegangenen, aber eben nur im Reime vorkommenden vollen Formen der mittels -ô abgeleiteten Verba, wie z. B. ermorderôt (für ermorderet, ermordert, neuhochdeutsch ermordet), gewarnôt für gewarnet u. s. f.; und die alten Superlativformen wie vorderôst (für vorderest, vorderst) und andere dergleichen alterthümliche Reste.

Dagegen sind nicht als archaische Formen, sondern als regelmäßige Ausnahmen der Verflüchtigung der Endsilben zu betrachten die stammbildenden Elemente mit vollem Vocale, deren das Mittelhochdeutsche zahlreiche aufzuweisen hat, unter denen manche bis auf heutigen Tag in der Schriftsprache wenigstens sich vor der Abschwächung bewahrt haben, so z. B. videlære, neuhochdeutsch fidler, hürnîn, neuhochdeutsch hörnen (von Horn), küneginne, neuhochdeutsch königin, arebeit, neuhochdeutsch arbeit, Nibelunc, neuhochdeutsch Nibelung (Nebelsohn) u. s. f. Auch auf die, oft völlig aus unserem Sprachgefühl geschwundene Zusammensetzung findet das Gesetz keine Anwendung, also heilectuom (heiligtum; tuom Gericht, Urtheil, muß aber ursprünglich wohl allgemeinere Bedeutung gehabt haben, s. u.); bôsheit (heit Art und Weise) u. a.; vriuntlîch (freundlich; lîch Leib, Gestalt, ursprünglich von Freundes Gestalt, Art); Dietrîch (Volkes Herr; diet Volk; -rîch gotisch reiks, Machthaber, Herr) u. a. Hier ist also mit Recht jene Verflüchtigung in e nicht eingetreten, da hier keine Endungen, sondern Wurzelsilben ursprünglich selbstständiger Worte vorliegen.

Abgesehen von diesen wirklichen oder scheinbaren Ausnahmen

gilt also das Gesetz der Verflüchtigung der Vocale außer der Tonsilbe in das beschriebene e im Mittelhochdeutschen wie im Neuhochdeutschen. Fürs Mittelhochdeutsche hat aber eine scharfe Beobachtung sicher herausgestellt, daß diese e der grammatischen Bildungssilben nicht sämmtlich von gleicher Flüchtigkeit des Lautes sind; vielmehr, so zu sagen, ihr Klanggewicht, so leicht es ist, doch einer zwiefachen Abstufung fähig ist, und daß die größere oder geringere Verflüchtigung abhängt von der Beschaffenheit der vorhergehenden Silbe. Ist diese lang, so erreicht die Abschwächung nur einen geringeren Grad, als wenn sie kurz ist; es theilt sich also vom Gewichte der vorhergehenden Silbe der folgenden etwas mit. Das flüchtigste e nach kurzer Stammsilbe nennt man stumm, das weniger leicht völlig schwindende, nach langer Stammsilbe, ist tonlos. Für die Metrik ist dieser Unterschied zumal von Bedeutung; hier werden nämlich nur Silben mit tonlosem e als volle Silben gerechnet, das stumme e dagegen bildet keine Silbe für sich, wie wir sogleich sehen werden. Den Unterschied von stumm und tonlos müssen wir uns völlig klar machen, und sollte es nur sein, um an diesem Beispiel die außerordentliche Feinheit des mittelhochdeutschen Sprachgefühles bewundern zu können.

Es fragt sich also zunächst: welche Stammsilben sind lang, welche kurz?

Lang ist eine jede Stammsilbe, welche einen langen Vocal oder Diphthong (S. 148) enthält, und ferner ist lang jede Stammsilbe, wenn auf einen kurzen Vocal zwei oder mehrere Consonanten folgen, mögen diese nun verschieden oder gleichartig sein; kürzer gesagt: lang ist jede Stammsilbe, deren Vocal von Natur oder durch Position lang ist. Es versteht sich, daß die zwei Consonanten den Vocal nicht lang machen, sondern die Silbe; der Vocal ist und bleibt kurz, aber zur Aussprache der zwei folgenden Consonanten wird so viel Zeit verbraucht, daß die zur Aussprache eines kurzen Vocals und zweier Consonanten nöthige Zeitdauer der eines langen Vocals und eines Consonanten gleichkommt. Nicht nur pf (ph), z (sprich ts), bei denen man deutlich zwei Laute (p-f, t-s) vernimmt, sondern auch die nunmehr einheitlichen ch, sch und ferner f, z, k, p gelten stets als Doppellaute; die letzteren vier werden in der Regel auch verdoppelt geschrieben (ff, zz, ck, pp), aber auch da, wo die Verdoppelung nicht in der Schrift angezeigt ist, sind sie

stäts doppelt auszusprechen, und vor, richtiger mit allen diesen Lauten bildet also kurzer Vocal eine lange Silbe.

Nach l und r, oft auch nach m und n, fällt das stumme e auch in der Schrift in der Regel hinweg; dasselbe findet statt zwischen h, s und folgendem t, auch st. In den Endsilben sind nämlich zwei Consonanten ohne Wirkung auf das vorhergehende e, sie haben hier keine andere Geltung als einfache consonantische Laute.

Tonlos ist also z. B. das e in vrâge, vrâgen, vrâget, vrâgent (3. Plur. Präs.), ziehen, wunder, lachen, kapfen (gaffen, schauen), lützel oder lüzel (klein), hitze, waschen, pfaffe, wazzer, decken, kappe, wille, minne u. s. f., stumm z. B. in gibe, gibest (gibst, 1. 2. Pers. Sing. Präs.), gëben, gëbet, gëbent (3. Plur. Präs.), baden, klagen, jugent, lësen, biten, hövesch (höfisch, fein, gesittet, gebildet) u. s. f. Dieß stumme e fällt aus in Fällen wie bir, birst, birt, bërn, bërt, bërnt (trage, trägst u. s. f.), stil, stëln (stehle, stehlen), mal, maln (= male, malen auf der Mühle; aber mâle, mâlen mit dem Pinsel), mül (müle), nim (= nime, neuhochdeutsch nehme, 1. Sing. Präs.), aber nëmen, nëment, genomen, um den Zusammenstoß zweier Nasale zu verhindern. Ausfall des e findet statt in Fällen wie er siht, list, und ebenso auch gibt, regt u. s. f. In den zweiten Personen des Pluralis scheint das e fester zu haften: gëbet, reget.

Nicht selten findet man für dieß unterschiedslose e noch i geschrieben, z. B. manic neben manec, maniger neben maneger (mancher, wie wir jetzt für richtigeres manger sprechen, vgl. aber menge, wo g geblieben ist), künic neben künec, Dürinc, Plur. Düringe = Dürenc, Dürenge (Dürnge) u. a.

So viel über Zweisilbenworte, bestehend aus einer Silbe mit vollem Vocal und einer mit e.

Folgen nach einer vollen Silbe mehrere Silben mit dem indifferenten e, so ergibt sich aus der Abhängigkeit dieses e von der Quantität der vorhergehenden Silbe das Gesetz von selbst. Die Silbe mit stummem e bildet nur mit der vorhergehenden kurzen Silbe zusammen eine volle Silbe, die aber natürlich als einer langen an Gewicht gleich zu betrachten ist; edel (sprich ädl) ist quantitativ genau so viel als blint oder grôz, nämlich eine lange Silbe. Folgt nun noch eine Silbe mit indifferentem e, so muß

diese bei edel wie bei blint und grôz tonlos sein, z. B. edeler wie blinder, grôzer, weil hier überall dem e eine lange Silbe vorausgeht; treten an edel zwei Silben mit e an, so wird die zweite, weil ihr in der ersten Silbe mit e eine entschiedene Kürze vorausgeht, stumm sein müssen. Die Grundform z. B. der Endung des Dativ Sing. Masc. Neutr. der pronominalen und Adjectivdeclination im Mittelhochdeutschen ist -eme; edeleme, blindeme, grôzeme sind also die Grundformen. Da aber in diesen Worten die Silben le, de, ze tonlos sind, also kurz, so muß in ihnen die Silbe me stumm sein, d. h. das e fällt ganz weg und es haben diese Formen zu lauten edelem, blindem, grôzem. Nehmen wir den entgegengesetzten Fall, nämlich einen Stamm, der auf eine tonlose Silbe schließt, z. B. michel (groß; ch längt die Silbe, also ist das folgende e tonlos; michel ist also zweisilbig, nicht einsilbig wie edel), so ergibt sich, daß eine antretende Silbe mit e stumm sein wird, also nach strenger Regel michelr, Genitiv michels, Nom. Plur. Masc. Femin. michel (für micheler, micheles, michele, vgl. edeler, edeles, edele oder blinder, blindes, blinde) zu schreiben ist u. s. f. Treten hier zwei Silben mit e an, so wird das zweite e tonlos sein müssen, da derselbe Fall eintritt, den wir oben in edeler fanden, Grundform des Dativ Sing. Masc. Neutr. ist also micheleme; da nun, nach dem bisherigen, das mit *e* bezeichnete zweite e stumm sein muß, so gilt -chelem- als eine Silbe auch in der Schrift, da nach l das stumme e ausfällt; wir haben also die lange Silbe -chelm- auf die nothwendigerweise nur ein tonloses e folgen kann; aus micheleme muß michelme werden, in welchem Worte nun zwei tonlose e sich folgen.

Hieraus ergibt sich leicht alles übrige. Der Dativ Sing. Masc. Neutr. des Comparativs von michel (groß) lautet in der Grundform michelereme; als stumm ergeben sich sofort die im folgenden mit *e* bezeichneten e, nämlich michelereme, die hier, wegen der liquiden Consonanten, denen sie folgen, wegzufallen haben, das Wort wird also lauten michelrem; edelereme dagegen edelerme, edel ist eine lange Silbe, also das folgende e tonlos, nach dieser kurzen Silbe (denn als solche gilt jede tonlose), kann nur stumm folgen, wir erhalten so die lange Silbe -lerem-, -lerm-, auf die nun wiederum nur ein tonloses e folgen kann. Daß eben

so aus blinderemе, blinderemе blinderme werden müsse, ist klar. Es stellt sich also die Regel für mehrere auf einander folgende Silben mit e so, daß auf tonlos stets stumm, auf stumm stets tonlos folgt.

Daß Dichter und Handschriften nicht durchaus diese allerdings feine Regel beobachten, läßt sich wohl leicht erwarten; Formen wie michelem für michelme, dëgn für dëgen u. dergl. finden sich, während bisweilen die von der Regel geforderten Formen, so z. B. smalme, holz̧, holr und ähnl. sogar viel seltener sind als smalem (Grundform smaleme), holez̧ (Neutr. Sing. von hol, neuhochdeutsch hôl, *cavus*), holer (Masc. Sing.) u. s. f.

So viel von den Tonverhältnissen der Worte, die nur eine Silbe mit vollem Vocale enthalten.

Oft aber enthält ein Wort mehr als eine Silbe mit vollem Vocale; namentlich in Folge von Zusammensetzung finden sich oft mehrere Stammsilben in einem Worte, auch sahen wir ja, daß selbst Wortbildungssilben häufig den vollen Vocal bewahren. Solche Worte werden nun gerade so behandelt als bestünden sie aus mehreren Worten, d. h. es bestimmt sich nach jeder der Silben mit vollem Vocale die Natur des ihnen folgenden e.

Diejenige der vollen Silben, welche am stärksten betont wird — denn jedes Wort hat nur eine am meisten hervorgehobene Silbe — hat den H o c h t o n, die anderen den T i e f t o n. Im Ganzen verhält es sich hierin im Neuhochdeutschen noch ebenso; während wir den Unterschied von tonlos und stumm aufgegeben haben, haben wir den von Hochton und Tiefton bewahrt. Den Hochton bezeichnet man zu grammatischen und metrischen Zwecken mit ´, den Tiefton mit `, also Sîfrìt, Sîfrìde, Sígemùnt, Dáncwàrt, kúonheìt, úrloùp, vréislîchen, kámerære, vídelære, kémenâte, ermórderôt, vórderôst (alte Formen für ermórdert, vórderst) u. s. f. Zwei tieftonige Silben haben z. B. únvrœlîche, únàngestlîchen u. a. Man sieht, daß dieselben Silben, die im Neuhochdeutschen hochtonig und tieftonig sind, es auch im Mittelhochdeutschen sind. Als Hochton und Tiefton werden auch die wenigen, dem mittelhochdeutschen Systeme eigentlich wiedersprechenden Worte gemessen, bei denen die hochtonige Silbe kurz, die tieftonige dagegen lang ist, wie gótìnne, mánùnge; dasselbe gilt von den entschieden archaischen Declinationsformen auf iu, wie disiu

u. s. f., für welches der mittelhochdeutsche Sprachcharakter dise fordert (was auch oft vorkommt).

Schmelzen Worte zusammen, so werden sie auch in Bezug auf den Ton als ein Wort behandelt, z. B. anme (Hochton, tonlos) aus an dëme, mohter (ebenso) aus mohte ër u. s. f.

Einsilbige Worte haben, für sich genommen, natürlich stäts den Hochton, geben aber im Satze, wie ja bei uns auch, häufig ihren Ton auf, namentlich ist dieß der Fall bei Pronominen, Präpositionen u. a. Manche solche einsilbige Worte sind sogar einer Verkürzung fähig, nu und nû (nun), dû und du, sie, sî und si u. a. Sogar hêrre (eigentlich hêrere, der Vornehmere, Erhabenere) kürzt sich zu hërre und wird ganz verkürzt zu er (in dieser Form erscheint jedoch das Wort nur vor dem Namen, wie z. B. er Sîfrit, Herr Siegfried) u. a.

Die abgeschwächten untrennbaren Partikeln ge-, be-, er-, ver-, ent-, zer- (ze-), deren e ebenfalls jenes unterschiedslose, aus ursprünglich vollem Vocale hervorgegangene e ist, kann man eigentlich weder als stumm noch als tonlos bezeichnen, da diese Bestimmung von der Natur der vorhergehenden Silbe abhängt, hier aber keine andere Silbe vorausgeht. Sie können theilweise ihr e verlieren, gelten aber, wo das e stehen bleibt, natürlich stäts als Silbe.

Die Lehre von den mittelhochdeutschen Vocalen glaubte ich genau darlegen zu müssen, da in den Vocalen die classische Feinheit dieser Sprache und das eigenthümliche Wesen unserer deutschen Sprache überhaupt am klarsten in die Anschauung tritt. Ueberdieß werden wir finden, daß die im bisherigen erörterten Verhältnisse die Grundlage des so eigenthümlich entwickelten mittelhochdeutschen Versbaues bilden.

Wir wenden uns zum Neuhochdeutschen.

Dem Neuhochdeutschen ist, dem natürlichen Gange sprachlicher Veränderungen gemäß, jene classische Feinheit des Mittelhochdeutschen abhanden gekommen, mit ihr die Möglichkeit des älteren eigenthümlich deutschen Versbaues, wie wir dieß später sehen werden. Diese große Veränderung ist die Folge fortschreitender Wirkung des Worttones, des Accentes, der auch in andern Sprachen in ähnlicher Weise seine Kraft bethätigt. Im Mittelhochdeutschen hatte der immer stärker zur Alleinherrschaft gelangende Ton die Verflüchtigung der nicht betonten Silben zur Folge; die Quantität der

betonten Silben blieb aber unverändert. Kürzen tragen hier ebenso gut den Ton, wie Längen. Im Neuhochdeutschen tritt nun, als weitere Folge des durch solche Verflüchtigung doppelt stark gewordenen Worttones, die Verlängerung der den Wortton tragenden kurzen Silben ein. Die Dehnung aller betonten Kürzen (d. h. kurzer Vocale vor einfachem Consonanten) ist das charakteristische Kennzeichen des Neuhochdeutschen, dessen lautliches Wesen hierdurch ein von dem des Mittelhochdeutschen durchaus verschiedenes geworden ist. Verloren ist die reiche Mannigfaltigkeit der mittelhochdeutschen Tonverhältnisse, sie hat einer Einförmigkeit Platz gemacht, der sich fast alle Worte ausnahmslos gefügt haben.

Während man im Althochdeutschen sagte gibu, gëbam älter gëbamês, gëbant, mittelhochdeutsch gibe, gëben, gëbent, heißt es nun neuhochdeutsch gêbe, gêben; althochdeutsch spilôn, mittelhochdeutsch spilen, neuhochdeutsch spîlen (geschrieben spielen), althochdeutsch unbestimmt lamêm, bestimmt lamôm, Dat. Plur., mittelhochdeutsch in beiden Fällen lamen, neuhochdeutsch aber lâmen (geschrieben lahmen) u. s. f.; mittelhochdeutsch rôst (*craticula*, Vorrichtung zum rösten) und rost (*ærugo*, am Metalle, Getreide, beide von der Wurzel rut, rot; ein t muß vor t in s übergehen s. u.); mittelhochdeutsch tor (vgl. tür) und tôre (Narr) fallen nun in neuhochdeutsch rost und tôr (geschrieben Thor) zusammen, wie mittelhochdeutsch wagen (Subst.) und wâgen (Verbum) maln und mâlen nunmehr unterschiedslos wâgen und mâlen lauten. Dergleichen Beispiele ließen sich noch mehrere sammeln.

Dieser durchgreifenden sprachlichen Veränderung gegenüber sind die Abweichungen in den Declinations- und Conjugationsformen weniger bedeutend. Hier hat sich, wie dieß in den Sprachen zu geschehen pflegt, vor allem die Analogie geltend gemacht; d. h. die Besonderheiten einzelner Formen schwanden, indem sich diese Formen einer Mehrzahl anderer, wesentlich übereinstimmend gebildeter, anschlossen; mittelhochdeutsch z. B. ich gibe, wir gëben, sie gëbent, aber neuhochdeutsch ich gêbe, wir gêben, ihr gêbet, sie gêben; mittelhochdeutsch ich greif, du griffe, er greif, wir griffen u. s. f., neuhochdeutsch ich griff, du griffst, er griff, wir griffen u. s. f.; mittelhochdeutsch Nom. ein schœniu frouwe, Acc. eine schœne frouwen, neuhochdeutsch gilt eine schœne frau für Nominativ und Accusativ u. s. f.

Fielen schon im Mittelhochdeutschen durch die Verflüchtigung der Endsilben manche im Althochdeutschen noch verschiedene Wortformen zusammen, so geschieht dieß also im Neuhochdeutschen, wo zu jener Abschwächung noch die Dehnung ursprünglicher Kürze und das immer stärkere Walten der Analogie hinzutrat, in noch höherem Grade. Ein Beispiel genüge, dieß anschaulich zu machen. Althochdeutsch holômês, holônt, älter halômês, halônt (1. 3. Plur. Indic. Präs.), halôêmês, halôên oder holôêmês, holôên (1. 3. Plur. Conj. Präs.), halôn, holôn (Infin.), ferner die Adjectivformen holan (Acc. Sing. Masc. unbestimmter Form), holêm (Dat. Plur. unbestimmter Form), holin (Gen. Dat. Sing. Masc. Neutr. bestimmter Form), holûn (Gen. Dat. Acc. Sing. Femin. und Nom. Acc. Plur. bestimmter Form), holôno (Gen. Plur. bestimmter Form), holôm (Dat. Plur. bestimmter Form), lauten mittelhochdeutsch holen (holn), holent, die beiden Formen des Conjunctivs und der Infinitiv fallen schon in holen zusammen, so wie alle angeführten Formen des Adjectivs ebenfalls nun schon holen (holn) lauten; anstatt eilf verschiedener Lautformen haben wir hier also nur noch zwei, im Neuhochdeutschen aber gar nur noch eine einzige, nämlich hôlen (als Verbum jetzt holen, als Adjectiv hohlen geschrieben, eine Unterscheidung, die sich aus den angeführten Formen der älteren Sprachen als völlig unbegründet ergibt). Diese mächtige grammatische Zerstörung ist deutlich nur die Folge des immer mehr sich concentrirenden Tones, der alles Unbetonte schwinden macht, Hand in Hand mit dem abnehmenden Gefühle für die Bedeutung der sprachlichen Form. So vereinfachen sich die Sprachen.

Doch kehren wir zu den Quantitätsverhältnissen des Neuhochdeutschen zurück.

Der im Neuhochdeutschen zur Regel gewordenen Dehnung vor einfachem Consonanten haben sich nur wenige einsilbige Worte zu entziehen gewust, die man als Archaismen unserer neuhochdeutschen Sprache betrachten kann; so gib, gibst, gibt (von manchen fälschlich mit ie geschrieben), auch grob wird meist kurz gesprochen, aber nur grôber, grôbe u. s. f.; her (*exercitus*) in her-zog (Heerführer), her-berge (Ort, wo das Heer geborgen, d. h. aufgenommen wird), aber als Wort für sich lautet es, der allgemeinen Regel gemäß hêr (geschrieben Heer), ebenso

gilt die Länge in herfart, herwesen und andern Zusammensetzungen mit her, weil man hier die Bedeutung des ersten Wortes noch fühlte; ebenso wie mit her und hêr verhält es sich mit mer in mer-rettich, das nur seltener meerrettich[1] gesprochen und geschrieben wird, während wir doch nicht mehr mer, sondern mêr (Meer) sagen und schreiben; ebenso steht es ferner mit bar, das in barfuß (nacktfüßig, bloßfüßig) kurz ist, aber als Wort für sich bâr (geschrieben baar) lautet; ja sogar in dem seltneren barhaupt spricht man es schon lang aus. So besteht urteil mit kurzem ur- neben ûrsache, ûrdeutsch u. s. f., wol-lust neben wôlleben. Ueberall ist die Ursache der bewahrten Kürze dieselbe; das Sprachgefühl vergaß, daß her, bar, ur und wol in diesen Worten ebenso vorhanden sind, wie in den andern, noch lebhafter in ihrer Bildung empfundenen. Die Partikeln an, in, hin, von, um, mit, ab, ob, weg (nicht aber das Substantivum wêg, aus welchem die Partikel weg, hin-weg sich gebildet hat), ferner bin und man behaupten ebenfalls ihre Kürze. Man sieht, daß besonders vor n diese Alterthümlichkeit der Aussprache häufig ist. Ob jedoch auch die Aussprache dieser wenigen Worte der mittelhochdeutschen völlig gleich geblieben ist, will ich nicht behaupten, denn mir scheint es fast, als ob wir dann, wenn wir diese Worte oder vielmehr Wörtchen im Tone hervorheben, den auslautenden Consonanten doppeln (so vermag ich z. B. zwischen in und an, z. B. in einem Satze wie: „in ihm, nicht an ihm liegt es" und zwischen inn und ann, z. B. in Sinn und sann, keinen Unterschied der Aussprache wahrzunehmen). Wo wir nämlich die alte Kürze bewahren, da pflegen wir nicht selten den folgenden, ursprünglich einfachen Consonanten zu verdoppeln, wodurch die Tonsilbe ebenso gut lang wird, als durch die außerdem beliebte Dehnung des Vocals, z. B. mittelhochdeutsch hamer, himel, genomen, site, neuhochdeutsch hammer,

[1] Nach dem englischen horseradish, das einem deutschen „Roßrettich" entsprechen würde, hat man unser Wort nicht von mer, nhd. meer *(mare)*, sondern von mhd. march „Roß" (jetzt in Form und Bedeutung entstellt mähre) ableiten wollen. Dem steht aber das ahd. meriratich, merretich entschieden im Wege; auch sehen wir an marschall (aus march und schalk, also eigentlich Pferdeknecht), mar-stall (Pferdestall), Marburg und Marbach, die alle mit march, marc „Roß" zusammengesetzt sind, daß dann unser Wort nicht merrettich oder meerrettich, sondern nur marrettich lauten könnte.

himmel, genommen, sitte; besonders geschieht dieß bei m und t, aber auch die gewöhnliche Vocaldehnung findet vor diesen Lauten statt, z. B. mittelhochdeutsch nëmen, neuhochdeutsch nêmen (geschrieben nehmen), vater, neuhochdeutsch vâter.

Vor ʃʒ, ch bleibt meist Kürze, wie z. B. in iʃʒ, haʃʒ, faʃʒ, mich, stich u. s. f. Hierher gehört auch das, was, es, weil sie richtiger daʃʒ, waʃʒ, eʃʒ zu schreiben wären, mittelhochdeutsch daz, waz, ëz, doch ist auch hier die Dehnung nicht selten, besonders im Präteritum, wo die Analogie des Plurals, der langen Vocal hat, wirkte, wie brâch, sprâch, âʃʒ, sâʃʒ u. a.

Vor zwei Consonanten pflegt Kürze zu haften, durchaus aber ist dieß der Fall vor verdoppelten Consonanten wie lecken, schatz, sitz, griff u. s. f.; doch vor rt, rd dehnen wir meist, wie in êrde, hêrde, wêrt, ârt, bârt, fârt u. a., aber dennoch z. B. hart mit kurzem a.

Verbalformen auf t, st der grammatischen Endung, wie z. B. stîlt, stîlst, fǟrt, fǟrst, lǟmt (geschrieben stiehlt, stiehlst, fährt, fährst, lähmt), grǟbt u. s. f., in denen das e ausfiel (stilet, stilest, färest u. s. f.), bleiben meist lang, doch haben wir darneben gibt, gibst, nimt, nimst (geschrieben nimmst, nimmt), tritst, tritt u. s. f., mit kurzem Vocale, trotz gêben, nêmen, trêten, welche mit gedehntem Vocale gesprochen werden. Hier, wie fast überall, ist Regellosigkeit und Verwilderung an die Stelle der classischen Formfestigkeit des Mittelhochdeutschen getreten; die früher durchgreifenden Gesetze sind verloren und die neuen Formen nicht überall gleichmäßig eingetreten.

Vor zwei Consonanten, so wie vor ʃʒ und ch findet sich nun aber auch die Kürzung ursprünglich langen Vocales. Wir sprechen zwar mit der üblichen Dehnung des Neuhochdeutschen das ursprünglich kurze a lang aus, in âʃʒ, vergâʃʒ, mâʃʒ, sâʃʒ (mittelhochdeutsch az, vergaz, maz, saz), dagegen lauten uns mittelhochdeutsch lâzen, genôze, slôz, muoz mit Verkürzung des Vocales laʃʒen, genoʃʒe, schloʃʒ, muʃʒ; ebenso ward râche zu rache, wuocher zu wucher (mehr Beispiele s. u. unter uo), hôchzît zu hochzeit; vor zwei Consonanten findet sich solche Kürzung öfters, so in brâhte, dâhte, vienc, gienc, stuont, hâst, die uns brachte, dachte, ving, ging, stund (meist stand), hast lauten. Bisweilen haben wir langen Vocal mit folgendem einfachen Consonanten

durch kurzen Vocal mit verdoppeltem Consonanten ersetzt, so in iemer (aus ie, unser je, und mêr), jâmer, wâfen, fuoter, muoter, die wir in immer, jammer, waffe, futter, mutter gewandelt haben; so verkürzen wir ferner hât zu hat, wo wir uns in der Schreibung der Verdoppelung enthalten; aus lôrber (vgl. laurus), machen wir mit völliger Umdrehung der Quantitätsverhältnisse lorbêr u. a.

Das Gesetz der Dehnung betonter ursprünglicher Kürze vor einfachem Consonanten, bei Bewahrung der Kürze vor zwei oder mehr Consonanten und der Länge vor einfacher Consonanz, leidet also mancherlei Ausnahmen, die meist durch die Natur der folgenden Laute bedingt, aber nicht consequent durchgeführt sind. An dem Mangel ausnahmslos durchgreifender Lautgesetze bemerkt man recht klar, daß unsere Schriftsprache keine im Munde des Volkes lebendige Mundart, keine ungestörte Weiterentwickelung der älteren Sprachform ist. Unsere Volksmundarten pflegen sich als sprachlich höher stehende, regelfestere Organismen der wissenschaftlichen Betrachtung darzustellen, als die Schriftsprache.

Schlimmer als diese lautliche Regellosigkeit ist die heillose Schreibung der jetzigen deutschen Schriftsprache, die weder historisch — der älteren Sprache gemäß — noch phonetisch — der Aussprache gemäß — ist, sondern mehr oder minder das Gepräge zufälliger Schreiberwillkür an sich trägt.

In Betreff der Vocale sind störend vor allem folgende Punkte.

1) Das Dehnungs-h, weil es inconsequent angewandt wird, und weil es sich mit dem echten alten h (s. u.) vermischt. Aus letzterem Grunde eignet sich h auch, abgesehen von der Unbequemlichkeit für das Schreiben und der Raumverschwendung im Drucke, zu allgemeiner Bezeichnung der Vocallänge nicht. So schreibt man ihr aber wir, dir, mir; zwar, war, waren (*erant*) aber wahr, wahren, jahr, jahren; span, schwan aber wahn, zahn; bohne aber schone; bohren aber geboren und verloren u. s. f., bei völlig gleicher Aussprache. Zähre, ähre, zehn u. a. haben, wie wir sehen werden, echtes h, das nun, weil wir h vor einem Consonanten nicht mehr aussprechen (oder in ch wandeln), vom Dehnungs-h nicht mehr zu unterscheiden ist. So gut als man mir, geboren, zwar, span u. s. f. ohne Bezeichnung der Länge schreibt, sollte man dieß überall thun. Wozu bald Bezeichnung

der Länge durch h, bald unbezeichnete Länge? Der Fremde wird durch diese Inconsequenz nur verwirrt, die Lehre von der Rechtschreibung wird zu lästigem Gedächtniskrame, da aller und jeder Grund für diese oder jene Schreibung fehlt.

2) Ein zweiter Uebelstand ist die ebenfalls nur vereinzelt angewandte Verdoppelung als Bezeichnung der Länge. Ich will nicht geltend machen, daß in Fällen wie beeren (beehren), geendet u. a. für den Ausländer Zweideutigkeit eintritt, die behoben wäre, wenn man langen Vocal nicht verdoppelte; die Verdoppelung als Längenbezeichnung consequent durchzuführen, wird niemand Lust haben, man lasse sie also völlig fallen. Zu welchem Zwecke schreiben wir haar, paar, schaaf, saat, loos u. a. neben war, klar, schlaf, bat, rose u. a.? wahr, haar, zwar — hier haben wir sogar drei graphische Bezeichnungen -ahr, -aar, -ar für langes -âr. Wozu dieß?

3) Dadurch, daß man im Neuhochdeutschen ie (den u-Vocal, der eine Veränderung von io = iu ist, s. S. 143) wie î aussprach, entstund Verwirrung zwischen dem gedehnten i und dem ie in der Weise, daß man da ie schrieb, wo i am Platze ist; seltener findet sich umgekehrt i für ie. Eine schlimme Verwirrung, die dem etymologischen Einblick in unsere Sprache wesentlich im Wege steht. Ein Vocal der U-Reihe ist hier in die Stelle von i eingedrungen; eine Schreibung, die nur historisch ist (ie wird ja ausgesprochen wie î), die also nicht einmal für die Erleichterung der Aussprache einigen Werth hat, und die nur da am Platze ist, wo sie als Erinnerung an die frühere Aussprache i-e Geltung hat, ist hier über ihre natürlichen Grenzen hinausgelaufen. Es versteht sich, daß auch hier keineswegs consequent ie für gedehntes î geschrieben wird; wir haben schwierig neben ihr und mir, also ier, ihr, ir, alle drei in derselben Geltung = îr; wieder nach ganz ungerechtfertigter Unterscheidung neben dem gleichlautenden wider (beide sind ein und dasselbe Wort); igel neben riegel, siegel, sieg u. s. f.

Dieß ie scheint am festesten zu haften; gegen das Dehnungs-h und die Verdoppelung hat in den letzten Decennien ein langsamer Vertilgungskrieg begonnen, von einer Abnahme der ie merkt man jedoch noch nichts; Jacob Grimm nimmt es überdieß in Schutz, worin wir dem Stifter unserer deutschen Grammatik unmöglich beipflichten können. Spuren der fortschreitenden Verbesserung unserer

Schreibweise sind z. B. die jetzt fast zu allgemeiner Geltung gelangten Schreibungen holen (das Verbum), blume, geboren, segen, schwer, los (gelöst), mal (ein, zwei ꝛc. mal), same u. ä. dem noch unlängst beliebten hohlen, bluhme, gebohren, seegen, schweer, loos, maal u. s. f. gegenüber. Dieß sind Beispiele aus unseren Tagen, denn was wir an Verbesserung der Schreibung in den letzten Jahrhunderten geleistet haben, weiß nur der zu ermessen, der die ältere ganz entsetzliche Schreibweise kennt. In Documenten des sechzehnten Jahrhunderts liest man Worte wie vnndt, jhedenn, lienndten u. s. f. für unser und, jeden, linden; Monstrositäten, bei deren Erzeugung das Bestreben, so viel Buchstaben als nur möglich anzubringen, maßgebend gewesen zu sein scheint. In den letzten Jahrhunderten hat man bereits so stark in diesem Schreiberunwesen aufgeräumt — fast decennienweise kann man bis jetzt die Verbesserungen nachweisen — daß es Thorheit wäre, für die künftigen Jahrhunderte eine völlige Herstellung unserer Orthographie als unmöglich aufzugeben. Wie mit vnndt und anderen Ungeheuern, so wird man auch mit dem Dehnungs-h, der Verdoppelung der Vocale, dem ie und andern kleineren Unholden fertig werden, die bis jetzt noch in unserer Schreibung ihr Wesen treiben. Das in deutschen Worten „unnütze und barbarische" (J. Grimm) y ist bereits wohl völlig geschwunden, kaum daß noch hier und da ein alter Philister mit der geschiedenen Schreibung sein und seyn der Sprache eine erkleckliche Hilfe zu geben vermeint; in Bayern erfreut sich dagegen das y officiellen Schutzes.

Nur in einem einzigen Falle, glaube ich, ist weder das Dehnungs-h noch die Verdoppelung zu beseitigen, nämlich im Auslaute. Würden wir, wie man es im Mittelhochdeutschen und im Böhmischen und Magyarischen thut, den langen Vocal durch ^ oder ´ auszeichnen, so könnten wir klê, sê, rê, schnê, wê, kû u. s. f. schreiben. Da wir aber schwerlich jemals für die Länge eine besondere Bezeichnung einführen werden, und da kle, se, re, schne, we, ku für unser Auge sich allzuwenig eignen, so mag es bei klee, see, reh, schnee, weh, kuh sein Bewenden haben.

Vor Consonanten wird überdieß die Kürze durch doppelte Consonanz genügend angezeigt, bis auf die wenigen Ausnahmen (S. 167 f.) ist ja vor einfachen Consonanten der Vocal lang. So bestimmt sich die Aussprache von manen mannen, kan (Schiff;

Schimmel) kann, späne spänne, folen vollen, fal (falb) fall, haren harren, ir irr, wir wirr, schafen schaffen, rose rosse, schlaf schlaff u. a. auf durchaus befriedigende Weise.

Unbestimmt bleibt dann freilich noch so manches, wie z. B. âʒen, sâʒen (Verbum) aber insaʒen, hintersaʒen, laʒen; sprâche aber rache, bârt aber hart u. s. f., was ohne Bezeichnung der Quantität am Vocale selbst nicht zu ändern ist.[1] Dergleichen findet sich aber in gar manchen Sprachen und ist nun einmal nicht zu ändern; hätte sich übrigens die Sprache selbst in ihren Lauten reiner und folgerichtiger entwickelt, so würden auch diese Fälle, in welchen die Aussprache nicht durch die Schrift an die Hand gegeben ist, viel seltener stattfinden.

Umlaut und Brechung (S. 143 flg.) und die Einwirkungen der Consonanten auf die vorhergehenden Vocale (S. 140 flg.) bleiben im Neuhochdeutschen in voller Wirksamkeit. Wir können demnach die mittelhochdeutschen Vocalreihen zu Grunde legen und von ihnen aus die Vocale des Neuhochdeutschen betrachten.

Die A-Reihe bietet, wie auch die andern Reihen, außer der bereits erwähnten Verwischung des Unterschiedes von kurz und lang vor einfacher Consonanz, noch mancherlei von der reinen und feinen Lautentwicklung des Mittelhochdeutschen abweichendes.

Mittelhochdeutsch i ist im Neuhochdeutschen im Ganzen geblieben (finde, binde, milde, schwimme, spinne u. s. f.), durch Analogie hat aber die Brechung in e in der Conjugation weiteren Umfang gewonnen, aus gibe, nim(e) u. s. f. ist gêbe, nême (mit der neuhochdeutschen Dehnung) geworden. Wo das i gedehnt wird, erleidet es fast überall in der Schrift die schon besprochenen Entstellungen, z. B. gebirt (Wurzel bar), lige (Wurzel lag), ligst, ligt, ligen u. s. f. wird geschrieben gebiert, liege, liegst, liegt, liegen u. s. f.

Dieß i wechselt in einigen Worten mit ü; so hülfe, gültig, srüchwort, anstatt des richtigen hilfe, giltig (mittelhochdeutsch gëltec), sprichwort (nicht von Spruch, woher käme dann auch der Umlaut ü?); gebürge für gebirge ist jetzt bereits außer Gebrauch gesetzt, dagegen ist wohl würken dem wirken vorzuziehen

[1] Ueber die Schreibung der einzelnen Worte gibt fast durchaus richtige und gute Auskunft: K. G. Andresen, Wortregister für deutsche Orthographie. Mainz, Kunze. 1856. Vgl. auch den Anhang III.

(gotisch vaúrkjan, aber schon althochdeutsch wurkjan und wirkjan). Solches Schwanken erklärt sich eines Theiles aus der Unsitte, i und e in ü und ö zu vergröbern, eine Aussprachsweise, die bekanntlich als „zwickauerisch" die ihr gebührende Verewigung gefunden hat, andern Theiles aus der Unfähigkeit vieler unserer Stammesgenossen, ein echtes, von i reinlich geschiedenes ü hervorzubringen.

ë hat im Neuhochdeutschen meist den Laut von mittelhochdeutschem e (= ä), selten den von mittelhochdeutschem ë; die Verlängerung vor einfacher Consonanz versteht sich aus dem allgemeinen Gesetze. Beispiele: brechen (Wurzel brach, mittelhochdeutsch brëchen), gesprochen wie „brächen", so sprechen, stechen u. s. f., eʒʒen (Wurzel aʒ, mittelhochdeutsch ëzzen), seʒʒel (saʒ) und so vor allen Doppelconsonanten; bellen (Wurzel bal), welle Wurzel wal), werden (Wurzel ward), dreschen (Wurzel drasch), werfen (Wurzel warf; wërfen), verderben (intransitiv, Wurzel darb, mittelhochdeutsch verdërben), helfen (Wurzel half, mittelhochdeutsch hëlfen), schmelzen (intransitiv, Wurzel schmalz, mittelhochdeutsch smëlzen), aber mêl (Wurzel mal, mittelhochdeutsch mël), hêlen (Wurzel hal, mittelhochdeutsch hëln, vgl. S. 149), stêlen (Wurzel stal, mittelhochdeutsch stëln), gêben (Wurzel gab, mittelhochdeutsch gëben), lêsen (Wurzel las, mittelhochdeutsch lësen), gewêsen (Wurzel was, mittelhochdeutsch gewësen), gelêgen (Wurzel lag, mittelhochdeutsch gelëgen), pflêge (Wurzel pflag), wêg (Wurzel wag), gebêten (Wurzel bat), trêten (Wurzel trat) u. s. f.; bisweilen findet sich hier sogar die tadelnswerthe Schreibung mit ä, z. B. in gebâren (Wurzel bar, mittelhochdeutsch gebërn), aber entbêren (von derselben Wurzel bar), gâren (geschrieben gähren, Wurzel gas, jas, mittelhochdeutsch jësen), jâten (Wurzel gat, jat, mittelhochdeutsch jëten), rächen (mittelhochdeutsch rëchen, gotisch vrikan, Wurzel vrak) schreibt man neben dem vollkommen gleich gebildeten sprechen, brechen; auch in bâr (mittelhochdeutsch bër), kâfer (mittelhochdeutsch këvere) und einigen andern steht ä für mittelhochdeutsch ë. Die Aussprache des alten ë hat sich erhalten z. B. in den Worten hëlm (Wurzel hal), flëchten (auch wohl flechten gesprochen, wie z. B. Schiller bekanntlich „Mächten" und „flechten" reimt, übel genug; Wurzel flacht), während das völlig entsprechende fechten (mittelhochdeutsch fëhten, Wurzel faht) mit e = ä gesprochen wird, sêhen (Wurzel sah,

mittelhochdeutsch sëhen), ebenso geschêhen, genêsen (andere genêsen, Wurzel nas) u. a. In zêhn (10, mittelhochdeutsch zëhen, auch hier ist zah Wurzel) ist dagegen wiederum die Aussprache des e wie â beliebt; spâhen (mittelhochdeutsch spëhen) wird sogar mit ä geschrieben, andere sprechen dennoch spêhen, wie hier überhaupt die Aussprache gar sehr schwankt. Auch in den Mundarten wechselt die Aussprache des älteren ë außerordentlich, und aus den Mundarten theilt sie sich der Schriftsprache mit; ich habe hier die in Franken und Thüringen zumeist gehörte zu Grunde gelegt. Wir werden bei den Vertretern des mittelhochdeutschen e Aehnliches finden. Die beiden Zeichen ä und e bedeuten dasselbe, und eins ist offenbar überflüssig; hier aber, da ë eine Veränderung von i ist, macht ä einen ganz verkehrten Eindruck, nämlich den, als wären jâten, gebâren u. s. f. Umlaute von a oder gar von â.

In erlöschen (intrans. erlëschen, 3. Pers. Sing. erlischt, Wurzel lasch) steht gar ö für ë.

u hat sich rein gehalten: gefunden, fund (Wurzel fand), gruft (Wurzel grab), bruch (Wurzel brach), spruch (Wurzel sprach) u. s. f. Häufige Abweichungen in der Conjugation sind, wie wir an seinem Orte sehen werden, anderer als bloß lautlicher Art (z. B. mittelhochdeutsch wir hulfen, neuhochdeutsch wir halfen u. dgl.). Da dieses aus a entstandene u wohl nur vor Doppelconsonanz oder der als doppelt geltenden Spirans ch und vor zwei Consonanten erscheint, so kommt im Neuhochdeutschen meines Wissens eine Dehnung dieses u wohl nur selten vor, wie z. B. in gebûrt (Wurzel bar, wegen rt, vgl. S. 169). Vor mm, nn gilt jetzt Brechung: geschwommen, geronnen, vgl. S. 143).

Fast ebenso wie u verhält sich der Umlaut desselben, nämlich ü: hülle (Wurzel hal), künste (Wurzel kan), grüfte (Wurzel grab), doch findet sich hier auch die Dehnung, z. B. in mûle (Wurzel mal, mittelhochdeutsch mül), geschrieben Mühle, grûbele (Wurzel grab, mittelhochdeutsch grübele, S. 150).

Neben fünfzehn, fünfzig, mittelhochdeutsch vünfzehen, vünfzec, ist, ohne einen sprachlichen Grund für sich zu haben, auch das unumgelautete funfzehn, funfzig im Gebrauche.

Wir fanden bereits in der älteren Sprache das ö vor, das streng genommen nur dem schwindenden Sprachgefühle seinen Ursprung dankt, denn es sollte, wie oben ausgeführt, für ö eigentlich

ü eintreten, indem ein i der folgenden Silbe die Brechung von u zu o aufzuheben, das u aber zu ü umzulauten hätte. Nur da, wo der Ursprung des o (aus u) dem Sprachgefühle abhanden gekommen, ward o wie ein fester, gegebener Laut behandelt und in ö, nicht in ü umgelautet. Wir können daher leicht vermuthen, daß die Zahl der ö im Laufe der Zeit zunimmt, eben weil man immer weniger des Ursprunges des o aus u sich bewust ward. Und so ist denn auch in der That im Neuhochdeutschen die Anzahl der ö gewachsen und manches Wort, das im Mittelhochdeutschen noch des ü fähig war, hat jetzt neben o den Umlaut ö. So sagen wir hölzern (mittelhochdeutsch hülzîn), nicht hülzern wie noch manche Mundarten festhalten; dörner, nicht dürner (mittelhochdeutsch lautet der Plural von dorn dorne; aber dürnîn „von Dornen", gedürne „Dorngebüsch" u. a. zeigten den echten Umlaut); hölen (aushöhlen von hol, Wurzel hal, verbergen) lautet mittelhochdeutsch noch hüln, was neuhochdeutsch längst unmöglich geworden; mögen, möglich, mittelhochdeutsch mügen, mügelich, aber auch schon mögelich, unsere Mundarten bieten ebenfalls noch mügen und müglich (Wurzel ist mag); könig in Mundarten künig, mittelhochdeutsch künec; mönch, mittelhochdeutsch und in Mundarten münch (*monachus*), wovon wir noch München haben u. a. Fälle wie im Optat. Perfecti, wo wir schwölle, klömme (Wurzel schwall, klamm), nicht mehr schwülle, klümme bilden, gehören weniger hierher, da sie mehr durch Eingreifen der Analogie hervorgerufen sind, als durch Vergessen des alten Umlautes (s. u. die Lehre von der Conjugation).

In golden, neben dem älteren und nur noch volksmäßigen und poetischen gülden, haben wir keinen Umlaut eintreten lassen; gulden, die dritte Form dieses Wortes (mittelhochdeutsch guldîn) gilt uns nur als Substantiv zur Bezeichnung der Münze. So bedient sich die Sprache unursprünglicher Scheidungen der Aussprache eines und desselben Wortes zur Trennung der Functionen desselben. Gerade so trennen wir auch in der Bedeutung höfisch und das ihm ursprünglich identische hübsch (mittelhochdeutsch hövesch und hübesch gleichbedeutend mittels -isch von hof gebildet).

Spitzfündig ist allein richtig, spitzfindig ist falscher Aussprache zufolge entstanden, mittelhochdeutsch bedeutet vündec (wäre neuhochdeutsch fündig), von vunt = fund „erfinderisch", und daher

stammt das durch Zusammensetzung gesteigerte spitzfündig. Minze, lateinisch *mentha*, ist ein Kraut, münze, lateinisch *moneta*, ein Geldstück; diesen, unseren Mundarten noch geläufigen Unterschied hat die Schriftsprache wieder einzuführen.

o, abgesehen von der Dehnung, hält sich dem Mittelhochdeutschen gleich, z. B. soll (Wurzel sal aus scal, mittelhochdeutsch sol), empôr (Wurzel bar, tragen, heben, mittelhochdeutsch enbor), genommen (Wurzel nam, mittelhochdeutsch genomen), stock (Wurzel stack, mittelhochdeutsch stoc), erschrocken (Wurzel schrak), geflochten (Wurzel flacht), geschmolzen (Wurzel smalz), gestorben (Wurzel starb), gestôlen (Wurzel stal, mittelhochdeutsch gestoln), hôl (geschrieben hohl, Wurzel hal, mittelhochdeutsch hol) verhôlen, gebôren (Wurzel bar), befôhlen (für befolhen, Wurzel falh) u. s. f.; doch hat die Brechung weiteren Umfang gewonnen, und tritt nunmehr auch (gegen S. 143) vor nn, mm ein: fromm, sommer, in Mundarten älter frumm, summer; gekommen, geschwommen, gewonnen, donner u. s. f., die sämmtlich in Mundarten noch das ältere u zeigen. Dasselbe gilt für manche andere Fälle wie sonst, mittelhochdeutsch sus, sust; besonder, mittelhochdeutsch besunder.

ö verhält sich wie o: stöcke (Wurzel stak, stach), möchte (Wurzel mag) u. a. Ein Beispiel, wo neuhochdeutsch ô̈ mittelhochdeutsch ö gegenüberstehe, also ein Beispiel eines gedehnten aus a entstandenen ö weiß ich nicht anzuführen. Daß das neuhochdeutsche ö weiter um sich gegriffen und für viele ältere ü eingetreten sei, ward so eben ausgeführt.

a hält sich überall rein: fand (Wurzel ebenso), Wider-hall (Wurzel hal), mâg (mittelhochdeutsch mac), mâle (Wurzel mal, mittelhochdeutsch mal), grâbe (Wurzel grab, mittelhochdeutsch grabe) u. s. f. Mittelhochdeutsch a ist demnach durchaus geblieben, abgesehen natürlich, wie immer, von der Dehnung und von gewissen Fällen der Conjugation, wo nicht wenige Verba im Neuhochdeutschen durch Analogien anderer Verba sich aus der ursprünglichen Bahn ziehen ließen. Davon unten.

Der Umlaut von a, nämlich e, hat im Neuhochdeutschen außer der Dehnung noch die zwiefache Abstufung der Aussprache als e, ê (oder ä, â̈) und seltner ë, ê̈ erfahren, d. h. wir sprechen den Laut bisweilen mehr nach a hin, bisweilen nähern wir ihn

mehr dem i. Dasselbe fanden wir bei dem aus i entstandenen e. Von den beiden Bezeichnungen e und ä ist eine offenbar überflüssig, die lautliche Geltung beider (wofern nicht die Aussprache von Nichtkennern ihrer Muttersprache nach der Schrift verkünstelt wird) ist ebenso dieselbe als der Ursprung des Lautes. Wende, das Verbum, lautet wie wände; die älteren Formen sind wandju und wandi, der Ursprung des Vocales der Stammsilbe ist also auch in beiden Worten genau derselbe. Man schreibt jedoch ä da, wo man sich der Herkunft von a noch erinnert, außerdem gilt e, manche Worte schwanken. Eigentlich ist es völlig gleichgiltig, ob e oder ä geschrieben wird; ich würde rathen das e so viel als möglich zu bevorzugen, wie dieß auch die ältere Schreibung that, da es ein Vorzug der Schrift ist, so wenig als thunlich mit besonderen Zeichen versehene Buchstaben zu haben, also eltern, ermel, ernte, grenze u. s. f. Nur als Vertreter von mittelhochdeutsch æ scheint ä besser am Platze, also stäts (stæte, fest, beständig), gebärde (mittelhochdeutsch gebærde) u. s. f.; lärm ist Fremdwort (für larm aus alarme, wörtlich „zu den Waffen"). Da das ä, das schon im Mittelhochdeutschen sich findet, nicht wieder ausgemerzt werden kann, so muß man es hier wohl bei der herkömmlichen Schreibung belassen.

Der Umlaut des a (e oder ä) wird wie ä gesprochen und theilweise geschrieben in folgenden Worten: hemde (althochdeutsch hemidi zu hamo, Hülle, Haut, in mittelhochdeutsch lîcham, entstellt leichnam, wörtlich „Leibhülle" erhalten), bäche, hecheln, lächeln, schwäche, prelle, geselle, schelle, schnelle (werfe), schwelle, stelle, fälle, sperre, zerre, schwemme, dämme, brenne (transit.), henne, kenne, nenne, tenne, trenne, wenn, näpfe, äffe, becken, decke, bäcker, hecke (*sepes*), ecke, recke, schrecke (transit.), schmecke, schnecke, stecke, strecke, wecke, bette, blätter, glätte, klette, letten (*argilla*), wette, hetze, verletze, netz, benetze, setze, schätze, wetze, beȥȥer, eȥȥich, neȥȥel, fäȥȥlein, wäȥȥere, hälmlein, kälber, bälge, fältlein, wälder, älter, hält, kälte, schmelze, stelze, wälze, hälse, fälsche, welsch, gerbe, herb, färbe, erle, ärmer, ermel, wärme, ernte, verderbe (transit.), erbe, herbst, schärfe, mergel, merke, stärke, härte, märz, schwärze, dämpfe, hänfen, bengel, gedränge, enge, engel, hengst,

länge, gemenge, senge, sprenge, stengel, zwänge, wänglein, zänglein, bänke, denke, kränke, lenke, schenke, schenkel, schränke, senke, senkel, schwenke, tränke, bendel, blende, brände, hände, behende, lende, länder, pfände, schände, sende, verschwende, wende, wände, gänzlich, glänze, kränzlein, gänse, mensch, kräfte, schäfte, hecht, mächte, nächte, geschlecht, wächst, wäscht, beste, bästen (von Bast), gäste, mäste, nestel u. a. Beim Durchlesen dieses Verzeichnisses überzeugt man sich leicht von der für den Laut völlig gleichgiltigen Verschiedenheit der Schreibung, die ja oft in einem und demselben Worte wechselt, wie hände neben behende (so viel als „bei der Hand").

ê (â). Die Dehnung dieses Lautes haben wir in quâle, schâle, schmâle, wâle, zâle, nâre, lâme, zâme, zâne (Zähne), stâbe, frêvel, lêge (*pono*), rêge (*incito*), schlâge, schlâgel und schlêgel, tâglich, bewêge, âhre, schâdel, vâter, glâser, grâslein, quâlt, schâlt u. a. Hier ist also die Schreibung mit e (frêvel, lêge) selten.

Die Aussprache des Umlautes als weiches ë wie in vëtter, ëlle, këtte, rëtte, hëld, fëst ist also seltnere Ausnahme und nur vor tt, wie es scheint, besonders beliebt.

Die Dehnung dieses ë findet sich in bêre (geschrieben beere, ursprünglich basi, mittelhochdeutsch ber), hêr (mittelhochdeutsch her, althochdeutsch hari, *exercitus*), verhêre, mêr (mittelhochdeutsch mer, althochdeutsch mari, *mare*), beschêre, wêre (*defendo*), wêr (*defensio*), zêre (*consumo*), dêne, sêne, hêbe, gêgen, êdel, rêde, êsel, bêt (ursprünglich = bette); ê ist also besonders vor r beliebt, jedoch nicht ausnahmslos, z. B. nâre (mittelhochdeutsch ner, das wir Franken freilich auch wie nêre sprechen).

ö und ô steht mißbräuchlich für e durch Eindringen der Mundart Zwickauers in schwôre (mittelhochdeutsch swer), ge-wône (mittelhochdeutsch wene), götling (als Name erhalten, getelinc, *socius*, vgl. gatte, gast), hölle (gotisch halja), dörre (trockne), schöpfe (*haurio*), schöpfer (*creator*), löffel, schöffe, ergötze, wölbe (mittelhochdeutsch welbe), gewölbe (gewelbe), zwölf, lösche (transit.), löwe. Volksmundarten und ältere Drucke kennen noch andere dergleichen, wie öpfel für äpfel u. s. f. Allen diesen Worten steht in der älteren Sprache e zu.

In wichsen für *wächsen oder wechsen, von wachs gebildet, wie schwärzen von schwarz, schreiben und sprechen wir gar i für e (ä).

Wir finden also dem mittelhochdeutschen e gegenüber im Ganzen dieselben Vertreter im Neuhochdeutschen, die wir schon beim ë beobachteten, nämlich e (ä), ê (â̂), ë, ê̈, ö, ô̈. Es sind also mittelhochdeutsch e (aus a), æ (aus â), ë (aus i), ê (aus ei) mehr oder minder im Neuhochdeutschen lautlich zusammengefallen und so ist, anstatt der älteren Regelmäßigkeit, Verwilderung und Unordnung eingetreten. Wir sprechen bêre (geschrieben beere) anstatt bere aus bari, basi, gerade so aus, wie lêr (geschrieben leer) anstatt lâre, mittelhochdeutsch lære, althochdeutsch lâri; geben beiden also den Laut, den nur Worte wie lêren, mittelhochdeutsch lêren, gotisch laisjan, mit Recht führen, der im Neuhochdeutschen jedoch auch durch Dehnung des älteren ë entsteht, wie in sêhen für älteres sëhen (sihan); êr, mittelhochdeutsch ër, Grundform is, und ge-bâren, mittelhochdeutsch bërn, Grundform biran, lauten gerade so wie wäre, mittelhochdeutsch wære, althochdeutsch wâri u. s. f.

Durch die Vermischung von mittelhochdeutschem ë (aus i) und mittelhochdeutschem e (aus a) sind gar manche ursprünglich völlig verschiedene Worte zusammengefallen; so ist nur aus diesem Grunde nunmehr ununterschieden verdërben, intransit. „zu Grunde gehen", dritte Person er verdirbt, Prät. verdarb, Partic. verdorben, und verderben (darbjan) „zu Grunde richten", dritte Pers. Präs. er verderbt, Präter. verderbte, Partic. verderbt, wodurch nun weiterhin die falschen Conjugationsweisen, wie: verdirb (anstatt „verderbe") mir die Freude nicht, du hast mir die Freude verdorben (anstatt „verderbt") u. dgl. hervorgerufen werden; aus der Schriftsprache ganz verbannt ist sterben, sterbte, gesterbt, Transitiv zu stërben, starb, gestorben, und andere der Art, die auf diesem Unterschiede von ë und e beruhen.

Mittelhochdeutsch â ist durchaus erhalten (wâren, kâmen, wân u. s. f.), bis auf die wenigen Fälle, wo es in a verkürzt ward, wie râche, dâhte, wâfen, jetzt räche, dächte, wäffe u. dgl., vgl. S. 169.

In einigen Fällen ist es auch in der Schriftsprache zu ô getrübt worden, so z. B. in wôge, ône, mônd, môntag, mônat, môhn, schlôt, mittelhochdeutsch wâc, âne, mâne (mântac), mânet,

mâge (Stamm mâgen, daraus mân), slât; außer in wôge hat die Volksmundart mancher Striche hier noch das alte â. Merkwürdig ist argwôn (mittelhochdeutsch arcwân) nebst argwônisch neben wân, mit dem es zusammengesetzt ist, ôdem neben dem richtigen âtem (mittelhochdeutsch âtem, vgl. âtmen, nie *ôdmen).

In docht ist das â auch noch verkürzt, ältere Form ist dâht, erhalten in dacht mancher Mundarten.

æ wird wie e behandelt, weil ja durch die neuhochdeutsche Dehnung e und æ zusammenfallen, es hat also auch den doppelten Ton â und ê, z. B. â in blâhe, krâhe, mâhe, nâhe, sâe, jâh, sâhe, zâhe, stâle (Plur. zu stâl und Conj. Präter. zu stelen), jârig, wâre, kâme, nâme, genêm und angenêm, wâne, gâbe, trâfe, grâfin, lâge, trâge, brâche, sprâche, gnâdig, bâte, drâte (Plur. zu drât), grâte, râte, stâte, â*ʒ*e, sâ*ʒ*e, lâse, gemâlde, gebârde u. a. Die Schreibung ist also durchaus mit ä, nur in genêm und angenêm schreibt man eh für richtigeres ä, mittelhochdeutsch genæme.

Die Aussprache wie ê, zugleich durch Schreibung mit e, ee bezeichnet, findet sich in drêhe (mittelhochdeutsch dræje, dræhe, eine Ausnahme neben den oben angeführten völlig gleichartigen blâhe u. s. f.), sêlig (mittelhochdeutsch sælec, *beatus*, mit sêle, mittelhochdeutsch sêle völlig unverwandt), lêr (mittelhochdeutsch lære), schêre (mittelhochdeutsch schære). Diese sind also auch hier als regellose Ausnahmen zu betrachten; der folgende Laut hat keinen Einfluß auf die Bestimmung des æ als â oder ê. Verkürzung des älteren æ zu ä findet statt in brächte, dächte für mittelhochdeutsch bræhte, dæhte, wie in brachte, dachte für brâhte, dâhte. Auch die zahlreichen Nomina auf ære, wie vischære, haben ihre Endung zu er verkürzt: fischer u. s. f. (in Berlin aber hört man bekanntlich noch künstlêr und andere mit der alten Länge). Die Adjectiva auf -bære haben dieß zu bâr werden lassen; z. B. mittelhochdeutsch wandelbære jetzt wandelbar. Wildbret ist aus wiltbræte in ähnlicher Weise verkürzt, wie fischer aus fischære; daz brât oder auch daz bræte bedeutet das weiche Fleisch, wiltbræte ist also eigentlich wildes Fleisch, *caro ferina*, dann aber auch das Wild selbst.

Mittelhochdeutsch uo ist längst durchweg in û (z. B. gruobe, tuon in grûbe, tûn u. s. f.) vereinfacht. In wenigen Fällen ward dieß û verkürzt, wie in mutter, futter, wucher (mittel-

hochdeutsch fuoter, muoter, wuocher), tuch neben tûch, buch neben bûch (mittelhochdeutsch tuoch, buoch), kuchen neben kûchen (mittelhochdeutsch kuoche), buche neben bûche (mittelhochdeutsch buoche); erhalten ist aber sûchen, flûch durchaus mit Länge; ch ward im Neuhochdeutschen eben als Doppellaut behandelt (vgl. S. 169) und daher die häufige, fast regelmäßige Kürzung des û für älteres uo. Dagegen hört man neben muß oft noch mûß (mittelhochdeutsch muoz) wie mûße, fûß. Stund (neben stand, mittelhochdeutsch stuont), wuchs (mittelhochdeutsch wuohs, Präter. zu wachsen), husten und muste (mittelhochdeutsch huoste, muoste) werden stäts verkürzt, in Folge der auf uo folgenden mehrfachen Consonanz.

Ebenso verhält sich üe, der Umlaut von uo (z. B. grûbe, mittelhochdeutsch grüebe, Optativ zu grûb, mittelhochdeutsch gruop, schlûge, mittelhochdeutsch slüege u. s. f.); dem uo entsprechend trat Verkürzung ein in füttern, mütter, tücher neben seltnerem tûcher, bücher, seltener bûcher; oft hört man auch flüche für flûche, Plur. zu flûch (fluoch), müßen (mittelhochdeutsch muezen), stünde (meist stände, mittelhochdeutsch stüende), wüchse (mittelhochdeutsch wüehse), hüsteln, müste.

Wie uo und üe zu û und û werden, liegt auf der Hand. Der Nachdruck der Aussprache lag auf dem ersten Elemente dieser Diphthonge, und im Laufe der Zeit verschlang dasselbe den nachschlagenden Laut völlig, wodurch aus dem Doppellaute ein einfacher langer Laut ward. Für den nicht umgelauteten Steigerungsvocal ist also die Reihe der Verwandlungen â, ô, uo, û.

Mieder ist mittelhochdeutsch muoder; liederlich ist mittelhochdeutsch lüederlich von luoder (Lockspeise, Schlemmerei), neuhochdeutsch lûder und lüderlich; die noch nicht völlig vergessene Schreibung ist also wieder herzustellen.

Die I-Reihe.

Das wurzelhafte mittelhochdeutsche i ist in seiner Kürze nur erhalten vor ch, ff, ß, ss, tt; außerdem wird es gedehnt (und dann, wie bekannt, ih, ie geschrieben). Beispiele des kurzen i sind z. B. wir griffen, gegriffen, der griff; wir schlichen, geschlichen, der schlich; wir rißen, gerißen, der riß; wißen, gewisser

(aus ge-wiß-ser, Wurzel wiß); wir schritten, geschritten, der schritt u. s. f.

Für bezichtigen (von zeihen, Wurzel zih) schreibt wohl niemand mehr „bezüchtigen".

Die Dehnung zu î findet statt vor einfacher Consonanz (außer ch, ß, die ja in der Schreibung nie verdoppelt werden) z. B. in în, îm, îr (Wurzel ist i, vgl. lateinisch i-s) geschrieben mit ih; wir blîben, geblîben (Wurzel lib, bleiben lautet älter be-leiben); wir schînen, geschînen (Wurzel schin); gedîgen (Wurzel dig); stîgen, gestîgen (Wurzel stig) u. a. werden dagegen mit ie geschrieben.

Ein Verzeichnis der Worte, die sprachlich richtig mit i, und derer, die mit ie zu schreiben sind, habe ich als Anhang (III, 1) beigegeben.

ë, die Brechung von i, tritt sehr selten bei wurzelhaftem i ein; die Aussprache desselben ist wohl in allen Fällen die des harten e (ä). Wir haben ein solches ë mit der Geltung eines kurzen e (ä) in keck, Nebenform von quëc (lebendig, muthig), in queksilber (*argentum vivum*), quecke, Wurzel ist quik (leben); es, eigentlich eß, mittelhochdeutsch ëz, Wurzel ist i, (vgl. im, ir); lecke, (mittelhochdeutsch lëcke, Wurzel ist lik, vgl. λείχω), lernen (ursprünglich lirnên, Wurzel lis, vgl. lêren). Die Dehnung zu ê (â) trat bei dem ë ein in êr neben ër (mittelhochdeutsch ër, Wurzel i, vgl. lateinisch i-s, deutsch i-m, i-r); lêben (mittelhochdeutsch lëben, Wurzel lib, vgl. lîp, leib); stêg (mittelhochdeutsch stëc, Wurzel stig in steige, gestiegen).

Mittelhochdeutsch î ist überall zu ei geworden, was sich schon im Mittelhochdeutschen in österreichischen Handschriften findet, die das echte ei dann durch ai geben; von da kam dieß ei = î in die Kanzlei= und Schriftsprache. Den schwachen Unterschied von ei und ai ließ man bald völlig schwinden, indem auch für ai das ei fast überall eintrat; die neuhochdeutsche Aussprache scheidet jetzt weder ai von ei, noch das ei = mittelhochdeutsch î von dem ei = mittelhochdeutsch ei. Erste und zweite Steigerung der I=Reihe sind also im Neuhochdeutschen beide zu ei geworden. Keine Mundart außer der Schriftsprache läßt sich diese Vermischung der beiden ursprünglich völlig verschiedenen Laute zu schulden kommen. In der U=Reihe werden wir ähnliche Störung finden.

Steige, gedeihe, schein, leib lauten mittelhochdeutsch stîge, gedîhe, schîn, lîp, von den Wurzeln stig, dih (dig), schin, lib u. s. f.

Mittelhochdeutsch ei und ê sind geblieben (nur in der 1. 3. Person Präteriti der Verba mit dem Wurzelvocal i wird dieser Laut zufolge veränderter Conjugationsweise durch i ersetzt, wie wir sehen werden), z. B. weich (Adj., fällt nun mit ich weiche „gehe zurück", mittelhochdeutsch wîche, im Vocale zusammen); ich weiȝ (mittelhochdeutsch weiȝ, Wurzel wiȝ) u. s. f.; mittelhochdeutsch beiȝe „mache beißen", neuhochdeutsch beize, aber mittelhochdeutsch bîȝe „beiße", neuhochdeutsch beides mit ei, doch z. B. fränkisch (sonnebergisch) gebêeȝt = gebeizt, mittelhochdeutsch gebeiȝt, aber ich beiȝ = ich beiȝe, mittelhochdeutsch ich bîȝe. So fallen uns zusammen die ganz unverwandten Worte leib, mittelhochdeutsch lîp „Leib, Leben", und leib, mittelhochdeutsch leip, althochdeutsch hleib, gotisch hlaifs „Brot", aber z. B. fränkisch (sonnebergisch) leib und lêeb. Ferner reif, mittelhochdeutsch reif „Kreis", und reif, mittelhochdeutsch rîfe „gefrorener Thau", althochdeutsch hrîfo; rîfe, althochdeutsch rîfi, ist auch „zeitig, gereift", ursprünglich sind also letztere beiden Worte im Stammvocal nicht geschieden, wohl aber außerdem genügend gesondert, sonnebergisch rêef und reif; leim, mittelhochdeutsch leim, sonnebergisch lêema „Lehm, Thon", aber leim, mittelhochdeutsch lîm, sonnebergisch leim „Tischlerleim"; letzteres hat erste, ersteres zweite Steigerung, die Wurzel beider ist dieselbe u. s. f. Hier und in vielem andern stehen in sprachlicher Beziehung die Mundarten über der Schriftsprache. Auch hierdurch hat also die neuhochdeutsche Sprache viel verloren; Unterschiede, wie mittelhochdeutsch nîgen „sich neigen", und neigen „herabdrücken, niederbeugen", sind vereitelt.

Vereinzelt findet sich die Schreibung ai oder gar ay wie in saite, waise, waizen, kaiser, mai, Baiern (Bayern), laie, hain (hagen), getraide (getregede), also theilweise echtes ei, theilweise Fremdworte und theilweise ei aus age, ege. Ueberall ist hier ai auszumerzen und durch ei zu ersetzen, wie dieß in weizen und getreide fast allgemein bereits geschehen ist.

Zwanzig für mittelhochdeutsch zweinzic erklärt sich durch Verkürzung des ei zu e (mundartlich zwenzig), für das dann a

eintrat. Reuter für das richtige reiter (dasselbe wie ritter) ist nunmehr wohl als abgethan zu betrachten.

Die Zusammenziehung von ei, nämlich ê, haben wir z. B. in lêren (ursprünglich laisjan, Wurzel lis, vgl. lernen, lirnen aus lisnen), lêhn (mittelhochdeutsch lêhen „geliehenes Gut", vgl. leihen, mittelhochdeutsch lîhen, Wurzel lih) u. a. völlig wie im Mittelhochdeutschen.

Für ê ist die Schreibung ee, eh beliebt, wovon wir schon sprachen; z. B. see (gotisch saivs), schnee (snaivs), lehren (laisjan) u. s. f.

Die U-Reihe.

Mit dem echten u verhält es sich im Neuhochdeutschen wie mit dem echten i; wie dieses findet es sich wohl nur vor ursprünglich einfachem Wurzelauslaute; u ist nur vor ch, ck, pp, pf, ß, tz, st, cht, ft noch kurz, übrigens aber zu û gedehnt. Viele u fallen durch veränderte Conjugationsweise hinweg; wir vlugen, lugen, buten u. s. f. sind jetzt durch wir flôgen, lôgen, bôten ersetzt, welche Formen nach Analogie des Singularis gebildet werden.

Der Grundvocal u findet sich z. B. in geruch (Wurzel ruch, vgl. riechen, rauch, reucht u. s. f.), zuck (Subst.), zucken (Wurzel zug), rupfe, (vgl. raufen), tupfe (zu taufen, tief, Wurzel tuf), schuppe (zu schieben, schôb, Wurzel schub), schnuffeln neben schnüffeln (vgl. schnaufen, schnauben); vor ff findet jedoch fast immer Brechung statt, z. B. gesoffen, wir soffen, für suffen), guß, genuß, schuß, fluß, nutz (vgl. ge-nieße, Wurzel nuß), kluft (klieben, klôb, gekloben „spalten"), schluft (schliefe, schloff; meist durch das niederdeutsche Schlucht ersetzt); verlust (Wurzel lus, vgl. verliere, verlor, älter ver-liuse, verlôs), zucht (Wurzel zug, zuh in ziehe, zog), sucht (vgl. siech, seuche), flucht (fliehen, Wurzel fluh) u. a.

Die Dehnung û findet sich in flûg, zûg, tûgend, sûd (Ab-sûd), schûb (Nach-schûb, Vor-schûb u. s. f., die bisweilen auch mit u gesprochen werden) u. a.

In zûber ist û aus ui entstanden, das Wort lautet althochdeutsch zuibar, d. i. zwibar „mit zwei Griffen (bar zu bërn

„tragen“ gehörig) versehen“ (Gegensatz zu dem eingriffigen eimbar, mittelhochdeutsch eimber, neuhochdeutsch eimer).

ü ist des vorigen Umlaut und verhält sich eben so. Auch von diesem ursprünglichen, nicht aus a geschwächten ü gilt das oben bemerkte (S. 175 flg.); es sind auch hier zahlreiche ü im Neuhochdeutschen zu ö geworden (so z. B. die Optative des Perfects, wie schöße, flöge u. s. f., für schüße, flüge).

Beispiele: zücken (Wurzel zug vgl. ziehen), flücke (Wurzel flug vgl. fliegen), büttel (Wurzel but vgl. bieten, ge-bieten), schütze (Wurzel schuß vgl. schießen), nützen, genüße (Wurzel nuß vgl. ge-nießen), schüße, schlüße, schlüßel, flüße, schnüffeln (Wurzel schnuf vgl. schnaufen), züchtig (Wurzel zug), wasser-süchtig (Wurzel suh in siech, seuche), flüchtig (Wurzel fluh vgl. fliehen), klüfte (Wurzel klub in klieben), schüpchen (Wurzel schub in schieben), tüpfeln (Wurzel tuf in tief, taufen) u. a. Die Dehnung ursprünglicher Kürze findet statt z. B. in flûge (Plur. von flûg, mittelhochdeutsch vluc), zûge (Plur. von zug), zûgel, schûbe (Plur. von schub) u. a.

o geht in seinen Quantitätsverhältnissen im Neuhochdeutschen dem u, dessen Brechung es bekanntlich ist, zur Seite. Beispiele für die verbliebene Kürze sind: zocke (Wurzel zug vgl. ziehe, gezogen), flocke (Wurzel flug in fliegen), tropfe, getroffen (Wurzel truf in triefen), gesoffen (Wurzel suf in saufen), geschoßen, genoßen, gegoßen, geschloßen, loch (Wurzel luch „schließen“, das Verbum, dem diese Wurzel zu Grunde lag, ist verloren), gerochen, gekrochen (von den bekannten Wurzeln schuß, nuß, guß, schluß, ruch, kruch), gesotten (Wurzel sud, sut), rotz (Wurzel ruß, vgl. das verlorene Verbum riezen „weinen“), frost (Wurzel frus in frieren für friesen) u. a.

Die Dehnung des ursprünglich kurzen o findet sich z. B. in gezôgen, herzôg, geflôgen, gebôgen, gebôten, bôte (Wurzel but in bieten), klôbe (klôben), geklôben (Wurzel klub in dem selteneren kliebe, klob, d. h. spalten), geschôben, lôben (Wurzel lub in liebe), geschôben, verlôren, gefrôren, geflôhen (sämmtlich von bekannten Wurzeln mit dem Wurzelvocale u) u. a.

ö, der Umlaut des vorigen, ist häufiger als im Mittelhochdeutschen. Wir haben ö von wurzelhaftem u z. B. in flöckchen (Wurzel flug vgl. fliegen), tröpfchen, tröpflein (Wurzel truf in

triefen), löcher (Wurzel luch), fröste, frösteln (Wurzel frus in frieren); lôblich (mittelhochdeutsch lobelîch, löbelîch, Wurzel lub in lieb, g-laub-en), u. s. f.

Das ö hat auf Kosten des ü breiteren Boden gewonnen durch Analogie in der Conjugation; so haben wir es jetzt in söffe, tröffe, schöße, genöße, röche, kröche, sötte u. s. f., für älteres mittelhochdeutsch süffe, trüffe, schüzze, rüche, krüche, süte u. a., und mit der Dehnung zu ô in zôge, flôge, bôte, schôbe, verlôre, flôhe u. a., für älteres züge, vlüge, büte, schübe, verlür(e), vlühe. In den Mundarten finden sich hier und da noch diese alten Formen beibehalten.

iu, der echte Steigerungslaut erster Stufe von u, ist neuhochdeutsch eu; schon frühe findet sich nämlich das i von iu zu ë getrübt, ein uns bereits wohlbekannter Lautwechsel, dessen Eintritt hier wohl ohne Zweifel durch das dunkle u veranlaßt ist, dessen Laute das ë näher steht als i, zugleich wandelte sich u in ü, denn dieses, nicht u, hört man bei der Aussprache von eu. Aus diesem Grunde haben manche eü für eu schreiben wollen, welche überflüssige Vermehrung unserer ohnedieß allzu zahlreichen Buchstaben mit Bezeichnung oberhalb der Linie mit Recht keinen Eingang findet. Veraltet sind viele eu = iu in der Conjugation, wie in den schönen Formen beut, fleugt, kreucht, fleußt, treuft u. s. f., mittelhochdeutsch biutet, vliuget u. s. f., für das jetzige bietet, fliegt, kriecht, fließt, trieft u. s. f.; erhalten jedoch ist eu = iu z. B. in leuchten, mittelhochdeutsch liuhten (vgl. licht für lieht, lôhe Wurzel luh), leumund (mittelhochdeutsch liumunt, Wurzel lu aus hlu hören, und daher auch verleumden = verleumunden; -mund für älteres -mun, men ist bloße Endung), bleuen (schlagen, mittelhochdeutsch bliuwen, nicht bläuen, da es mit blau nichts zu schaffen hat) u. a.

ie, die Brechung von iu, ist neuhochdeutsch in der Schrift beibehalten, wird aber wie î ausgesprochen (woher sich die Vermischung des gedehnten i mit ie erklärt), also fließen, kriechen, triefen (Wurzel fluß, kruch, truf) u. s. f.

Nur in dem Worte je, mittelhochdeutsch ie, ist im Neuhochdeutschen die Aussprache und Schreibung je eingetreten, wodurch es nun weit abgerückt ist von dem aus ie und der Negation gebildeten nie, so wie von immer (mittelhochdeutsch iemer, aus ie und mêr),

während jemand (mittelhochdeutsch iemen) und jeglich (iegelîch) je haben.

In licht, fichte, dirne, wo wir Verkürzung eintreten ließen (vgl. S. 169), steht i für älteres ie: lieht (Wurzel luh vgl. leuchten, lôhe), fiechte (vgl. πεύκη), dierne (Wurzel du, dienen, woher die-nen, die-nst).

Das falsche trügen kann noch durch das richtige triegen (wie fliegen, flog) ersetzt werden, dagegen ist das eben so wenig richtige lügen für liegen eingewurzelt.

Von ie, dem Zusammenziehungsvocal, wird später die Rede sein. Wir werden auch dieses ie zu i verkürzt finden.

In den meisten Fällen ist es leicht zu wissen, ob man ie oder i zu schreiben hat, nämlich überall da, wo neben ie noch ein Vocal der u-Reihe erscheint, ist ie berechtigt, überall aber, wo ein Vocal der i- oder a-Reihe in derselben Wurzel auftritt, ist nur i zu schreiben, es müste denn alte Zusammenziehung vorliegen (s. S. 157, wie z. B. halte, hielt aus *heihalt). Man wird z. B. leicht wissen können, daß riechen, fließen, kriechen, triefen, liecht u. s. f. mit ie zu schreiben ist (riechen wegen rauch geruch, kriechen wegen kreucht, triefen wegen traufe treuft, liecht wegen leuchten u. s. f.); aber es ist z. B. nur richtig gibt, nicht giebt (geben, gab, gæbe), list nicht liest (wegen las, læse) u. a. Viele andere Worte sind aber natürlich weniger leicht ihrem Wurzelvocale nach erkennbar, und diese muß man sich merken. Diesem Zwecke dient das Verzeichniß des Anhanges (III. 1). Muß man doch in der üblichen Schreibweise noch viel mehr bloß „merken", da ihre Willkür durchaus nicht auf den Gesetzen und dem Wesen der Sprache selbst beruht.

û, jener die U-Reihe störende Vertreter von iu, ist durchaus zu au geworden, ein mir lautphysiologisch noch eben so unbegreiflicher Uebergang, wie der von î zu ei (s. o. S. 183; auch dieß findet sich schon im Mittelhochdeutschen in österreichischen Handschriften), z. B. mittelhochdeutsch sûfen, neuhochdeutsch saufen (Wurzel suf); mittelhochdeutsch sûgen, neuhochdeutsch saugen (Wurzel sug); mittelhochdeutsch lût, neuhochdeutsch laut (Wurzel hlu) und so überall. Nur dû schließt sich nicht an das Mittelhochdeutsche gedehnte dû an, sonst würde es dau lauten (thou

englisch), sondern an das ältere, auch mittelhochdeutsch gebräuchliche du, von dem es dann Dehnung ist; auch neuhochdeutsch kommt übrigens du mit kürzerem u vor, wenn nämlich kein Satzton darauf ruht.

Vor r schiebt sich nach au ein e ein; mittelhochdeutsch sûr, neuhochdeutsch sauer; mittelhochheutsch mûr, neuhochdeutsch mauer; mittelhochdeutsch schûr, neuhochdeutsch schauer u. s. f. Wie leicht dieser Zwischenlaut zwischen au und r gleichsam zur Vermittelung sich einstellt, fühlt man recht deutlich, wenn man sich bemüht, z. B. schaur, maur ohne denselben hören zu lassen.

Umlaut des û ist iu, neuhochdeutsch äu, im Klange völlig dem eu gleich, aber in den meisten Fällen deshalb von ihm geschieden, weil man sich seines Ursprunges aus au (= û) erinnert, z. B. läuten (von laut, mittelhochdeutsch liuten von lût), kräuter (von kraut, mittelhochdeutsch kriuter von krût), zäunen (von zaun, mittelhochdeutsch ziunen von zûn) u. s. f. Säure (von sauer, mittelhochdeutsch siure von sûr) ohne das eingeschobene e, aber gemäuer (von mauer, mittelhochdeutsch gemiure von mûr) u. a. zeigen dasselbe e, wie die nicht umgelauteten Worte, bei denen es in seltenen Fällen ebenfalls nicht vorhanden ist (z. B. schaurig, Baur als Eigenname).

ou ist neuhochdeutsch au und dadurch in übelster Weise mit au = û vermischt, was keine Mundart thut, ganz so wie wir dieß bei ei = mittelhochdeutsch ei, und ei = mittelhochdeutsch î fanden (S. 183 f.); z. B. traufe (mittelhochdeutsch troufe, Wurzel truf), staub (mittelhochdeutsch stoup vgl. stieben, Wurzel stub), erlaub-e (mittelhochdeutsch erloube, Wurzel lub vgl. lieb), g-laub-e (mittelhochdeutsch ge-loub-e von derselben Wurzel), frau (mittelhochdeutsch vrou, vrouwe, Wurzel fru), tauge (mittelhochdeutsch touc, Wurzel tug vgl. tug-end), rauch (mittelhochdeutsch rouch, Wurzel ruch vgl. riechen) u. s. f.

Durch Verlust der ursprünglichen Vocalwechsel sind manche ou im Neuhochdeutschen verloren, nämlich die im Singular des Präteritums wie vlouc, trouf, und andere Formen der Art, welche neuhochdeutsch flôg, troff u. s. f. lauten.

öu ist Umlaut von ou, es lautet neuhochdeutsch äu als Umlaut von au (= alt ou). Wie neuhochdeutsch au = mittelhochdeutsch

û und au = mittelhochdeutsch ou, so ist nun auch neuhochdeutsch äu = mittelhochdeutsch iu und äu = mittelhochdeutsch öu strenge zu sondern. Das echte äu (= öu) haben wir z. B. in stäublein (mittelhochdeutsch stöubelîn), fräulein (vröuwelin), äuglein (öugelîn, von auge, mittelhochdeutsch ouge), träume (Plur. zu traum, mittelhochdeutsch troum) u. s. f. Wo die Etymologie weniger klar ist, wird hier häufig eu geschrieben, so stäts im Auslaute, wie in heu, streu (mittelhochdeutsch höu, ströu), freuen (mittelhochdeutsch vröuwen, Wurzel fru), streuen (ströuwen); eine Schreibung, die auch dem Mittelhochdeutschen keineswegs fremd ist. In ereignis, ereignen schreiben und sprechen wir ei für das allein richtige äu. Eräugnis, althochdeutsch aroucnissi, er-äugnen, nach dem Substantivum aus mittelhochdeutsch er-ougen gebildet, sind nah verwandt mit mittelhochdeutsch ouge, neuhochdeutsch auge, und bedeutet das Verbum erougen, wie das einfache ougen „vor Augen bringen, zeigen". Mit „eigen" (*proprius*) haben ereignis und ereignen gar nichts zu schaffen.

Der neuhochdeutsche Laut eu oder äu (im Klange völlig gleich und nur in der Schreibung verschieden, wie e und ä) hat also dreierlei etymologische Bedeutung: 1) er entspricht dem alten ersten Steigerungslaute der U-Reihe, nämlich iu; 2) er ersetzt das iu, welches durch Umlaut aus û entsteht (neuhochdeutsch äu aus au); 3) er ist der Umlaut des zweiten Steigerungslautes der U-Reihe, des ou (neuhochdeutsch au) und entspricht also mittelhochdeutschem öu.

ô und sein Umlaut œ sind neuhochdeutsch als ô und ö̂ geblieben: rôt, rœte, neuhochdeutsch eben so rôt, rö̂te (Wurzel rut), vlôz, vlœze, neuhochdeutsch flôß, flö̂ße (Wurzel fluß) u. s. f.

Viele ô sind zu o verkürzt; in der Conjugation geschah dieß wohl nicht ohne Einfluß der Analogie (des Plur.), wie z. B. in floß als Präteritum zu fließen, mittelhochdeutsch vlôz — Plur. floßen, mittelhochdeutsch vluzzen — neben flôß, dem Substantivum, oft aber fand solche Kürzung auch entschieden durch Einfluß der folgenden Consonantenlaute statt, wie in schloß, schloße, genoße, amboß, hochzeit, lorber (S. 169), rost (aber z. B. trôst mittel- und neuhochdeutsch), mittelhochdeutsch slôz, slôze, genôz, anebôz (mittelhochdeutsch biuzen, bôzen „schlagen", anebôz ist

also wörtlich „Anschlag"), hôchzît, lôrber, rôst. Eben so verkürzt wird dann auch der Umlaut des o, z. B. schlöʒʒchen, rösten.

Die durch Zusammenziehung nach Consonantenausstoß entstandenen Vocallaute werden im Neuhochdeutschen ebenso behandelt, wie die gleichlautenden, durch Vocalsteigerung und Einwirkung benachbarter Laute entstandenen. So ist das häufige und wichtige mittelhochdeutsche ie im Neuhochdeutschen ebenfalls geblieben (wie das aus iu durch Brechung entstandene ie) z. B. hieʒ, stieʒ, lieʒ, briet u. s. f., neuhochdeutsch hieʒʒ, stieʒʒ, lieʒʒ, briet u. s. f. Auch hier ist vor zwei Consonanten Kürzung des ie in der Aussprache eingetreten, wie in fieng, gieng, hieng, mittelhochdeutsch vienc, gienc, hienc, und in Folge dieser kurzen Aussprache des Vocals wird in störender Weise fing, ging und hing geschrieben, wodurch diese Worte ganz und gar das Ansehen von Perfectformen einbüßen. Wollten wir unsre Sprache rein dem Laute nach, phonetisch, in der Schrift darstellen, dann müsten wir auch hîs, schtêt, weksel u. s. f. anstatt hieʒʒ, steht, wechsel schreiben. Niemand wird dieß wollen; man trachte also nach einer der Abstammung der Worte möglichst Rechnung tragenden, richtigen, geschichtlichen Schreibung, natürlich ohne in dieser Richtung über die durch die Veränderung der Sprache gezogenen Grenzen hinaus zu gehen und etwa ins Mittelhochdeutsche zurück zu greifen.

Zu besserer Uebersicht dieser ziemlich verwickelten Verhältnisse lassen wir nochmals die Vocalreihen, in denen das innerste Leben unserer Muttersprache beruht, hier Platz finden, dießmal in der Anordnung, daß von den neuhochdeutschen Vocalen zum älteren, regelrechteren, einfacheren zurückgegangen wird. Im Neuhochdeutschen und Mittelhochdeutschen sind die von Lautgesetzen nicht afficirten Vocale, die Grundformen der Reihe, durch den Druck hervorgehoben.

A=Reihe.

	Zweite Schwächung.	Erste Schwächung.	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Neuhochdeutsch	i î, e ê ë ê̂	u o, ü û̈ ö ô̈, o ô, ö ô̈	a â, e ê (ä â̈) ë ê̂ ö ô̈	â a ô, â̈ ê	û u, û̈ ü
Mittelhochdeutsch	i, ë	u, ü o, ö	a, e	â, æ	uo, üe
Deutsche Grundsprache	i	u	a	â	ô
Indogermanische Ursprache	fehlt,	fehlt,	a	aa (â)	âa (â)

es gilt dafür noch der Grundvocal.

I=Reihe.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Neuhochdeutsch	i î, e ê	ei	ei, ê
Mittelhochdeutsch	i, ë	î	ei, ê
Deutsche Grundsprache	i	ei	ai
Indogermanische Ursprache	i	ai	âi

U=Reihe.

	Grundvocal.	Erste Steigerung.	Zweite Steigerung.
Nhd.	u û, ü û̈, o ô, ö ô̈	eu, ie (i), au, äu	au, äu (eu), ô o, ô̈ ö
Mhd.	u, ü, o, ö	iu, ie, û, iu	ou, öu, ô, œ
Deutsche Grundsprache	u	iu	au
Indogerm. Urspr.	u	au	âu

Die Verflüchtigung der Endsilben in e ist natürlich so geblieben wie wir sie im Mittelhochdeutschen schon fanden, nur ist durch die nunmehr ausnahmslose Länge aller Stammsilben zwei- und mehrsilbiger Worte die reiche Mannigfaltigkeit der mittelhochdeutschen Tonverhältnisse verscherzt. Während Hochton und Tiefton bleiben, ist jetzt der Unterschied von tonlos und stumm geschwunden; anstatt edel gilt nun êdel u. s. f. Die Länge der vorhergehenden Stammsilbe hat aber keinen kräftigenden Einfluß mehr auf das e der folgenden Silbe, vielmehr ist ein eigenthümlicher Rhythmus in der Betonung eingetreten, der Art, daß von zwei Silben mit e in der Regel die der Tonsilbe folgende Silbe als die schwächere gilt; Worte wie grôʒere, andere, dunkele u. s. f. haben in der Poesie nunmehr trochäischen Fall: grôʒerè, ánderè, dúnkelè, êdelè, óffenè, heíterè, fútterté, sámmelté, schándetèn, béʒerèm u. s. f. So kommt es, daß, wo die Natur der Consonanten es begünstigt, oft das erstere dieser e (das nach mittelhochdeutschem Gesetze gerade das stärkere, das tonlose wäre) ausfallen kann und in manchen Fällen regelmäßig ausgeworfen wird: andre, dunkle, êdle, offne u. s. f., im Verse auch grôʒre und ähnliches. In anderen Fällen haften dagegen beide e; so sagt man z. B. nur festere, beʒere, hintere, vordere u. s. f. Nicht selten, besonders vor n, weniger vor m, fällt jedoch mit Vorliebe das zweite e aus; neben gröʒeren, dunkelen, festeren, anderen, vorderen u. s. f. gilt gröʒern, dunkeln, festern, andern, vordern u. s. f., aber kein êdeln (bei vorausgehendem n, wie in offenen, versteht sich die Unmöglichkeit des Ausstoßens des zweiten e von selbst). Formen wie gröʒerem, anderem können zu gröʒerm, anderm verkürzt werden, doch ist dieß wenig beliebt; aus êdelem, offenem, dunkelem u. a. kann aber nur ein êdlem, offnem, dunklem u. s. f. werden. Bei Substantiven wie kindern, eicheln, sind die vollen Formen, wie kinderen, eichelen unerhört, was sich schon aus dem Mittelhochdeutschen ergibt; ebensowenig bräuchlich sind kindren, eichlen. Auch in diesen Dingen ist also Schwanken an die Stelle der im Mittelhochdeutschen wohlthuenden Regel getreten. Für die Prosa ist es am gerathensten, die noch nicht völlig geschwundenen e sämmtlich zu schreiben (also andere, anderen, anderem u. s. f.) und dem Leser die ihm mundrechte Aussprache zu überlassen. Die bereits

völlig geschwundenen e lasse man aber auch in der Schrift weg, die durch Formen wie er stößet, er läßet, ißet u. dergl. ein steifes und pedantisches Ansehen gewinnt. Was niemand mehr spricht, darf man auch nicht schreiben, woferne nicht (wie in gieng, hieng, fieng) geradezu zwingende Gründe für die historische Schreibung vorhanden sind.

Anstatt des unterschiedslosen e finden wir i erhalten in den Worten nachtigall, bräutigam, ersteres mittelhochdeutsch nahtegal, althochdeutsch nahtigala d. i. „Nachtsängerin", zusammengesetzt aus nahti und gala „singend" (zu einem schon mittelhochdeutsch nicht mehr gebräuchlichen Verbum galan, Perfectum guol „singen" gehörig); letzteres mittelhochdeutsch briutegome, althochdeutsch brûtigomo aus briuti von brût „Braut" und gomo „Mann" (gotisch guma, lateinisch homo), wörtlich also „Mann der Braut".

Bemerkenswerth ist das a für e in nachbar für nachber, wie mundartlich und meist im gewöhnlichen Leben gesprochen wird, nach gewöhnlicher Abschwächung aus mittelhochdeutsch nâchgebûr, nâchbûr, althochdeutsch nâhgibûro (bûr ist einer der angesiedelt ist, „Bauer"; nâch ist unser nâh, nachbar also „ein in der Nähe Wohnender"); mônat für mônet, mânet der Mundart, mittelhochdeutsch mânet; heimat für heimet der Mundart, mittelhochdeutsch heimuot, mittels -uot gebildet von heim (Heimat, Haus) während das auf ähnliche Art gebildete armût, mittelhochdeutsch armuot, das û behielt, weil man fälschlich eine Zusammensetzung mit mittelhochdeutsch muot, neuhochdeutsch mût, in dem Worte fand; eidam, mundartlich und mittelhochdeutsch eidem, althochdeutsch eidum und in dem oben schon erklärten bräutigam, wo das a ebenfalls nicht ursprünglich ist (mundartlich in Franken bräukum aus * bräutkum mit dem alten u). [1]

Den Apostroph für ein aus- oder abgefallenes e zu setzen ist überflüssig und störend. In Fällen wie „Goethe's Werke, die Alba's" ist der Apostroph geradezu falsch, denn hier ist nichts ausgefallen.

[1] Zu diesem i und a für e vgl. Entsprechendes in der nordfränkischen Mundart Sonnebergs in meinem Volksthümlichen aus Sonneberg S. 28.

II. Von den Consonanten.

Wir wenden uns zu den Consonanten.

Einiges Allgemeine müssen wir der, wenn auch noch so gedrängten Betrachtung der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Consonanten vorausschicken. Wir können hier weit kürzer sein als bei den Vocalen, da die Consonanten viel weniger beweglich sind als die Vocale, in denen ja das gesammte Wesen der die Sprachen höchster Form auszeichnenden Flexion allein beruht.

Die Consonanten[1] zerfallen vor allem in zwei durchaus verschiedenartige Gruppen, in die momentanen oder explosiven, d. h. in solche, die nach vorhergängigem völligen Verschlusse des Organs durch das Oeffnen desselben entstehen und deren Aussprachszeit, einem Punkte vergleichbar, keine Dauer besitzt und keine Dehnung zuläßt; diese Consonanten sind k, g; t, d; p, b. Die andern Consonanten sind einer nur durch die Athmungsverhältnisse beschränkten willkürlichen Dauer der Aussprache fähig, da sie nicht durch völligen Verschluß, sondern nur durch eine gewisse Verengung des Organs bedingt sind, so z. B. kann man sss..... zischen so lange man will, ebenso sch; ganz so lassen h, ch, j, f, w, n, m, l, r eine Dauer der Aussprache zu. Diese sämmtlichen zuletzt angeführten Consonanten sind also Dauerlaute. Sowohl die momentanen als die Dauerlaute können mit und ohne Zuthun von Stimmton gesprochen werden; die letzteren nennt man stumme (Tenues), die ersteren tönende (Mediae). So sind k, t, p stumme momentane Laute, g, d, b tönende. Die Dauerlaute, die nicht durch die Nase gesprochen werden, sind Spiranten; ch, z, sch, f sind stumme Spiranten, j, s, w und wohl auch h, tönende (ch tritt im Mittelhochdeutschen wenigstens als stummer Laut dem h als tönendem gegenüber s. u. die Auslautsregel). Die Nasale wie n, m und das vom gewöhnlichen verschiedene n vor g und k (wie in enkel, langer), für welchen ganz eigenthümlichen Laut unsere Schrift kein besonderes Zeichen hat, sind ebenfalls tönend. r und l, in manchen Sprachen verschiedenartig, bilden ebenfalls

[1] Eine Zusammenstellung derselben musten wir bereits oben S. 139 geben.

eine besondere Classe von Lauten, sie sind gleichfalls mit Stimmton versehen, also tönend.

Diese Eintheilung nach der Art der Aussprache wird gekreuzt von der nach dem Orte der Hervorbringung der Laute. So werden p, b, f, w, m an dem vordersten Theile des Mundrohres hervorgebracht, sie heißen deßhalb Lippenlaute, Labiale; p ist also der momentane stumme Lippenlaut, b der momentane tönende Lippenlaut, f der labiale stumme Spirant, w der labiale tönende Spirant, m der labiale Nasal (u ist dazu der labiale Vocal). An den Zähnen gebildet werden die Zahnlaute, Dentale, nämlich t momentan stumm, d momentan tönend, z starke stumme Spirans, s vor Vocalen tönende Spirans, im Auslaute und vor stummen Consonanten aber stumm, doch stets schwächer als z zu sprechen, n Nasal. Hinter den Zähnen gebildet werden die sogenannten Lingualaute, von denen wir im Deutschen nur sch, die stumme Spirans, haben, und ferner, gewöhnlicher Aussprache nach, auch r und l.[1] Am Gaumen gebildet wird nur die tönende Spirans j, welche also also der einzige palatale Consonant des Deutschen ist (i ist palataler Vocal). In der Kehle endlich entstehen die beiden Explosivlaute k, g, ersterer stumm, letzterer tönend, die Spiranten ch und h und der Nasal n (vor k, g; guttural ist auch a); diese Laute sind also sämmtlich Kehllaute, Gutturale.

Aspiraten sind momentane Laute mit nachschlagendem Hauche; leicht verdichtet sich dieser Hauch zur Spirans des Organs des vorhergehenden Stummlautes; wir haben an solchen Doppellauten nur pf und z (= ts); kch war aber einst ebenfalls vorhanden.

qu = kw ist nicht als ein Laut, sondern als zwei zu betrachten.

So viel zur Ergänzung des S. 139 f. vorläufig Angeführten.

In den Consonanten zeigt sich im Deutschen ein merkwürdiges Schwanken, eine Gleichgiltigkeit des Sprachgefühles gegen die feineren Lautabstufungen derselben, die ebenso gegen die hohe Entwickelung des deutschen Vocalismus als gegen das scharfe Gefühl namentlich unserer östlichen Nachbarn, der Slawen und Letten, für consonantische Laute absticht. Von vielen Deutschen werden

[1] Dialektisch hört man r und l auch in der Kehle gesprochen; andere Völker kennen auch am Gaumen gesprochenes r und l u. s. f.

heutzutage t und d, p und b, k und g, g und ch, ja sogar j und g gemischt und verwechselt; ein ähnliches Schwanken ist in früheren Epochen unserer Sprache bereits bemerkbar. Durch die Lautverschiebung (s. o. S. 96 f.) ward der Consonantismus des Deutschen aus Rand und Band gebracht. Schon durch die erste Verschiebung, die in der deutschen Grundsprache stattgefunden hat, werden ursprünglich identische Consonanten getrennt, indem die Verschiebung bald eintrat, bald nicht, oder sonstige Abweichungen von deren eigentlichem Gesetze sich geltend machten; die hochdeutsche Verschiebung brachte neue Abweichungen zu den schon bestehenden hinzu, und so ward das Sprachgefühl für die consonantischen Lautverhältnisse in mancher Beziehung verwirrt und geschwächt. Hier findet sich demnach mancherlei Schwanken; so findet sich bisweilen der nicht verschobene und der verschobene Laut neben einander, wie mittelhochdeutsch wërc und wërch (Werk), schalk und schalch (Knecht, böser Mensch) u. s. f., oder es schwanken sonst die Laute, wie man z. B. warf sagte, aber scharpf (scharf), wie neben dem allein richtigen diutisch, diutsch (deutsch, von diet, gotisch thiuda, Volk, volksmäßig, volksthümlich d. h. eben „deutsch") sich tiutsch und tiusch findet, an welche unrichtigen Formen sich die gehalten zu haben scheinen, die in besonders patriotischem Sinne „teutsch" schrieben und zum Theile noch schreiben, wodurch sie eben so sehr Unkenntnis ihrer Muttersprache als Willkür der allgemeinen Aussprache gegenüber bekunden. Solcher Schwankungen in der Schrift und demnach auch im Laute finden sich im Mittelhochdeutschen reichlich; wie ja auch jetzt, wie bemerkt, vielerlei Schwanken in der Aussprache der Consonanten zu hören ist.

Anderes hat sich festgesetzt und zur Regel erhoben (vgl. S. 98). So ist z. B. z und ʒ ursprünglich einerlei, nämlich t, aber in gewissen Lagen (so z. B. stäts im Anlaute) gilt z, in anderen ʒ; namentlich wo im Urdeutschen j auf t folgte, gilt z oder vielmehr dessen Verdoppelung tz. So sagt man ëʒʒen, urdeutsch und gotisch itan, aber etzen (unser atzen, ätzen, meist vom Vogel gesagt, „essen machen"), urdeutsch und gotisch atjan; so steht neben weiʒ, wiʒʒen das Femin. witze (Verstand, Weisheit); man vergleiche ferner heiʒ und hitze, sweiʒ und switzen; sitzen (wo schon das i vom einstigen j Zeugnis ablegt, Grundform sitjan; ohne das j würde das Wort sëʒʒen zu lauten haben), Präter. saʒ;

schiezen und schütze und nicht wenige andere. Wie z und z (tz), so verhält sich f und pf; man vergleiche sliefen (schliefen z. B. in ein Gewand) neben slupfen, slüpfen; slîfen (hinabgleiten) und slipfen (letztere sind die intensiven Verba); sûfen (saufen) und sein Intensivum supfen; triefen und tropfe, schaffen und schepfære (unser schöpfer ist ebenso wie schöpfen nebst nicht wenig andern Worten aus schepfer, schepfen entstellt) u. a. Ebenso stehen ch und ck (für älteres cch, sprich k-ch) zu einander z. B. in wachen (urdeutsch und gotisch wakan) und wecken, dem Causativum dazu (urdeutsch und gotisch wakjan); bachen, (buoch, gebachen, jetzt backe, buk, gebacken) und becke (jetzt becker); brëchen und brocke (und dazu unsere Verba einbrocken, bröckeln, mittelhochdeutsch brücken) u. a. Aehnlich verhält sich g und ck in vliegen und vlücke (flügge) nebst vlocke (flocke).

In der Conjugation wechselt nicht selten h mit g, d mit t, z. B. slahe (schlage), aber sluoc (für sluog), Pluralis sluogen, Particip geslagen; snîde (schneide), aber Präter. sneit, Plur. sniten, Part. gesniten; siude (siede), sôt, suten, gesoten und andere dieser Art.

Nach l, m, n kann inlautend jedes t zu d werden: konde (konnte), wolde (wollte), rûmde (räumte) u. s. f.

j und w sind im Mittelhochdeutschen vielfach ausgefallen, ersteres macht sich am Umlaut (vgl. S. 144 flg.) fühlbar, wie z. B. etzen aus atjan, setzen aus satjan, nennen aus namnjan (von name, Stamm namen) u. s. f., oder an der Aufhebung der Brechung (vgl. S. 143), wie z. B. in sitzen, Grundform sitjan. Anlautend geht j vor i in g über, z. B. ich gihe (sage, bekenne; jetzt verloren, außer in beichte, mittelhochdeutsch bîhte, aus bîgihte), aber Präter. jach, Infinit. jëhen; gise (gähre, schäume), Präter. jas, Infinit. jësen; so erklären sich die jetzigen Formen gären und jären, gischt und jischt, die man beide hört; die Schrift hält am g fest, die Mundart läßt oft das j hören; ebenso verhält es sich mit jäten und dem seltener gehörten gäten, mittelhochdeutsch ich gite, ich jat, gejëten.

s wird ohne feste Regel im Inlaute zwischen Vocalen und auslautend nach einem Vocale häufig zu r, eine Erscheinung, die auch in anderen Sprachen sich zeigt (z. B. im Lateinischen majores für majoses, arbor für arbos u. s. f.); so heißt es ich was

(jetzt aber schon ich war), aber wir wâren, aber nur ich las, wir lâsen; verliesen (jetzt verlieren; vor t bleibt natürlich s, verlust), aber verlorn; genësen, genas, genâsen, seltener genâren, aber im Causativum nur nern (Grundform nasjan „genesen machen, heil, gesund machen") u. s. f. Man hat also sorgfältig zweierlei r zu sondern, das alte ursprüngliche und das junge aus s entstandene; so hat z. B. wâr (*verus*) und war (Acht, Aufmerksamkeit, z. B. in war nëmen) mit wâren für *wâsen, Plur. zu was, Infinit. wësen (sein) nicht das geringste zu thun.

Vor und nach einem anderen Consonanten wird im Mittelhochdeutschen nicht verdoppelt, also nenne, Präter. nante; decke, Präter. dacte; warte aus *wart(e)te, lûhte aus *liuht(e)te u. s. f.

Das wichtigste, schon der deutschen Grundsprache eigene consonantische Lautgesetz des Inlautes, durch dessen Kenntnis uns der etymologische Zusammenhang vieler Worte erst klar wird, ist das folgende. Alle ursprünglich momentanen (S. 100) Laute gehen mit den ihnen folgenden dentalen momentanen Lauten stäts über in die Spirans ihres Organs und t; also werden alle Labiale (ursprünglich p, b, ph) mit einem folgenden t, d oder th zu ft; alle Gutturale mit folgenden Dentalen zu ht, alle Dentale mit folgenden Dentalen zu st. So erklärt sich z. B. gift (Gabe, Gift) neben gëben, Wurzel gab; haft von Wurzel hab; gruft von Wurzel grab; maht (Macht), mahte, mohte neben mac, mugen (können), Wurzel mag; dâhte (dachte) neben denken, Wurzel dak; dûhte (däuchte) neben dunken (dünken), Wurzel duk, Schwächung von dak; brâhte (brachte) neben bringen, Wurzel brag; last neben laden, Wurzel lad; ich weiȥ, gotisch vait, aber dû weist, gotisch vaist, Präter. wiste oder wëste (unser wuste; das u ist Wirkung des vorhergehenden w, vgl. S. 140), Wurzel wiȥ; ich muoȥ (muß), aber Präter. muoste (muste), Wurzel maȥ u. a. In diesen Fällen ist also die jetzt beliebte Schreibung „weißt, wußte, mußte" völlig falsch und sprachwidrig; diese Unformen, die mittelhochdeutsch weiȥt, wiȥte, muoȥte zu lauten hätten, verstoßen gegen die Regel unserer Muttersprache. Bei den Dentalen geschieht es aber nicht selten, daß die Lautwandlung noch einen Schritt weiter geht, daß nämlich das t sich dem vorhergehenden s gleich macht, so daß also aus Dental + Dental ein ss, oder, nach langen Lauten, s wird. So entsteht das häufige wësse, wisse neben

wëste, wiste, und das allein bräuchliche gewis, gewisser von derselben Wurzel (es ist ein altes Particip und steht also gewiss für *gewizt; die Schreibung „gewiß, gewißer" ist demnach falsch; gewiʒʒen dagegen, Subst. Neutr., ist richtig, weil hier die Wurzel wiz, wiʒ rein, ohne ursprünglich folgenden Dental vorliegt); muose neben muoste u. a.

Späterer Vocalausfall ruft dieß Gesetz nicht hervor, es gilt nur beim alten unmittelbaren Zusammenstoß der genannten Consonanten. Es heißt also gibt, regt u. s. f. (nicht gift, reht), weil diese Worte für gibet, reget stehen. Doch finden sich Formen wie dahte für und neben dem regelmäßigen dacte, Präter. zu decken; blihte für blicte, Präter. zu blicken; schihte für schicte; druhte für dructe u. dergl., ja sogar spriht für spricht aus sprichet (3. Sing. Präs.) u. s. f.

Wie die mittelhochdeutsche Schrift durchaus der Aussprache Rechnung trägt und daher eine dem Laute angemessene ist, nicht eine nach theoretischen Grundsätzen festgestellte, sahen wir bereits mehrfach, so z. B. in dem Weglassen der Consonantenverdoppelung vor andern Consonanten. Dasselbe Princip macht sich im Auslaute geltend, wo man, wie jeder leicht an sich wahrnimmt, weder doppelte Consonanten noch Consonanten mit Stimmton versehen sprechen kann.

Im Mittelhochdeutschen findet demnach auslautend keine Verdoppelung statt, also z. B. ich izze, aber Imperativ iz, blickes aber blic (Blick), schatzes aber schaz, wâfen aus wâfen(e)n (waffnen) u. s. f.

Jeder tönende (mediale) Consonant wird auslautend in den ihm entsprechenden stummen (in die Tenuis) gewandelt), also z. B. grabes aber grap, grabe aber gruop, bades aber bat, tages aber tac; ch gilt als stummer Laut zu h: sëhen, jëhen, aber Präter. sach, jach; hôher aber hôch u. s. f. Wir behalten jetzt in der Schreibung die Media bei, das h lassen wir auslautend in der Aussprache schwinden, z. B. in sah. Nur hoch hat seine alte Form gerettet, beim Volke hört man bekanntlich auch schûch, mittelhochdeutsch schuoch (Genitiv schuohes) und anderes der Art. Für k wird im Auslaute c, für v aber f geschrieben; dieß ist jedoch nur graphisch und hat nicht in der Aussprache seinen Grund.

w fällt im Auslaute hinweg, daher mël, Genitiv mëlwes (Mehl); gar aber garwer (gar, bereit); blâ (blau), grâ (grau), aber blâwer, grâwer (vgl. S. 156); snê (Schnee), Genitiv snêwes; bliuwe (bleue, schlage), Präter. blou u. a. Auch vor Consonanten schwindet w, z. B. gerwen (bereiten, gar machen), Präter. garte (iwre, iwren lies iure, iuren, vgl. S. 155 flg.).

Der Consonantismus des Neuhochdeutschen weicht in der gesprochenen Sprache, d. h. in der Sprache selbst, viel weniger von dem des Mittelhochdeutschen ab, als dieß in der Schrift, in den geschriebenen Buchstaben der Fall ist.

Einige stark in die Augen fallende Abweichungen des neuhochdeutschen Consonantismus von dem des mittelhochdeutschen sind nur graphischer Art und berühren die Aussprache gar nicht, nämlich die im Neuhochdeutschen beliebte Verdoppelung der Consonanten vor anderen Consonanten, das th für t, und die im Neuhochdeutschen auch im Auslaute geschriebene Media, nebst der ebenfalls jetzt im Auslaute bewahrten Verdoppelung.

Die Verdoppelung von Consonanten vor anderen Consonanten, z. B. brennt, nimmt, stellt, irrt, rückt, verletzt, ist überflüssig; es ist rein unmöglich, Doppelconsonanten anders als vor Vocalen hören zu lassen. Man strebe also darnach, diese unnütze Raum- und Zeitverschwendung abzuschaffen. Warum nicht: brent, stelt, irt, rükt, verlezt u. s. f.? Einen Einwurf wird man vor allem gegen diese Schreibweise erheben. Eine Menge von verschiedenen Worten fällt dann in der Schrift zusammen, weil die langen Vocale von den kurzen in der Schrift nicht geschieden sind, z. B. stilt = stillt und stiehlt (da wir ja auch kein falsches ie und kein Dehnungs-h schreiben wollen), fült = füllt und fühlt, röslein = Rößlein und Rôslein, betbruder = Bettbruder und Bêtbruder, sönchen = Sönnchen (Sonne) und Söhnchen (Sohn) u. s. f. Dieß ist wahr. Allein man schrieb früher ebenfalls fast nie Circumflexe über den langen Vocalen, wie sie unsere mittelhochdeutschen Ausgaben so reinlich und nett bieten, und verstand doch das Geschriebene; Geschriebenes und Gedrucktes hat ja einen Zusammenhang des Satzes, einen Sinn, und jeder Vernünftige wird durch denselben auf das Rechte geleitet. Freilich auf den ersten Blick nimmt unser ungewohntes Auge Anstoß an solcher Schreibung, dieß ist aber eben reine Gewohnheitssache und würde sich leicht verlieren.

Wirkliche Unverständlichkeiten sind nicht zu befürchten. Ich spreche aus Erfahrung, da ich seit Jahren mir eine nach den Grundsätzen des Mittelhochdeutschen durchgeführte Schreibung des Neuhochdeutschen zu eigen gemacht habe, durch die ich noch niemals weder bei mir, noch beim Leser Misverständnis und Unklarheit hervorgerufen habe.

Setzen wir einmal den Fall, wir wären an eine vernünftige Schreibung unserer Sprache gewöhnt und schrieben z. B. ich neme, du nimst, er nimt, wir nemen u. s. f., und fänden auf einmal in einem Manuscripte „ich nehme, du nimmst“ u. s. f., würde uns dieß auch nur um ein Haar breit erträglicher vorkommen als die jetzt aus der Schrift verbannten monströsen Schreibungen, die ich oben (S. 172) anführte (jhedenn, vnndt 2c.)? Welche Mühe kostet es, ehe man dem Kinde, dem Ausländer alle Willkürlichkeiten und Verkehrtheiten unserer Schreiberweisheit einprägt! Die gereinigte vernünftige Schreibung läßt sich in wenige Gesetze fassen und die historischen Schreibungen des ie, ß (s. u.) durch klare Regeln dem Gedächtnisse einprägen; nebenbei wird zugleich die Einsicht in den Bau der Sprache außerordentlich gefördert.

Eine theils unnütze, theils geradezu unsinnige Verdoppelung ist ferner dt, dessen Aussprache allen Gesetzen der Sprache zuwider läuft und rein unmöglich ist; d muß vor t in der Aussprache nothwendig zu t werden, und da man nicht „gesantt, verwantt“ schreiben wird, so begnüge man sich mit gesant, verwant; doch mag dt als etymologische Schreibung noch eher geduldet werden, da sie in lädt (aus lädet von laden, aufladen; einladen bildet ladet) stattfinden muß. Hier hat dt doch noch einen etymologischen Grund, aber was soll man zu Erndte für ernte, Stadt für statt, todt für tot sagen, Worte, in denen die Schreibung dt nicht den mindesten Grund für sich hat? Ein stadet, todet, erndete war nie vorhanden. Diese dt sind Reste jener Glanzepoche deutschen Zopfes in der Schreibung, als man noch standt, vnndt, vndter u. s. f. schrieb. Auch sie wird die läuternde Zeit tilgen, die schon so reichlichen Wust glücklich beseitigt hat.

Eben aus dieser Zeit, die so viel Buchstaben als möglich aufs Papier zu bringen und so die Arbeit des Schreibens zu erhöhen und die Schrift, das Eigenthum der wenigen Bevorzugten, die ihrer kundig waren, von der jedem geläufigen gesprochenen Sprache nach

Möglichkeit zu trennen und als etwas ganz apartes hinzustellen bemüht war, stammt das wunderliche, noch dazu ganz inconsequent angewandte th. Warum schreibt man That aber tadel, roth, rothe aber bot und bote u. s. f.? Früher schrieb man both, bothe, thischthuoch (Tischtuch) und misgönnte das h auch anderen Consonanten nicht; man schrieb khlein, jhener, ghrecht, rhuom (Ruhm), jetzt hat man außer einer Menge th von diesen wahrhaft lächerlichen Schreibungen nur noch „Rhein" beibehalten. Wozu in aller Welt diese th? Fort auch damit. Die neuere Zeit läßt schon nicht wenige h nach t fallen (Blüte, bieten u. s. f.), und es gehört dieses h unter die ganz entschieden im Schwinden begriffenen Uebelstände unserer Schrift. Am besten gethan wäre es, gründlich mit diesen Resten aufzuräumen.

In griechischen Worten ist dagegen th (nicht t, denn dieß ist = griechisch τ), sowie, um dieß gleich beizufügen, ph (nicht f, denn das griechische φ war kein f), ch (nicht k, dieß ist = griechisch κ) allein zu billigen. Wer z. B. Teater, Filosofie, Krist schreibt, begeht eine moderne Barbarei, die man den Italienern u. a., denen sie besser ansteht als uns, überlassen möge. In lateinischen Worten bleibe man bei c, in griechischen bei k (z. B. defect, correct, nicht defekt, correkt, aber Akademie u. s. f.). Etwas anderes ist es mit ganz eingebürgerten Lehnworten, deren fremden Ursprung man nicht mehr fühlt, wie z. B. körper, kanzel u. s. f.

Daß wir den inlautenden Consonanten auch im Auslaute beibehalten, ist eine Bequemlichkeit, bei welcher sich die etymologische Zusammengehörigkeit der Formen eines und desselben Wortes auch in der Schrift klar herausstellt, und die wir gewiß nicht gegen die phonetisch genauere Schreibung des Mittelhochdeutschen vertauschen möchten. Während man mittelhochdeutsch schrieb: bat, gruop, tac, nim, blic u. s. f., schreiben wir bad, grub, tag, nimm, blick u. s. f., ohne (außer bei g, welches wir Süddeutschen im Auslaute wie ch aussprechen, während die Norddeutschen richtig z. B. tak hören lassen) wesentlich anders auszusprechen, als dieß im Mittelhochdeutschen der Fall war, da es sehr schwer ist, im Auslaute echte tönende Media und Verdoppelung hören zu lassen, und sich von selbst die Aussprache der Media als Tenuis, die der geminirten Consonanten als einfacher einstellt. Jene mittelhochdeutsche Genauigkeit der Schrift ist also nicht nöthig.

So viel über einige nur in der Schreibweise bestehenden Abweichungen vom älteren.

In der allmählichen Veränderung der Sprachlaute selbst begründet ist aber vor allem ein Punkt, der mit zu den am schwierigsten ins Reine zu bringenden gehört, nämlich das Zusammenfließen der Laute ß (mittelhochdeutsch z) und ss (bisweilen s) und ihre Scheidung in der Schrift. Es ist dieß ein ganz ähnlicher Fall, wie die in der Sprache eingetretene lautliche Einerleiheit von langem î und ie, während die Schrift beide, ursprünglich total verschiedenen Laute zu sondern hat, wenn man nicht etwa die allerdings barbarische, rein phonetische Schreibung der historischen vorziehen und hier überall i, dort überall ss schreiben will. Indeß läßt sich hier wie dort dennoch die Sache bei einiger Aufmerksamkeit lösen. Die Länge oder Kürze des vorhergehenden Vocales hat natürlich gar keine Bedeutung, da ß (d. i. t, ursprünglich d) nach beiden stehen kann. Diese und andere Schulmeisterregeln, die mit der Sprache selbst in keinem Zusammenhange stehen, gehen uns hier nichts an. Verdoppelt wird das ß nie geschrieben, also kein Waßßer, wie mittelhochdeutsch wazzer. ss ist im Deutschen ein seltener Laut, ß ein häufiger. Man darf sich also nur die paar Worte mit ss merken, und außerdem überall ß setzen, so wird man das rechte treffen. Der Anhang (III, 2) gibt das Verzeichnis der Worte mit ss und zur möglichsten Bequemlichkeit auch eines der Worte mit ß, ferner der Worte, in denen s und ß in in der Schreibung schwankt, und wo für s richtiger ß zu schreiben ist. Fremdworte wie casse, masse, pressen u. s. f. haben stets ss, da ß ein speciell deutscher Laut ist; wie bereits erwähnt, der hochdeutsche Vertreter eines älteren t (s. S. 100). Letzterer Umstand macht für Niederdeutsche oder solche, die des Holländischen oder Englischen kundig sind, die Sache leicht; wo die niederdeutschen Dialekte dem hochdeutschen Zischlaut den t-Laut gegenüber stellen, da ist ß zu schreiben, wo auch sie den Spiranten (Sibilanten) haben, da ist s am Platze, z. B. daß (auch als Artikel von rechts wegen so zu schreiben, nicht „das"), plattdeutsch dat, englisch that; laßen, plattdeutsch lâten, englisch let; waßer, plattdeutsch und englisch wâter; eßen, plattdeutsch êten, englisch eat u. s. f., aber kuss, englisch kiss; vermissen, plattdeutsch messen, englisch miss u. s. f. Eben diese gründliche Verschiedenheit von ss und ß

macht das Festhalten an der Scheidung dieser nunmehr gleichlautenden Elemente nöthig. Es ist weder auffallend noch schwierig, den organischen Unterschied von ss und ß in der Schreibung durchzuführen. Dagegen ist es unmöglich, das ß überall da wiederherzustellen, wo es durch s verdrängt ist. Der häufigste Fall ist die Endung des Nom. Acc. Sing. Neutr. der pronominalen Declination, gotisch z. B. ita, thata, blindata, mittelhochdeutsch ëz, daz, blindez, neuhochdeutsch also eigentlich eß, daß (auch als Pronomen, Artikel), blindeß; die unzähligen Fälle der Art mit ß zu schreiben, wird man niemals geneigt sein. In auß, binße, erbße, kreiß u. s. f. scheint mir jedoch die Wiederherstellung des ß wohl thunlich.

Während uns hier im Neuhochdeutschen zwei ursprünglich völlig verschiedene und im Mittelhochdeutschen noch strenge geschiedene Zischlaute (Dentalspiranten) zusammenfielen, haben wir das ursprüngliche s in zwei Laute gesondert. Wir haben nämlich im Silben- und Wortanlaute vor andern Consonanten und ferner nach r anstatt des dentalen s das linguale sch eintreten lassen, das die Schrift aber nur vor n, m, l, r, w und nach r schreibt; vor t, p beläßt man in der Schrift das s, spricht aber folgerichtig sch aus. So haben wir im Neuhochdeutschen zwei sch, ein echtes altes, aus ursprünglich sk entstandenes, und ein unechtes neueres, einem Lautgesetze zufolge aus s hervorgegangenes. Niederdeutsche Mundarten, besonders die westphälische, die deshalb bekannt ist und von Nichtkennern ihrer Muttersprache lächerlich gefunden wird, haben den alten reinen Lautstand bewahrt; hier heißt es noch snîden, snell, smid, slagen, swîn, wie stehen, sprechen (spreken), skôn u. s. f., wofür wir schneiden, schnell, schmid, schlafen, schtehen, schprechen, schön (in diesem Worte ist also ein echtes, schon im Mittelhochdeutschen vorhandenes sch) nach consequentem Gesetze hören lassen. Nur die Schreibung ist unfolgerichtig, und wer schön, schneiden, schlagen u. s. f. neben sprechen, stehen zu sagen sich bemüht, der spricht einen unnatürlichen Mischmasch, der eben so wenig sprachlich begründet ist, als unsere Schreibweise. Hier ist es am besten, so zu reden wie uns der Schnabel gewachsen ist, entweder überall sch oder überall s. Die Künstelei führt auch hier, wie überall, nicht zur vermeintlichen Correctheit, sondern zur Sprachwidrigkeit. Nur ist

eben zu merken, daß das Festhalten am alten s nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch ist; wer hochdeutsch sprechen will, der muß schprechen, schtehen, schtechen u. s. f. sagen, so gut als schwein, schnell u. s. f. Fort also mit dem gouvernantenmäßigen, uns widerstrebenden und der Sprache unangemessenen sprechen, stehen, stechen u. s. f. mit reinem s; die Schrift mag beim Hergebrachten bleiben, da sich die Aussprache von selbst einfindet. Nach r ist kirsche, hirsch, arsch (älter kirse, hirz, ars) in Schrift und Laut aufgenommen; wurst, durst u. a. besteht nur in der Schrift, in der Aussprache aber hört man ebenfalls folgerichtig wurscht, durscht.

Viel Einbuße hat h erlitten. Wir haben es in der Schrift zwar nicht allein festgehalten, sondern sogar durch eine Menge ungerechtfertigter Einschiebungen des diesem Hauchlaute als Zeichen dienenden Buchstaben ungebührlich vermehrt, seinen ihm zukommenden Laut haben wir ihm aber eigentlich nur im Wortanlaute gelassen (halten, aufhalten u. s. f.), im Inlaute aber zwischen Vocalen sprechen wir es gar nicht aus und lassen uns am Hiatus der beiden Vocale genügen (in spähen, hôher, nâhe u. s. f. lautet das h nicht, wohl aber z. B. in gehalten, beheben); vor t hat es vereinzelt dasselbe Schicksal, doch hat es in der Regel hier seinen Platz auch in der Aussprache behauptet, wie stets vor s, und erscheint dann, dieser gemäß, in der Schrift als ch; vor s wird h als k ausgesprochen. Im Auslaute ist es in der Regel verstummt, doch nicht durchgängig, und es lebt auch hier bisweilen als ch (s. S. 200) fort. Wir sprechen geschichte neben geschiht (sprich geschît, im Volke richtig geschicht); gesicht neben siht (sprich sît, im Volke sicht); nicht (für niecht, vgl. S. 191, im Volke nit, net u. s. f., mit Verkürzung und ohne h); schlacht, macht, nacht u. s. f., mittelhochdeutsch slaht, maht, naht u. s. f.; im Bairischen hört man auch geweicht (für unser geweiht, sprich geweit von weihen), im Tirolischen zechn (zehn, 10), stachl (stahl, Subst.) u. a. Ursprung des h und dieser Wechsel desselben mit ch verbieten durchaus die Auslassung des echten h in den Worten, wo wir es nicht auszusprechen pflegen.

Vor s spricht man das für h stehende ch wie k aus: drechseln, gesprochen drekseln (dræhseln von dræhen, dræjen, drehen); wechsel, gesprochen weksel, mittelhochdeutsch wëhsel;

wachs, gesprochen waks, mittelhochdeutsch wahs; wachsen, gesprochen waksen, mittelhochdeutsch wahsen u. s. f. Die Aussprache wie k tritt vor st nicht immer ein, z. B. nächst, höchst (für nähst, höhst, vgl. näher, höher).

Im Auslaute sprechen wir z. B. nâh wie nâ, aber als Adverbium nâch (dasselbe Wort in der bestimmten Bedeutung „nahe dahinter, hinter“); hôch (neben hôher, sprich hôer); ältere Drucke bieten noch das jetzt nur mundartliche schûch (jetzt schûh, sprich schû); vih lautet mundartlich vîch.

Seiner Entstehung nach ist h entweder aus der älteren Sprache beibehalten, wie in zehn (mittelhochdeutsch zëhen, althochdeutsch zëhan, gotisch taihun, deutsche Grundsprache tihan, lateinisch decem, griechisch δέκα u. s. f., indogermanische Grundsprache dakan); vih (mittelhochdeutsch vihe, althochdeutsch fihu, gotisch faihu, lateinisch pecu, Sanskrit paçu, indogermanische Grundsprache paku); zähre (aus der Pluralform, mittelhochdeutsch zaher, gotisch tagr, griechisch δάκρυ, indogermanische Grundform dakru) u. s. f.; oder h ist zwischen Vocalen aus j entstanden, wie in kûhe, drêhen, wêhen, blâhen, mittelhochdeutsch küeje, dræjen, wæjen, blæjen und mehreren anderen (säen wird merkwürdiger Weise ohne h geschrieben, mittelhochdeutsch sæjen); aus w ist h hervorgegangen in rûhe, rûhen, mittelhochdeutsch ruowe, ruowen; aus ch in gerûhen, mittelhochdeutsch geruochen (bedacht sein auf etwas, sich um etwas kümmern, es gerne wollen, belieben), das also mit rûhe, ruowe nicht verwandt ist, derselbe Stamm erscheint noch in verrucht (Partic. Präter. von verruochen, d. i. aufhören zu sorgen, sich zu kümmern, also „sorglos, der sich um Gott und Welt nicht kümmert“) und in ruchlos (sorglos, von ruoch, ruoche, Sorge, Rücksicht). Demnach steht h in diesen Fällen mit Recht auch dann, wenn ein Consonant folgt, z. B. weht, drehst, blähte, ruht, geruht.

Diese sprachlich berechtigten h hat man von dem unberechtigten, mit der Zeit zu tilgenden sogenannten Dehnungs-h (S. 170) zu sondern; zu diesem Zwecke braucht man sich nur die wenigen Fälle des echten h zu merken, alle übrigen h sind als neuere Eindringlinge zu betrachten und aus der Schrift zu verbannen, ebenso wie das noch befremdendere h nach t.

Wir haben im Anhange (III, 3) ein möglichst erschöpfendes

Verzeichnis der Worte mit echtem, historisch begründetem, aber nicht mehr gehörtem h gegeben; in allen anderen Fällen ist es also zu tilgen.

b und g schreiben wir der älteren Sprache gemäß, sprechen aber diese Laute im Inlaute zwischen Vocalen wie w und ch aus, also als Spiranten, nicht als momentane Laute; dasselbe widerfährt auch dem auslautenden g (graben, sagen, sig u. s. f. sprechen wir wie grâwen, sâchen, sîch), daher manch (neben menge) mit ch für g und billig, fittig, e*ʒ*ig, rettig u. a. mit g für ch. Auch das b in den Verbindungen lb, rb wird wie w gesprochen, wenn diese Laute nicht etwa zwei verschiedenen Worten angehören (also nicht in stulbein, harbeutel, wohl aber in gelber, farbe). Von ng sprechen wir nur den gutturalen Nasal aus, das g fällt völlig in der Aussprache hinweg; bringen klingt nicht wie briṅgen — ṅ wollen wir hier als Zeichen für den Kehlnasal setzen — wie es noch im Mittelhochdeutschen der Fall ist (vgl. S. 139), sondern wie briṅen; ng ist uns zu einem Laute geworden, es sind nicht mehr zwei verschiedene Laute, ṅ und g, hörbar, sondern der letztere ist geschwunden. Im Auslaute hört man bei manchen Norddeutschen ring, gieng u. s. f. noch wie rink, gink gesprochen; die Süddeutschen lassen auch hier nur riṅ, giṅ hören. Auch hier, wie bei anlautendem st, sp, bewahrt also die Schrift einen älteren Lautstand, während die gesprochene Sprache bereits zu anderen Lauten gelangt ist.

p, t, k sprechen wir im Anlaute vor Vocalen wie p-h, t-h, k-h, pein wie phein, tadel wie thâdel, kamen wie khâmen, worin ein Ansatz einer abermaligen Lautverschreibung wohl nicht zu verkennen ist. Wenn man z. B. böhmisch sprechen will, so hat man die gröste Mühe mit der Hervorbringung der echten, hauchlosen t, p, k dieser Sprache, die uns völlig abgehen.

Daß große Striche Deutschlands kein echtes t und p haben, sondern dafür eine Art von d und b sprechen, ist männiglich bekannt; ebenso daß andere auch g anstatt k oder auch umgekehrt t, p, k anstatt d, b, g (mei kûter Herre u. s. f.) hören lassen, und ferner die Berliner Gewohnheit, j für g zu sprechen (in manchen Gegenden am Rheine hörte ich auch gûchend für jugend u. dgl.). Alles dieß ist von der gebildeten Sprache ferne zu halten.

Aus diesem fortwährenden Schwanken der Aussprache, das

mit der Lautverschiebung begonnen hat und unaufhaltsam seinen Gang geht, erklärt sich manches in der Schreibung minder richtige oder schwankende, wie das falsche teutsch für deutsch (s. S. 197), dauern bedauern für das allein richtige tauern betauern (zu teuer), was noch bis zum 19. Jahrhundert sich findet; unpäßlich für unbäßlich, presshaft für bresthaft (vgl. gebreste), hafer für das bessere haber u. a.

So viel über die durchgreifenden Unterschiede unseres Consonantismus von dem der älteren Sprache. Wir haben noch einige mehr vereinzelte Abweichungen des Neuhochdeutschen vom Mittelhochdeutschen in Betracht zu ziehen.

Die Assimilation gewinnt begreiflicher Weise im Neuhochdeutschen, wie in allen jüngeren Sprachen, immer weiteres Feld; so haben wir marschall für marschalk (aus marh Roß, und schalk Knecht); besonders häufig ist mm aus mb, wie in zimmer, lämmer, lamm, kamm, krumm, krummer, mittelhochdeutsch zimber, lember, lamp, kamp, krump, krumber. Das Volk hat auch kinner, wunner, anner u. s. f. nach demselben Gesetze für kinder, wunder, ander u. s. f. Die Anähnlichung von n vor p, in Folge deren es zum labialen Nasal m wird, haben wir z. B. in empor (empören), wimper mittelhochdeutsch enbor d. i. in die Höhe (vgl. das noch erhaltene bor-kirche), wintbrâ, wörtlich wäre dieß „Windbraue"; in empfangen, empfinden, empfehlen steht (wegen des f) mp für nt (ent-fangen, ent-finden, ent-fehlen, vgl. fangen, finden und be-fehlen); mittelhochdeutsch lauten diese Worte enpfâhen, althochdeutsch antfâhan; enpfinden, althochdeutsch antfindan; empfëlhen (entfüren haben wir aber nicht zu empfüren gewandelt).

Die neuhochdeutschen Laute und Zeichen z und ß entsprechen dem mittelhochdeutschen z und ʒ, doch haben wir weizen, reizen, beizen, heizen mit dem z (= ts), während man dem mittelhochdeutschen weiʒen, reiʒen, beiʒen, heiʒen gegenüber ein weißen, reißen, beißen, heißen erwarten sollte, von denen einige in den Mundarten wirklich vorkommen. Quer und zwerch lauten beide in der älteren Sprache twërch; vor w ist überhaupt z für t beliebt: zwerg, mittelhochdeutsch twërc; zwingen, mittelhochdeutsch twingen.

r für s nimmt im Neuhochdeutschen noch mehr überhand: war älter was; verlieren mittelhochdeutsch verliesen, englisch lose; frieren mittelhochdeutsch vriesen, englisch freeze u. a.

Sehr verkehrt ist das Weglassen des r in fordern (mittelhochdeutsch vordern, althochdeutsch vordarôn) und fördern (mittelhochdeutsch vürdern, althochdeutsch furdrjan), von vorder und fürder, Comparativ zu vor und für.[1]

In köder (für këder, mittelhochdeutsch kërder) und ekel, ekeln (mittelhochdeutsch ërkel, ërkeln) ist das r längst verloren.

j ist in je, je-glich, je-mals, je-tzt aus dem Vocale i entstanden (wie wir beim ie bereits bemerkten); vgl. aber nie aus n-ie (jezt ist aus ie-zuo entstellt, die mundartliche Aussprache izt ist bekannt). Im Inlaut ist j ganz geschwunden (vgl. S. 198; über seinen Uebergang in h vgl. S. 207).

Auch w setzt seine Neigung auszufallen (S. 200 f.) fort. Nach l und r ist es in b übergetreten: schwalbe, mittelhochdeutsch swalwe; gelb, mittelhochdeutsch gël, wie noch in unsern Mundarten, Genitiv gëlwes; milbe, mittelhochdeutsch milwe; gerben, mittelhochdeutsch gerwen; farbe, mittelhochdeutsch varwe; dieß b ist inlautend nur in der Schrift, nicht in der Aussprache von w unterschieden (s. S. 208).

f und v bedeuten auch neuhochdeutsch dasselbe und ist also auch hier eines der beiden Zeichen überflüssig. Im Anlaut erscheinen beide, und es hat sich für gewisse Worte und Laute die eine, für andere die andere der beiden Bezeichnungsweisen der labialen stummen Spirans festgesetzt. Man schreibt vil aber fisch, vor aber für u. s. f. Bekanntlich schrieb man vor nicht allzu langer Zeit noch vestung und vest, wofür jetzt festung und fest gilt. Im Inlaut herrscht f, mit Ausnahme von frevel und Fremdworten wie larve, sclave; im Auslaute ebenfalls f, doch schreibt man in Fremdworten v z. B. brav (italienisch bravo, französisch brave), nerv (*nervus*).

Verkehrt ist die zu falscher Aussprache führende Schreibung Slave, slavisch für Slawe, slawisch (vgl. z. B. polnisch sławianin, sławiański).

Im Auslaute geht m schon in der älteren Sprache leicht in n über; diese Neigung setzt sich ins Neuhochdeutsche hinein fort: mittelhochdeutsch bëseme, neuhochdeutsch besen; mittelhochdeutsch

[1] Es ist sehr zu wünschen, daß so gelesene Zeitschriften, wie z. B. das deutsche Museum, diesen Sprachfehler, der wohl einem nicht gerechtfertigten Streben nach sogenanntem Wohllaute entstammt, wieder aufgeben. Wir haben in unserer neuhochdeutschen Schriftsprache ohnedieß Sprachfehler genug, und müssen auf Beschränkung derselben, nicht aber auf ihre Vermehrung Bedacht nehmen.

fadem, jetzt faden, von der älteren Form stammt unser einfädmen (einfädeln taugt nichts); mittelhochdeutsch bodem jetzt boden. Das Wort turm für turn (aus lateinisch turris) hat vereinzelt die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen.

Ziemlich freigebig ist auch die neuere Sprache mit Zusatz von Consonanten, namentlich ist der t-Laut als bloße lautliche Beigabe beliebt. So ist t eingeschoben in allenthalben, öffentlich, angelegentlich, eigentlich, ordentlich (also besonders zwischen n-l), entzwei (in zwei), wie man sofort bemerken wird, wenn man sich der auf der Hand liegenden Abstammung dieser Worte erinnert. Die Worte obst, mittelhochdeutsch obez, obz, mittelst für das richtige mittels u. a. haben t am Auslaute antreten lassen. Für fastnacht ward zwar fasnacht zu schreiben mehrfach empfohlen und es ist diese Schreibung auch die in der älteren Sprache üblichste und sie hat im mundartlichen (nordfränkischen) fasenacht ebenfalls eine Stütze; die Etymologie dieses fas oder fase läßt sich aber nicht genügend ermitteln. Auf der andern Seite zeugt wieder das ebenfalls mundartliche fastelabend für die Herleitung von fasten, so daß also fastnacht den Vorabend vor den Fasten bezeichnet und es bei der üblichen Schreibung zu verbleiben hat.

In fändrich ist das d zur Vermittelung von n-r eingeschoben, wie z. B. in französisch gendre aus lateinisch gener generum und sonst nicht selten in den Sprachen; im Mittelhochdeutschen lautet das Wort vanære, venre.

III. Von den Wurzeln und den Wortstämmen.

Die ältesten und bei manchen Sprachen allein vorhandenen Elemente aller Sprachen sind diejenigen Laute und Lautverbindungen, welche die Function haben, die Bedeutung (vgl. S. 7) lautlich auszudrücken, die Wurzeln. In den höher organisirten Sprachen sind sie nur auf dem Wege der Wissenschaft aus den mannigfachen Umkleidungen und Veränderungen, mittels welcher sich die Worte aus ihnen bildeten, auszuscheiden.

Die Beziehungselemente, welche die Wurzeln verändern und

sich an dieselben ansetzen, sind nun aber ihrer Function nach zunächst wesentlich zweierlei Art. Sie dienen nämlich entweder dem Zwecke, aus Wurzeln **Wortstämme** (Nominalstämme, Verbalstämme) zu machen, d. h. jene Formen zu bilden, welche allen Casus eines Nomen, allen Modus und Personen eines Verbum zu Grunde liegen, die aber, im indogermanischen Sprachstamme wenigstens, bei noch vollkommener lautlicher Integrität der Sprache niemals so wie sie sind als wirkliche, lebendige Worte, als Glieder des Satzes erscheinen. Auch die Wortstämme sind demnach nur auf wissenschaftlichem Wege rein darstellbar, wenigstens gilt dieß für unseren Sprachstamm. Stäts bedürfen die Stämme zu ihrem Lebendigwerden, zu ihrer Vollendung als wirkliches Wort, noch anderweitiger Zusätze, welche die specielle, dem Worte als solchem nicht bleibende, sondern nach Bedürfnis wechselnde Beziehungsfunction ausdrücken, in der das Wort im Satze erscheint, also beim Nomen Zahl und Casus, beim Verbum die Person, Modus u. s. f. Diese die eigentlichen **Worte** bildenden Zusätze, welche Declination und Conjugation vermitteln, sind also von den stammbildenden Elementen verschieden. Man pflegt sie, mit einem für uns wenig passenden [1] Namen, Flexionselemente zu nennen.

Der morphologischen Beschaffenheit des Indogermanischen gemäß, bilden diese wortbildenden Elemente stets den Auslaut des Wortes; wir können sie also hier wohl auch grammatische Endungen nennen. Die Stammbildung nennt man auch Wortbildung im engeren Sinne. Mir scheint es passender, unter Wort nur das wirkliche, lebendige Satzglied zu verstehen, und von der **Stammbildung** die **Wortbildung** als Umbildung der Stämme in lebendige Worte zu scheiden.

Wir haben demnach im Indogermanischen und also auch im Deutschen stäts dreierlei auseinander zu halten: **Wurzel, Stamm, Wort**; Wurzellaute, Stammbildungselemente, Wortbildungselemente.

Nach dem was über Sprachengeschichte dargelegt ward, versteht es sich, daß nur in den ältesten Stadien unserer Sprache die Elemente der Wortbildung und Stammbildung in voller Unversehrtheit vorhanden sind, die spätere Lebenszeit der Sprache nagt ja

[1] Da wir unter Flexion die regelmäßige Veränderung der Wurzel verstehen.

nicht nur am Wortende immer stärker, sondern verwischt auch durch ihre Lautgesetze des Inlautes die Fugen zwischen den einzelnen Elementen, die zusammen das Wort bilden, oft bis zur völligen Unkenntlichkeit. Den Unterschied von Wurzel, Stamm, Wort mögen uns nun ein paar Beispiele anschaulich machen.

Nehmen wir unser neuhochdeutsches Wort Nom. Sing. macht, Acc. Plur. mächte, so ist allerdings, so wie es vorliegt, die Erkenntnis seiner einzelnen Elemente unthunlich; der Nominativ lautete aber grunddeutsch *mahtis, im Gotischen nach der Regel dieser Sprache mahts ohne das i; der Acc. Plur. dieses Wortes lautete gotisch — wir können mit Sicherheit beifügen, auch grunddeutsch — mahtins; -s und -ns bilden in diesen Beispielen das Wort, nämlich -s den Nom. Sing. und -ns den Acc. Plur. Mahti- ist der Stamm; die Function eines Abstractnomens drückt das Suffix ti aus (es steht nach den Lautgesetzen für thi). Wurzel ist also mah, welches nach den Lautgesetzen für mag steht (aus mag-thi muß nothwendigerweise nach S. 199 mahti werden), mag aber hat die Function, die Bedeutung des Könnens, Vermögens lautlich zu vermitteln. Wir haben hier also mah-ti-s, mah-ti-ns zu theilen, um die Elemente der Wurzel, des Stammes und des Wortes anschaulich zu machen. Unser füren, 3. Plur. Präs., lautete mhd. füerent, im ältesten ahd. fuorjant oder vielmehr fôrjant, grunddeutsch aber *fôrjandi (vielleicht *fôrjanthi, was nichts zur Sache thut). Hier ist -ndi, später -nt, wortbildendes Element der dritten Person der Mehrzahl, ja bildet nebst der Steigerung des Wurzelvocals a zu ô (dann uo) das Causativverbum (fôr-ja-n, füeren, ist so viel als „far-an fahren, gehen, machen"); fôrja ist also der Stamm des Wortes forjant, far endlich die reine Wurzel, welche dem Stamme fôrja zu Grunde liegt. Hier haben wir also ebenfalls in fôr-ja-ndi, fuor-ja-nt (füer-e-nt, für-e-n), die drei Elemente deutlich getrennt vor uns, nur ist zu merken, daß hier auch das ô von fôr bereits der Stammbildung angehört, die Wurzel selbst, abgesehen von allen Beziehungszuthaten aber far lautet (vgl. S. 135 f.).

Nicht alle Worte unserer Sprache sind so leicht erkennbar in ihrer Bildung, wie die eben beispielsweise angeführten. Namentlich ist in gar manchen eine Wurzel enthalten, die nicht als Stamm eines Verbum auftritt, oder die im Deutschen sonst gar nicht, oder doch nicht in dieser bestimmten Form oder Function vorkommt

und es sind also solche Worte nur mit Hilfe der aufs gesammte Indogermanisch eingehenden Wissenschaft zu verstehen; z. B. wolf, grunddeutsch *vulfas (gotisch vulfs). Dieß Wort weist auf eine deutsche Wurzel valf hin, die nirgends erscheint; wir können indeß mit Hilfe des Slawischen, Litauischen, Indischen, Eranischen ermitteln, daß die indogermanische Grundform dieses Wortes varkas war und daß dieß Wort vark-a-s mittels des Suffixes a (s ist Zeichen des Nom. Sing.) von der Wurzel vark gebildet ist, welche „zerreißen" bedeutet; der Stamm varka drückt also aus „der Zerreißende", d. h. das reißende Thier. Daß unser va-ter auf eine Wurzel fa, ursprünglich pa „beschützen" hinweist und eigentlich „der Beschützende, der Herr" bedeutet, kann ebenfalls nur eine den Kreis des Deutschen überschreitende Forschung nachweisen. Aehnliches gilt von nicht wenigen Worten.

Es liegt nun keineswegs in unserer Absicht, die Lehre von der Wurzelbildung und Stammbildung hier ausführlicher darzustellen. Dieß würde uns in das theilweise sehr schwierig zugängliche, äußerste Gebiet führen, bis in welches die indogermanische Sprachforschung überhaupt vordringen kann; überdieß ist gerade die Lehre von der Stammbildung das für den Nichtsprachforscher wohl am wenigsten ansprechende Capitel der Grammatik. Wir begnügen uns also im Folgenden mit allgemeinen Umrissen und greifen aus der Fülle der Erscheinungen nur einiges besonders nahe liegende heraus.

Die Wurzeln. Nicht selten geschieht es, daß ursprünglich stammbildende Elemente so fest mit den Wurzeln verwachsen, daß das Sprachgefühl sie nicht mehr als solche empfindet. Die Wurzel mit den ihr ursprünglichst nicht eigenen lautlichen Zusätzen wird nun wie eine echte ursprüngliche Wurzel von der Sprache behandelt. Solche jüngere Wurzeln, die aus Stämmen, aus Wurzeln, die bereits mit Stammbildungszusätzen versehen waren, hervorgegangen sind, nennt man secundäre Wurzeln, und stellt sie den primären, den von allen Zusätzen völlig rein gehaltenen, gegenüber. Man begreift leicht, daß es zu den schwierigsten Aufgaben unserer Disciplin gehört, überall die primäre Form der Wurzeln ausfindig zu machen. Die deutsche Wurzel mat hochdeutsch also maß z. B. in unserem meßen, maß u. s. f. erweist sich, im Lichte der indogermanischen Sprachwissenschaft besehen, mit Sicherheit als eine secundäre Form eines älteren ma. Vergleichen wir das Wort

(ich) stund (jetzt meist schon stand), älter stuond, mit stand und gestanden, so werden wir nach dem in der Lautlehre Gesagten sofort auf eine Wurzel stand geführt. Schon der Vergleich mit stehn, älter stê-n, stâ-n, noch deutlicher aber die Vergleichung verwandter Sprachen (sta-re, ἵ-στη-μι u. a.) lehrt uns jedoch, daß stand nur eine secundäre, sogar zweimal weiter gebildete Wurzel ist; wir können genau nachweisen, daß aus der Wurzel sta zuerst stat und daraus zweitens durch Einschub eines ursprünglich präsensbildenden n jenes stant, stand geworden ist u. s. f.

Die Lautform der echten Wurzeln ist im Indogermanischen, wie in vielen, wohl den meisten anderen Sprachen ebenfalls, durchaus einsilbig, innerhalb dieser Grenze aber sehr mannigfaltig. So haben wir z. B. Wurzeln, die nur aus einem Vocale bestehen, wie i gehen (z. B. griechisch εἶμι, ἴ-μεν); Consonant und Vocal bildet ebenfalls nicht selten die Wurzel, wie oben jenes ma „messen" (auch „schaffen"), ga „gehen" u. a.; dasselbe gilt von Vocal und Consonant wie at (hochdeutsch aʒ) „essen" u. a. Oder, eine sehr häufige Form, der Vocal ist von zwei Consonanten eingeschlossen, wie tuh jetzt zuh, zug „ziehen", bit hochdeutsch biʒ „beißen", far „gehen" u. a. Anstatt eines Consonanten können auch zwei, ja drei erscheinen, wie in sta „stehen", vard „werden", sprak jetzt sprach „sprechen" u. s. f. Die Wurzeln jener Worte der Sprache, deren Bedeutung eine so allgemeine ist, daß man sagen kann, sie haben die Beziehung als Bedeutung — ich meine die sogenannten Pronomina — halten sich ausschließlich an jene einfacheren Wurzelgestaltungen, wie z. B. i in unserem ër, ës, gotisch i-s, i-ta, grunddeutsch i-s, *i-th; da, grunddeutsch tha, indogermanisch ta, in unserem da-s älter da-ʒ, gotisch tha-ta, grunddeutsch *tha-th, beide demonstrativ; du, grunddeutsch thu, indogermanisch tu, Pronom. der zweiten Person u. s. f.

Hauptsächlich der verschiedenen Function wegen mag die übliche Scheidung der Wurzeln der vorliegenden Sprachen in Beziehungswurzeln und Bedeutungswurzeln oder, wie man auch zu sagen pflegt, Pronominalwurzeln und Verbalwurzeln eine Berechtigung haben.

Aus diesen Wurzeln, den ältesten und anfänglichen Elementen der Sprache, gehen die Wortstämme hervor, und zwar im Indogermanischen mittels Zusatz von Beziehungslauten an

den Auslaut derselben (wie z. B. das oben angeführte mah-ti- von Wurzel mag) und mittels Veränderung des Wurzelvocals in seiner Reihe (S. 19 f. und 132 f.); hieher gehören auch die Fälle, in welchen der Grundvocal der Wurzel erscheint, da auch er eine Stufe in der Veränderungsreihe des Wurzelvocales bildet. Es kann also die Wurzel selbst als Wortstamm erscheinen (griechisch φλογ in φλόξ Flamme d. i. φλογ-ς zu Wurzel φλεγ brennen; da, die Pronominalwurzel in da-z; is, die Wurzel, ursprünglich as, in is-t). Beide Mittel werden sowohl jedes allein für sich, als auch, und zwar sehr häufig, beide vereint zugleich angewandt (z. B. in dem schon besprochenen Stamme fôr-ja von Wurzel far). Ein noch älteres, im Indogermanischen keineswegs aufgegebenes Mittel des Beziehungsausdruckes ist ferner die Wiederholung der Wurzel selbst, die Reduplication, durch welche natürlich das gleichzeitige Auftreten der anderen, regelmäßigeren Stammbildungselemente keineswegs ausgeschlossen ist (gotisch hai-haldu-m jetzt hielten, von Wurzel hald jetzt halt). Auf diese Weise entsteht der Wortstamm aus der Wurzel. Solche Wortstämme können nun abermals weiter gebildet werden, indem zu den bereits vorhandenen Stammbildungen noch andere hinzutreten. Diese Bildungen von andern bereits vorhandenen Wortstämmen nennt man secundäre Stämme, die Elemente, mittels welcher sie gebildet werden, secundäre Stammbildungselemente, welche man den unmittelbar an die Wurzel sich anschließenden, den primären, gegenüber stellt (Beispiele secundärer Stämme sind: vä-ter-lein, vä-ter-chen von va-ter; mäch-ti-g von macht, Stamm mah-ti; mäch-ti-g-er, mäch-ti-g-st, Comparativ und Superlativ von mächtig, also letztere mit zwei secundären Affixen).

Ein weiteres neueres Mittel der Bildung von Wortstämmen ist die Zusammensetzung bereits fertiger Wortstämme zu einem neuen Wortstamme, ein bekanntlich gerade im Deutschen außerordentlich beliebtes Verfahren.

Ihrer Function nach zerfallen im Indogermanischen die Stämme vor allem in zwei wesentlich gesonderte Classen, in Verbalstämme und Nominalstämme. Abgesehen von den echten Interjectionen, die wir ja als eigentlich außerhalb der Sprache stehend erkannt haben (S. 8), sind sämmtliche Worte der Sprache ursprünglich, d. h. von dem Zeitpunkte an, in welchem der Gegensatz von

Verbum und Nomen überhaupt sich entwickelte, entweder Verba oder Nomina. Alle Adverbia, alle Partikeln — die Präpositionen, Conjunctionen — sind ursprünglich Casusformen, also Nomina, die ihnen zu Grunde liegenden Stämme also Nominalstämme. Auf die große Verschiedenheit der Function jeder dieser beiden Hauptabtheilungen der Wortstämme gehen wir hier nicht weiter ein; es genüge, an die causativen, iterativen, intensiven, deminutiven Verbalstämme zu erinnern, sowie an die Menge von Functionen, deren das Nomen fähig ist, wo wir zuerst Adjectiva und Substantiva zu scheiden haben; unter den Substantiven bezeichnen die einen den Thäter, andere die Handlung (so alle Infinitive), andere eine Menge (die Collectiva) u. s. f. Daß die Participien und Infinitive Adjectiva und Substantiva sind, die sich nahe ans Verbum anschließen, liegt auf der Hand. Auch die Pronomina sind entweder Adjectiva (z. B. die Possessiva), oder Substantiva (z. B. die Personalpronomina).

Aus der Fülle der deutschen Wortstämme greifen wir im folgenden einige wenige besonders häufige heraus. Die antretenden Suffixa sind meist deutlich erkennbar pronominaler Natur; so z. B. die mit a, i, t, s, n, j, k; Laute, welche die Hauptelemente der Pronominalwurzeln a, i, ta, sa, ana (Demonstrativa), ja (Relativum), ka (Interrogativum) ausmachen.

Abgeleitete Verba. Wir besitzen in unserer Sprache noch immer einen reichen Vorrath abgeleiteter Verba, obschon wir leider nicht wenige verloren haben, deren Besitz uns manche Umschreibung, manche Unklarheit des Ausdruckes ersparen könnte. Vor allem wichtig sind hier die Verba, welche ursprünglich mittels j von andern Verben, in diesem Falle meist mit Steigerung des Wurzelvocales, oder auch von Nominibus gebildet werden. Das j ist natürlich längst geschwunden, hat aber meist im Umlaut seine Spur hinterlassen. So haben wir neben sitzen d. i. in älterer Lautform sitjan (das j bildet hier nur das Präsens und fällt außerdem wieder ab, z. B. saß älter sat) ein setzen d. i. satjan, sitzen machen (die Urformen von ich „sitze" und ich „setze" sind nach den Gesetzen der Sprachengeschichte erschließbar und lauten sadjâmi und sâdaj-âmi; sad ist die Wurzel, sâdaj der Stamm des Causativverbums); ebenso verhalten sich trinken und tränken d. i. trankjan „trinken machen"; sinken und senken; ge-nesen

älter ga-nisan, und nären älter nasjan d. h. „genesen, gesund machen, bei Gesundheit erhalten"; erschrëcken (erschrak) und erschrecken (erschreckte) d. i. „erschrecken machen"; verdërben (verdarb) und verderben (verderbte) d. i. „verderben machen", leider jetzt oft verwechselt. Fast außer Gebrauch gekommen ist schweigen (schweigte) neben schweigen (schwieg; älter swîgen, sweic); in solchen und ähnlichen Fällen mag die Vermengung von î und ei (s. S. 183 f.) verderblich eingewirkt haben. Die ältere Sprache schied noch manches der Art, so brennen (brannte) neben brinnen (brann), ersteres „brennen machen", letzteres „brennen" (intransitiv) bedeutend; nîgen (neic) „sich neigen", neigen „neigen, nîgen machen" u. s. f. In unseren Mundarten kommt neben stërben (starb) noch ein transitives sterben (sterbte) d. i. „sterben machen, tödten" vor; neben er-frieren ein er-frören (älter friusan und frausjan) d. i. „erfrieren machen oder lassen" z. B. einen Körpertheil („ich habe meine Füße erfrört, sie sind erfroren"), Formen, die wir unserer Schriftsprache nicht entgehen lassen sollten.

Von Nominibus, Adjectiven wie Substantiven, werden mittels dieses j sehr häufig Verba abgeleitet, denen ebenfalls eine causative und transitive Beziehung eigen zu sein pflegt. So z. B. heilen (gotisch hailjan) von heil (gotisch hails) „heil, gesund machen"; füllen (gotisch fulljan) von voll (gotisch fulls); teilen (gotisch dailjan) von teil (gotisch dails); regnen (gotisch rignjan) von regen (gotisch rigns); nennen (für *nemnen gotisch namnjan) von name (Stamm namen, gotisch namo Stamm naman) u. s. f. Unser Volk hat auch hier vor der Schriftsprache größere Sicherheit in Anwendung dieser Bildungen voraus und macht häufigen Gebrauch von Worten wie geigen, harfen, karten und ähnlichen, für „Geige, Harfe, Karte spielen".

Die ältere Sprache zeigt, daß abgeleitete Verba in großer Zahl auch mittels der Laute ô und ê (gotisch ai) gebildet wurden. Sie sind schon im Mittelhochdeutschen nur am mangelnden Umlaute zu erkennen, fallen also längst in ihrer Form zusammen. Einige Beispiele. Spilen (ahd. spilôn) von spil, salben (ahd. salbôn) von salbe, pflanzen (ahd. pflanzôn) von pflanze, waffnen (ahd. wâfanôn) von waffen u. s. f. (diese Verba auf ô-n entsprechen den lateinischen auf are). Anderer Art ist ursprünglich er-kalten (ahd. ar-kaltên) von kalt, erblinden (ahd.

arblindên) von blind, erbleichen (ahd. arbleihhên) von bleich, rasten (ahd. rastên) von rast, dunkeln (ahd. dunkilên) von dunkel u. s. f. Man sieht, die letzteren haben vorherrschend intransitive Beziehung (sie entsprechen den lateinischen auf ê-re). Seit Grimm nennt man in der deutschen Grammatik die Stammverba „stark“, die abgeleiteten „schwach“, Bezeichnungsweisen, auf die wir bei den Nominalstämmen zurückkommen werden.

Unter die primären Bildungen rechnet man auch alle sich zunächst ans Verbum anschließenden, mag auch das Verbum selbst ein abgeleitetes sein. So also die Participien und Infinitive. An Participien hat unsere Sprache bekanntlich nur zwei aufzuweisen; ein actives Participium vom Präsensstamme des Verbum, den wir bei der Conjugation kennen lernen werden, und ein passives Participium Präteriti, das vom Verbalstamme selbst unmittelbar gebildet wird.

Das Bildungselement des Particip. Präs. ist nd (ursprünglich nt, vgl. lateinisch *fere-nt-em*, griechisch *φέρο-ντ-α*), also nemend (gotisch Nom. Sing. Masc. nima-nd-s), salbend (gotisch Nom. Sing. Masc. salbô-nd-s) u. s. f. Einige von diesen Participien sind zu Substantiven geworden, wie heiland, das auch noch das archaische a bewahrt hat, für das regelrecht zu erwartende und in der als Participium gebrauchten Form heilend natürlich eingetretene e, also eigentlich „der Heilende, Rettende, Salvator“ von heilen, alt hailjan, Part. Präs. Nom. Sing. hailjands.[1] Freund, mhd. und ahd. vriunt, ist zusammengezogen, das vollere gotische frijonds ist Part. Präs. von frijôn „lieben“; feind, mhd. und ahd. vîant, vîent, vînt, gotisch fijands ist Part. Präs. von fijan „hassen“; „Freund“ und „Feind“ bedeutet also ursprünglich „Liebender, Hassender“.

Das Participium des Präteritum hat, ebenfalls im Einklange mit andern indogermanischen Sprachen, als hauptsächliche Bildungselemente t und n; im Deutschen sind diese beiden in ihrer Function wohl kaum zu scheidenden Laute in eigenthümlicher Weise so vertheilt, daß t bei allen abgeleiteten, n aber bei den Stammverben als Bildner des Partic. Prät. Passivi angewandt wird; im späteren

[1] Weiland ist dagegen ein nach falscher Analogie unkenntlich gemachter Dativ (richtiger Instrumentalis), Pluralis von weile, und sollte also eigentlich weilen lauten — mhd. wîlen und auch wîlent — im Sinne von „vor Zeiten“.

Deutsch hat sich ge-, eine nicht mehr getrennt vorkommende Präposition, ursprünglich „mit“ bedeutend, aber sehr häufig nur dazu gebraucht, um dem Verbum die Beziehung der vollendeten Handlung zu geben (um Verba perfecta zu bilden), an das Participium fast durchaus angeschlossen. Für die etwas in der Vergangenheit Vollendetes bezeichnende Form war dieß ge- vorzüglich passend. Die eigenthümliche Function des ge- zeigt sich noch in Fällen wie gebrauchen, geschweigen, gedenken neben brauchen, schweigen, denken; dort die einmalige Handlung, hier der dauernde Zustand. Wo das Verbum mit Präpositionen zusammengesetzt ist, da bleibt das ge- als überflüssig hinweg. Bei dem Abschleifen der Auslaute war ein solches bestimmtes Zeichen für diese Form doppelt willkommen. Bekanntlich haben sich manche Mundarten dieses ge- noch theilweise erwehrt, und auch die poetische Sprache läßt in alterthümlicher Weise bisweilen das ge- weg. Demnach wird also gebildet ge-nomm-en aber gesalb-t, gebleich-t. Bisweilen findet sich ohne ge- noch kommen, funden u. a.; häufig ist dieß bei worden für geworden, als Hilfsverb des Passivs hat „werden“ nur die Form worden ohne ge-. Auch das Mittelhochdeutsche hat das ge- regelmäßig, nur wenige Verba können sein entrathen und Participia Perf. Passivi bilden, wie lâzen, komen, vunden, worden, brâht u. a.

In durchlaucht, erlaucht sind mittelhochdeutsche Formen dieses Particips geblieben (wie ja in Titulaturen sich sogar das ahd. dero, iro erhalten hat), die jetzt „durchleuchtet, erleuchtet“ lauten würden, ebenso wie getrost, das jetzt nur getröstet gebildet werden würde. Man vergaß bei diesen Worten ihrer Natur als Participien, gerade so wie bei gedigen, das als Adjectivum gilt, während es ursprünglich nichts anderes ist als das Partic. Prät. von mhd. dîhen, gedîhen, nhd. ge-deihen. Nunmehr ist gedigen als Adjectiv in Form und Function von „gediehen“ dem Participium verschieden. Ebenso verhält es sich mit erhaben und erhoben.

Für das richtige geʒʒen der Volkssprache (für ge-ëʒʒen) hat die Schriftsprache nunmehr mit nochmals vorgesetztem ge gegeʒʒen.

Der Infinitiv — Hauptelement desselben ist n — wird im Deutschen vom Präsensstamme gebildet. Ursprünglich ist er ein

Abstractsubstantiv, und so brauchen wir ihn ja auch noch oft genug. Im Mittelhochdeutschen wird im Genitiv und Dativ bei langer Stammsilbe das n des Infinitivs verdoppelt: vindennes, vindenne, nicht aber nach kurzer: sagenes, sagene. Wie aus nieman, niemannes ein neuhochdeutsches niemand, niemandes ward, so entwickelte sich aus dem häufigen mittelhochdeutschen ze vindenne, ze lesene (zu finden, zu lesen) ein neues Participium auf nd mit passiver Bedeutung, das demzufolge nur in Verbindung mit zu erscheint, also ein zu findender, Fem. zu findende, Neutr. zu findendes, zu lesendes u. s. f. (vielleicht haben hier auch die lateinischen Formen auf -ndus, wie legendus, eingewirkt).

Auf die Menge der primären und secundären Nominalbildungen gehe ich nicht ein. Da gibt es Suffixa, die aus bloßem Vocale bestehen, z. B. wëg, gotisch vigs, grunddeutsch *vig-a-s, von der Wurzel wag in be-wegen mit dem Suffixe a und Schwächung des Wurzelvocals a zu i, das wegen des ursprünglich folgenden a in ë gebrochen wird; schlag (Pluralis schläge), gotisch slahs, grunddeutsch *slah-i-s oder *slag-i-s, von der Wurzel slag, mit dem Suffixe i. Außerordentlich häufig ist das Suffix ja, meist Collectiva bildend, das im Nominativ Singularis zu i, dann zu e mit Umlaut vor sich, ward, wie in gefilde, ahd. gafildi, Stamm gafildja u. s. f. in gemüt, geschlecht u. a. haben wir sogar das auslautende e verloren. Wegen Veränderung des vorhergehenden Consonanten (S. 199) interessant sind die Suffixa jetzt auf t, ursprünglich auf thi, Abstracta bildend, wie ankunft für kum-t von Wurzel kam in kommen; zunft von Wurzel zam in zimen (mhd. zëmen, im Präter. zam bildend; zunft bedeutet im Mittelhochdeutschen „das was ziemt, Schicklichkeit, Würde"); vernunft für -numt von Wurzel nam in nemen; brunst von Wurzel bran in brennen; kunst von Wurzel kan in können; gunst für ge-unst von Wurzel an in gönnen für ge-önnen, ge-ünnen, hier ist das t nach n mittels s angesetzt, wie nach m mittels f; sucht von Wurzel suh in siech, seuche; flucht von Wurzel fluh in fliehen; gift von Wurzel gab in geben; last (jetzt im Plur. lasten und Fem., im Mittelhochdeutschen noch Masc.), von Wurzel lad in lade, lud u. s. f.

Das Suffix ursprünglich arja, den Thäter ausdrückend (aber auch vielfach sonst gebraucht) — wie in lerer, mhd. lêrære, ahd.

lêrâri, gotisch (mit noch kurzem a) laisareis, Grundform *laisarja-s und unzähligen anderen Worten — wird oft gar nicht mehr als Substantiva bildend gefühlt, wenn die mittels desselben von Ortsnamen gebildeten Worte, welche den Bewohner dieser Orte oder den von diesen Orten Stammenden bezeichnen, im Genitiv Pluralis vor andere Substantiva treten, wie z. B. „Harlemer und Berliner Blumenzwiebeln"; hier ist „Harlemer" und „Berliner" Genitiv Pluralis von „der" oder „ein Harlemer, Berliner", und das Ganze ist so viel als „der Harlemer und der Berliner Blumenzwiebeln", während wir eine Art Adjectivum zu empfinden vermeinen. Daß diese Formen keine Adjectiva, sondern Genitive Pluralis der Substantiva auf -er sind, ergibt sich schon aus der Unwandelbarkeit dieser Worte: „ein Frankfurter Kind, eine Frankfurter Frau, Koburger Bier"; die Unkenntlichkeit dieser Ausdrucksweise für uns beruht in dem alterthümlich fehlenden Artikel.

Besonders wichtig sind die Wortstämme bildenden Suffixa, deren Auslaut n ist, wie z. B. hase, Stamm hasen, Grundform des Stammes hasan, Suffix -an; erbe, Stamm erben, Grundform des Stammes arb-jan, Suffix -jan; name, Stamm namen, Grundform na-man; sâme, Stamm sâ-men, Grundform sâ-man, Suffix -man u. a., weil dieß n so weite Ausdehnung gewonnen hat, daß von jedem Adjectiv eine Stammform auf -n gebildet werden kann, wenn das Adjectiv als bestimmtes gebraucht wird (also vor allem, wenn es den Artikel vor sich hat); wir sagen ein guter, eine gute, ein gutes, aber der, die, das gute, Genitiv des, der, des guten. Dieß n fällt, wie in allen diesen Worten, im Nom. Sing. hinweg, dasselbe findet auch in verwandten Sprachen statt (homo, homin-em). Die Form auf -n nennt man „schwache Form". Genaueres bei der Lehre von der Declination.

Doch wir unterlassen es näher auf die Menge von primären und secundären Wortstammbildungen einzugehen und wollen im folgenden nur noch einen Blick auf die secundären Suffixa werfen, welche die Function der Steigerung der Adjectiva haben, und ferner die Deminutiva, die Wortbildung mittels Zusammensetzung und das Zahlwort betrachten.

Der Comparativ wird im Gotischen gebildet durch antreten von -izan oder -ôzan d. i. -isan, -ôsan; der Superlativ setzt zu diesem Suffixe, dessen wesentliches Element in is und ôs

beruht, ein ta, und lautet also in seiner Stammform -ista oder -ôsta, Nom. Sing. Masc. gotisch -ists, -ôsts (ta aber auch ma bildet schon für sich allein im Indogermanischen den Superlativ, ebenso auch die Verbindung beider tama), z. B. gotisch hauh-s (hoch), frôd-s (frôths klug, weise), Comp. Nom. Sing. Masc. hauh-iza, frôd-ôza, Superl. hauh-ists, frôd-ôsts. Bei welchen Adjectiven i und bei welchen ô gebraucht wird, ist durch Regeln nicht festzusetzen. Ebenso verhält es sich im Althochdeutschen, nur geht hier nach der Regel im Comparativ das s in r über (Nom. Sing. Masc. hôh-iro, frôt-ôro, Superlativ hôh-ist, frôt-ôst). Im Mittelhochdeutschen schwinden beide Laute, das ô und das i, nach dem Gesetze dieser Sprache in e, welches nach Umständen ganz hinwegfallen kann, und das i ist nur noch am Umlaute der vorhergehenden Silbe kenntlich: hœher, hœhst; trûter, trûtest, eben so neuhochdeutsch: höher, höchst; trauter, trautest. Archaisch kommt im Mittelhochdeutschen noch das volle ô und auch das i vor, z. B. vorderôst, oberist; letzteres hat sich als Bezeichnung einer militärischen Würde bis vor kurzem gehalten (jetzt sagt wohl niemand mehr obrist, obrister, sondern nur oberst).

Wie bereits im Mittelhochdeutschen, so schwanken auch neuhochdeutsch manche Adjectiva zwischen beiden Formen, nämlich zwischen Umlaut und Nichtumlaut. Die Schriftsprache hält sich hier meist an die nicht umlautende Form und zieht z. B. gesunder, frommer als edler und reiner dem gesünder, frömmer vor; stölzer, zärter, vörderst u. dgl. ist entschieden nur mundartlich. Welche von beiden Formen richtiger sei, läßt sich kaum entscheiden; man kann in diesem Punkte also dem Geschmacke der Zeit Rechnung tragen, obschon die umgelauteten Comparative schärfer und kenntlicher vom Nom. Sing. Masc. der unbestimmten Form des nicht gesteigerten Adjectivs (ein gesunder u. s. f.) abstehen.

Von grôʒ sollte der Superlativ eigentlich gröʒest lauten, die bequeme Zusammenziehung in gröst (aus größst) ist schon mhd. (grœst) üblich gewesen (die Schreibung „größt" ist falsch).

Zu mhd. guot, nhd. gut, ist der Comparativ beȥȥer, nhd. beʒer, Superlativ beȥȥest, daraus durch Verkürzung best, von einem Positiv gebildet, der nur baȥ, baʒ lauten kann. Dieß Wort kommt aber nicht im Sinne eines Positivs und als Adjectiv vor, sondern es gilt als Adverbium des Comparativs; nhd. ist baʒ übrigens ziemlich außer Gebrauch gesetzt, in fürbaʒ, mhd. vürbaʒ,

„beßer, weiter vorwärts" (wie mhd. hërbaz, niderbaz „näher her, weiter unten" gebildet) dauert es noch einigermaßen fort.

Mêr und meist bedeuten jetzt den Comparativ und Superlativ von vil, in der älteren Sprache aber den von grôʒ. Das Adverbium mêr aus älterem (gotischen) mais, welches für *makis oder vielleicht *magis steht, ist regelrechter Comparativ von einem Stamme mak, welcher aber als solcher nicht als Adjectivum erscheint, sondern mit einem Suffixe -il versehen und mit Schwächung des a der Wurzel zu i gotisch mikils „groß"; Comparativ dieses Adjectivs ist maiza, Superlativ maists (also = *mak-iza, mak-ists). Mhd. michel (nhd. nur in Eigennamen erhalten wie Michelau, Michelmann), Comparativ mêre, und, mit nochmals angehängtem comparativischem -er, mêrer, mêrre, auch wohl verkürzt mërre, Superlativ meist, der nun von mêr zufolge des Vocalwechsels stärker absteht als im Gotischen (vgl. hierzu μέγας, μεγάλη = mikils, michel, mit anderem Suffix entspricht mag-nus; μείζων für μεγιων, major für magior ist völlig gleich dem deutschen mais, mêr aus *makis; μέγιστος aber dem meist aus *makist).

Im Mittelhochdeutschen galt auch zu übel ein Comparativ und Superlativ wirser, wirseste; zu lützel (klein) minner, minneste; wirs und min sind Adverbia des Comparativs (übler, weniger) und haben natürlich mit übel und lützel nichts gemeinsames als die ähnliche Bedeutung. Unser minder, mindest ist mit dem beliebten nd für nn aus jenem älteren minner, minnest hervorgegangen; lützel haben wir verloren (es lebt nur noch, wie michel, in Eigennamen, z. B. Lützelbuch, Lützelberger) und durch klein (mhd. kleine, klein fein, zierlich) ersetzt, wie michel durch groʒ.

Von unseren beiden Deminutivendungen ist die echt oberdeutsche mhd. -lîn, nhd. -lein, mhd. und in nhd. Dialekten auch -lî oder häufiger -l, z. B. hiuselîn, hündelîn, vingerlîn, nhd. häuslein, hündlein, fingerlein; vingerlî, schiffel, vingerl,[1] in der Schriftsprache nunmehr fast gänzlich außer Brauch

[1] Von solchen Stämmen auf er ausgehend hat sich im österreichischen Dialekte die abscheuliche Deminutivform auf -erl gebildet, wie mailüfterl, schatzerl, dienderl, herzerl, welche man in gemüthlich sein sollenden Abgeschmacktheiten so reichlich anzubringen pflegt.

gesetzt und durch die niederdeutsche schon im Mittelhochdeutschen, wenn auch nur ganz vereinzelt, eingedrungene auf -kîn nhd. -chen (blüemekîn, blümchen) ersetzt worden. An diesen Deminutivendungen scheiden sich bisweilen recht scharf die Mundarten; so hat z. B. das Fränkische nur -le, das Thüringische aber -che als Deminutivform; in fränkisch-hennebergischen Mundarten findet sich eine Verbindung beider zu -lich, die an sich gar nichts auffälliges ist und die wir, zum Zwecke besonders starker Verkleinerung, recht wohl anwenden können, z. B. wägelchen, sächelchen u. a., die aber in jenen Mundarten merkwürdiger Weise als Plural zum Singular auf le dient, z. B. mädle, Plural mädlich.

Selten ist im Mittelhochdeutschen bloßes în als Deminutivbildung wie in maged-în (meged-în) zusammengezogen meidîn, bekannt aus den Nibelungen als Deminutiv zu maget, magt, meit. Man vergleiche damit die Deminutiva auf i in Schweizermundarten, wie äugi, füeſi, kätzi u. a.

Von der Wortbildung durch Suffixa wohl zu sondern ist die Zusammensetzung zweier oder mehrerer fertiger Worte — dieß sind Stammbildungselemente niemals — zu einem neuen Worte, die im Deutschen in reichster Ausdehnung und zum Ausdrucke verschiedener Function gebraucht wird. Während z. B. schwarzwurzel so viel ist als „schwarze Wurzel“ und die Function der Zusammensetzung nur die ist, eine bestimmte Art schwarzer Wurzeln, eine Pflanzenart zu bezeichnen, ist mit schwarzrock nicht ein „schwarzer Rock“, sondern ein Mensch gemeint, der einen schwarzen Rock trägt; hier also wie in rotbart, barfüſele, dickkopf u. s. f. hat die Zusammensetzung possessive Function. Sehr oft steht das erste Wort in einem Casusverhältnis, wie in hausherr, burggraf, landrecht, nuſkern, übeltäter, woltun u. s. f.; oft kann der erste Bestandtheil nur als nähere Bestimmung des zweiten gefaßt werden, wie in vorhof, beiwerk, feuerrot, milchweiſ und überhaupt in den häufigen Zusammensetzungen zum Zwecke genauerer Bestimmung der Farben, wie braunrot, grüngelb u. s. f.

Selten sind die Zusammensetzungen mit „und“ aufzulösen, wie schwarzrotgold, schwarzweiſ, schwarzgelb, als Bezeichnung nicht einer Farbenmischung, sondern Farbenzusammenstellung.

Daß in der älteren Sprache die Zusammensetzung der Verba mit Präpositionen denselben zugleich die Eigenschaft als Verba perfecta verlieh, die übrigens manchen Verben auch ohne solche Zusammensetzung eigen war, ward bereits erwähnt (S. 220) und zugleich darauf hingewiesen, daß die Präposition ge- sich ihrer speciellen Function „mit, zusammen" so sehr entäußert habe, daß sie meist nur zum Zwecke dieser allgemeineren Function, zum Zwecke des Ausdrucks perfectiver Beziehung angewandt werde. Die Verba perfecta drücken keine Dauer aus, wie die Verba imperfecta, haben daher streng genommen kein Präsens; im älteren Deutsch dient ihre Präsensform zur Bezeichnung des Futurum, ihr Präteritum bezeichnet nicht das Imperfectum, sondern das echte Perfectum, ja Plusquamperfectum. Selbst im Mittelhochdeutschen ist dieß noch recht wohl bemerkbar. So heißt es in den Nibelungen (16, 4 des Lachmannschen Textes): du wirst ein schœne wîp obe dir got noch gefüeget eins rëhte guoten rîters lîp, „werden" ist seiner Natur nach perfectivisch, und wir würden prosaisch übersetzen[1] können „du wirst eine schöne Frau werden wenn dir Gott einen recht trefflichen Ritter bescheren wird"; 271, 3: die ër noch nie gesach d. i. gesehen hatte, und so gesach öfters, z. B. 73, 4; 1083, 1: daz was in einen zîten dô vrou Helche erstarp d. i. gestorben war u. s. f.

Von den mit dem Verbum zusammengesetzten Präpositionen sind die zum Verbum tretenden Adverbia wohl zu scheiden; sie sind leicht daran kenntlich, daß ihre Stellung wechselt, daß sie den ihnen eigenthümlichen Wortton behalten, und daß das Participium Präteriti das ge- annimmt, was bei echter Zusammensetzung des Verbum mit Präposition nicht der Fall ist. Sie mit dem Verbum dann zusammen zu schreiben, wenn sie vor demselben stehen, ist ein Mißbrauch.[2] Ebenso, wie man zu schreiben hat selig sprechen, los lassen, frei sprechen, war nemen, acht geben, hat man an nemen, ab brechen, fort schaffen, dar leihen u. s. f. in zwei Worte zu trennen. Substantiva wie „Darleihen, Annahme, Wahrnehmung, Freisprechung" können nichts dagegen

[1] Oder vielmehr umschreiben, denn Mittelhochdeutsch läßt sich ins Neuhochdeutsche nicht übersetzen.

[2] Kann ja doch ein „ach was soll ich fangen an" vom volksmäßigen Liede gewagt werden.

in die Wagschale legen; hier ist, wie schon der Wortton ausweist, wirkliche Zusammensetzung vorhanden. Die jungen Formen mit un, wie unangenommen, unwargenommen, müssen allerdings in ein Wort geschrieben werden; besser ist es jedoch, diese Bildungen zu meiden und sie durch das richtigere, edlere nicht an genommen, nicht war genommen u. s. f. zu ersetzen, obwohl einige Worte dieser Art, wie unangefochten, unangemeldet, unaufgefordert, unvorbereitet sehr gebräuchlich geworden sind. Wie wenig sie unserer Sprache gemäß sind, ergibt sich schon daraus, daß dieß un nicht vor allen Worten dieser Art ertragen wird; einem „unlosgelassen, unfreigesprochen, unniedergeschlagen, unmitgenommen, undargeliehen, unwahrgenommen" u. s. f. merkt man leicht das Falsche und Unerträgliche an; man ersetze un durch nicht, trenne die Worte und der Eindruck befriedigten Sprachgefühles wird nicht auf sich warten lassen.

Während hier bei den zum Verbum tretenden Adverbien eine Zusammenschmelzung zu einem Worte entschieden in Abrede zu stellen ist, hat die unursprüngliche Verbindung zweier ehedem getrennter Worte zu einem im Tone einheitlichen und oft völlig untrennbar gewordenen Worte in unserer Sprache wirklich stattgefunden in der Art von Zusammenrückung, welche man uneigentliche Zusammensetzung nennt. Man versteht darunter das Anschmelzen des Genitivs an das folgende Wort, zu welchem er gehört; dergleichen Fälle hat das Mittelhochdeutsche, ja sogar das Althochdeutsche bereits aufzuweisen, wie z. B. spëhteshart (hart ist Wald, spëhtes der Genitiv von spëht, also = Spechtswald, *saltus pici*) jetzt Spessart; Hennenbërc (hennen ist Genitiv von henne) u. s. f.; doch ist in den bei weitem zahlreichsten Fällen im Mittelhochdeutschen noch nicht die Verschmelzung der beiden Worte zu einem festen Ganzen anzunehmen, und also z. B. ein linden blat, ûz Burgunden lant (letzteres wechselt ja auch mit in der Burgunden lant), von einer ludmes hûte (ludem, ein Thier) u. dergl. wohl mit Recht als zwei Worte (linden blat, Burgunden lant, ludmes hût), wenn auch als zwei schon nahe an einander gerückte Worte zu betrachten.

Im Neuhochdeutschen dagegen treten die beiden Worte, der voraussstehende Genitiv und das folgende Substantivum von dem er abhängt, fast stäts zu einem Worte zusammen, Fälle wie Schillers

werke, Nürnberger waren[1] (S. 222), vielleicht auch gottes son, frülings anfang und ähnliche ausgenommen.

Hier gilt also lindenblat, augenblick, sonnenschein, hanenkamm, wolfshaut u. dergl. mit Recht als ein Wort; haben wir doch die Genitive linden, augen, sonnen, hanen nunmehr längst verloren und durch die Formen linde, auges, sonne, hans ersetzt, so daß schon dadurch, daß diese hier erhaltenen älteren Genitivformen gar nicht mehr am selbständigen Worte in Anwendung kommen, der Beweis gegeben ist, daß wir eine feste wirkliche Zusammensetzung aus älterer Zeit vor uns haben. Dasselbe gilt von gänsehaut, mäusezan u. a., wo wir in gänse, mäuse den alten Genitiv Singularis von gans und maus zu erkennen haben. Uebrigens steht auch der Genitiv Pluralis nicht selten in uneigentlicher Zusammensetzung, z. B. Frankenland, ahd. Franchôno lant, kinderschuh, bilderdienst, ländertausch u. s. f. Sowie ein Adjectiv oder der Artikel zu dem Genitiv hinzutritt, kann natürlich von Zusammensetzung nicht mehr die Rede sein.

Fälle wie religionsfride, universitätsgebäude u. dergl. sind aus dem lateinischen Genitiv religionis, universitatis zu erklären. Von hier aus drang im Neuhochdeutschen das s auch an deutsche Feminina, die das erste Glied von Zusammensetzungen bilden, und es entstunden Formen wie rechnungsrat, gelegenheitsgedicht, liebeslied u. s. f., während doch Genitive wie rechnungs, gelegenheits, liebes, nie und nimmer existirt haben. An Austilgung dieser seltsamen durch fremde Analogie entstandenen Formen ist nicht zu denken; die viel besprochenen in dieser Richtung angestellten Versuche sind auch bekanntlich gescheitert.

Nicht selten sind uns Zusammensetzungen in so hohem Grade aus dem Sprachgefühle geschwunden, daß wir in ihnen vielmehr Stammbildungen zu erkennen glauben. Dieß ist namentlich bei jenen, in Folge der allgemeinen Bedeutung ihres letzten Gliedes häufig anwendbaren Zusammensetzungen der Fall, deren letzter Bestandtheil als Wort für sich längst außer Gebrauch gekommen ist. Ich meine vor allem die Zusammensetzungen mit bar, haft, heit, lich, rich, sam, schaft und tum.

[1] Dagegen schreibt man den verstärkenden Genit. Pluralis aller mit dem folgenden Wort zusammen: der allerschönste, *omnium pulcherrimus*, obschon die Construction völlig dieselbe ist als bei den oben erwähnten Beispielen.

bar (man hätte ber erwartet), mhd. bære, ahd. bâri, ein im Gotischen nicht nachweisbares, nur in Zusammensetzung gebräuchliches Adjectivum von der Wurzel bar „tragen, bringen“ in weitester Bedeutung, gebildet, tritt an Nomina und, besonders im Neuhochdeutschen, an Verbalstämme an: dienestbære dienstbar, manbære manbar, brauchbar, eßbar, genießbar, unbrauchbar, ungenießbar u. s. f. und bildet so eine reiche Quelle bequem anwendbarer Worte.

haft, gotisch hafts, Stamm haf-ta, von der Wurzel hab in hab-an „haben, halten“ mit dem Suffixe tha gebildet, ist ein Adjectiv mit der Bedeutung „behaftet“, eigentlich bedeutet es „befestigt“; haft im Althochdeutschen ist „gebunden, gefangen“. Es dient, wie bekannt, sehr häufig in der Zusammensetzung und bezeichnet eben „behaftet mit dem, was das erste Glied sagt“, z. B. felerhaft, schmerzhaft, mangelhaft, launenhaft, lasterhaft, u. s. f. Bisweilen nimmt es auch die Endung -ig an: leibhaftig, teilhaftig. Es schwächt seine Bedeutung auch ab, so daß es nur noch bezeichnet „nach Art“, z. B. in manhaft, schülerhaft, „nach Art der Männer, nach Art der Schüler“.

heit; haidus Masc. bedeutet im Gotischen „Art“; heit Masc. und Fem. im Althochdeutschen „Person, Geschlecht, Ordnung, Stand, Art“, im Mittelhochdeutschen ist heit Fem. „Art und Weise“. Es dient dieß Wort schon im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen zur Bildung zahlreicher Abstracta, wozu es seine allgemeine Bedeutung „Art und Weise“ geeignet macht. Das erste Glied ist oft ein Substantivum und zwar Personen bezeichnend, wie christenheit, kindheit, wo wir denn die Zusammensetzung wohl genitivisch aufzulösen haben „Art oder Stand der Christen, Art der Kinder“; aber es erscheinen auch Adjectiva vor heit, wie in gesund-heit, gewon-heit, dumm-heit u. s. f. Dieß letztere sind also einfach adjectivische Zusammensetzungen, bei denen das erste Glied das zweite näher bestimmt: „gesunde Art, Beschaffenheit“ u. s. f. Aus dem Zusammenstoße mit dem häufigen Auslaute c der Adjectiva, die mittels ahd. -ac, -îc (ag-îg), mhd. ec (eg), nhd. ig gebildet sind, entwickelte sich keit z. B. von mhd. vrümec „nützlich, tüchtig“ wird gebildet vrümec-heit, aus dem sehr leicht vrümekeit werden konnte. Dieß keit ward nun ebenso wie heit als Endung gefaßt, und so entsteht unser — also völlig

falsch gebildetes — frömmig-keit; so ward nun bitterkeit (schon mittelhochdeutsch), brauchbarkeit, furchtsamkeit, empfindlichkeit und ähnliches in Masse gebildet, obgleich es niemals ein bitterig, brauchbarig, furchtsamig, empfindlichig gegeben hat. So stark wirkt die Analogie bei abgestorbenem Sprachgefühle! Uebrigens ist nicht außer Acht zu lassen, daß diese Endungen Abstracta bezeichnen, also Worte bilden, die viel mehr bei den Schreibenden und in der höheren Sprache überhaupt, als beim Volke, das noch mehr Sprachgefühl besitzt und nicht an der Sprache mit Bewustsein ändert und meistert, in Anwendung kommen.

lich, gotisch leik Neutr., ahd. lîh, mhd. lîch Fem. ist „Leib, äußere Gestalt“ (wir brauchen leiche nur vom todten Körper, in leich-dorn aber auch vom lebenden). Zusammensetzungen, die dieß Wort als letztes Glied haben, sind eigentlich possessiv zu fassen, z. B. gotisch ga-leiks, mhd. ge-lîch, nhd. g-leich, wörtlich „übereinstimmenden Leib, gleiches Ansehen habend“, wo ga-, wie con in con-cors, con-formis, die Uebereinstimmung ausdrückt. lîch wird also durch die Zusammensetzung zu einem Adjectivum: „Gestalt habend, Wesen habend“; der Vocal ward schon mittelhochdeutsch häufig verkürzt. Seine Verwendung ist eine sehr allgemeine; es tritt an Partikeln, Substantiva, Adjectiva, Verbalstämme, wozu auch hier die Allgemeinheit der Bedeutung die Möglichkeit gewährt, z. B. mhd. anelîch, nhd. änlich von ane, an (*ad*, *apud*), wörtlich „angestaltig, dessen Gestalt daran, nicht weit davon ist“; menlîch, mänlich, wörtlich „Mannesgestalt habend“; wîplich, weiblich u. s. f.; reinlich „reines Wesen habend“ und so bei allen Adjectiven. Häufig drückt -lich eine Verminderung der Bedeutung des Adjectivs aus: kleinlich, dicklich, ältlich, rötlich u. s. f. Diese Function des lich ist etwa so zu erklären, daß die so gebildeten Adjective ausdrücken „nur das Wesen, die Aehnlichkeit dessen habend, was das erste Wort besagt“. Auch hier ist das Neuhochdeutsche überreich an Zusammensetzungen mit Verbalstämmen: verderblich, vergeßlich, erläßlich, unerläßlich u. s. f., besonders beliebt bei Verbis auf -ern, wie veräußerlich, unveräußerlich, veränderlich, unveränderlich u. s. f. Durch diese Worte, denen geläufige Verbalstämme zu Grunde liegen, bildete sich eine Analogie, die z. B. leserlich, fürchterlich hervorrief, obschon ein lesern, fürchtern niemals im Gebrauche war. In diesen Bildungen

berührt sich die Function von lich mit der von bar. Das Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung von lich ist längst völlig geschwunden und es wird nun als eine Art von Wortbildungselement behandelt.

rich, gotisch reiks „Mächtiger, Herrscher, vornehm", ahd. rîchi, mhd. rîche, rîch, Adjectiv „mächtig, gewaltig, reich". Dieß Wort tritt namentlich in vielen unserer ältesten Mannsnamen oder vielmehr in den Namen von Stammhäuptlingen auf, wie Albrîch „Herrscher der Albe, Elbe", [1] gotisch Thiudareiks (Theoderich) ahd. Diotrîch, Dieterîch (abgekürzt Dietz) „volksmächtig, Δημοκράτης", Fridurîch, Friderich (abgekürzt Fritz) „im Frieden mächtig", Heimrîch, Heinrich (abgekürzt Heinz, Hinz) „in der Heimat mächtig"; von einigen Thieren bezeichnet es das Männchen, wie in enterich, täuberich, gänserich, eigentlich so viel als etwa „Entenkönig" u. s. f. Auch in einigen Pflanzennamen, wie wegerich, hederich erscheint es; das Volk in Nordfranken nennt den Schnittlauch grûserich, wie ja der Lauch auch sonst in der deutschen Anschauung als König der Gräser gilt. Dieß rich ist von viel beschränkterer Anwendung als die übrigen hier besprochenen Worte.

sam, gotisch sama (vgl. englisch the same), bedeutet „derselbe"; dasselbe Wort am Ende von Zusammensetzungen, gotisch -sams (Nom. Sing. Masc.), ahd., mhd., nhd. -sam, mag so viel als „ähnlich, übereinstimmend" bedeuten; mhd. sorcsam, nhd. sorgsam, arbeitsam, lobesam (lobesan ist Entstellung), furchtsam u. s. f. Die Function dieses sam ist schwer zu umschreiben; man vergleiche z. B. fridlich und fridsam, letzteres wird man nicht von unbelebten Dingen brauchen „ein friedliches Thal" nicht aber „ein friedsames Thal", „sam geht also mehr auf Sinn und Charakter, -lich mehr auf die äußere Natur der Sache"; [2] letzteres ist ja in der Grundbedeutung von lîch wohl begründet.

schaft von schaffen ist „Beschaffenheit, Gestalt" (so heißt es im Kaiser Karl des Pfaffen Konrad: Dâvîd was vil luzeler scaft, David war von sehr kleiner Gestalt), hat also zunächst mit heit Verwandtschaft. Seltener tritt es an Adjectiva wie in

[1] Fälschlich elfen genannt.

[2] Sagt Jakob Grimm.

verwantschaft, gemeinschaft, bereitschaft; sehr häufig bekanntlich an Substantiva, mhd. riterschaft, geselleschaft u. s. f.

tum, gotisch dôms, ahd. tôm, tuom, bedeutet „Urtheil“. Seine Function als letztes Glied von Zusammensetzungen — kristentuom, heidentum, herzogtum, bistum aus bischoftum u. a., neuer sind luthertum, mönchtum, falsch gebildet ist volkstum, fürstentum für richtigeres volktum, fürsttum — im Alt-, Mittel-, Neuhochdeutschen und in andern deutschen Sprachen läßt sich aber unmöglich aus der Bedeutung „Urtheil“ erklären. Das Wort erscheint als eine Bildung mittels des Suffixes -ma von der Wurzel dô, hochdeutsch tô tuo, tâ, die als Verbum in tuo-n tun, ge-tân erscheint; diese Wurzel hatte ursprünglich die Bedeutung „setzen, stellen“ (davon dôm „die Satzung, das Urtheil“), aus der sich also wohl ein Wort allgemeinerer Bedeutung bilden ließ, was übrigens auch von der im Deutschen dieser Wurzel zukommenden Bedeutung des „Thuns, Machens“ leicht geschehen konnte. Die Bedeutung „Urtheil“ ist demnach wohl nicht die ursprüngliche, wenigstens nicht die des in Zusammensetzungen häufigen dôm, tuom.[1]

Werfen wir zum Schlusse dieses nur fragmentarischen Abschnittes über die Stammbildung — man sieht aus den wenigen etwas eingehender angestellten Besprechungen, wie umfangreich und tiefgreifend eine umfassende Bearbeitung der Lehre von der deutschen Stammbildung auszufallen hätte — werfen wir nur noch einen Blick auf die Bildung des Zahlwortes.

Wir wollen uns jedoch keinesweges an der Ermittelung der Abstammung der einfachen Zahlworte, die ein Gemeingut unseres Stammes sind, versuchen, sondern nur die leichter erkennbaren zusammengesetzten Formen, sowie die Bildung der Ordnungszahlen ins Auge fassen.

Die einfachen Zahlworte umfassen die Zahlen 1—10. Die andern sind zusammengesetzt. Auch aus der Art der zusammengesetzten ergibt es sich, daß das dekadische System mit der indogermanischen Ursprache selbst schon gegeben ist. Diese Erscheinung ist eine höchst bedeutsame. Der Sprachbildung selbst lag also schon das vollkommenste aller Zahlensysteme zu Grunde; wahrlich kein

[1] Getân heißt „beschaffen“, z. B. sô getân (unser volksmäßiges sotter „solcher“ ist aus sô getâner verkürzt), übel getân, wol getân; tôm tuom konnte also etwa, ähnlich wie heit, „Beschaffenheit, Art“ bedeutet haben.

kleiner Beweis für die ursprüngliche Befähigung unseres Stammes. Die zweimalige Fünfzahl der Finger und Zehen mag hier wohl die jenes System bedingende Anschauung sein.

11, 12, gotisch ain-lif, tva-lif, mhd. ein-lif, zwe-lif; ein-lef, zwelf; eilf elf, zwelf, von denen das letztere im Neuhochdeutschen nach der leider auch außerhalb des classischen Witzblattes unserer Tage längst beliebten Zwickauerschen Mundart in zwölf entstellt ist. Hier ist der erstere Bestandtheil, nämlich ain tva, die Stämme der Ein- und Zweizahl, vollkommen deutlich. Der zweite Bestandtheil, so wenig glaublich es auf den ersten Blick scheinen mag, kann doch nichts anderes sein, als eine Entstellung einer Form des Stammes der Zehnzahl, dessen indogermanische Grundform dakan ist. Die Schwächung des Vocals a zu i ist regelmäßig und ja auch in zëhan, zëhen, grunddeutsch tihan, indogermanisch dakan eingetreten; f für das zu erwartende h findet sich auch sonst, so in dem Zahlworte vier, gotisch fidvôr, Grundform katvâras (vgl. quatuor für quatuores); in wolf, Grundform varkas. Anstoß gibt also nur ein einziger Laut, nämlich das l, das für ursprüngliches d stehen muß. Der Wechsel von d zu l, der in andern indogermanischen Sprachen nicht selten ist, dürfte allerdings für das Grunddeutsche in ferneren Beispielen wohl schwerlich nachweisbar sein. Allein es kann hier nur an die Zehnzahl gedacht werden (vgl. ἕνδεκα undecim, δώδεκα duodecim), und so müssen wir uns also bei der nothwendigen Annahme eines vereinzelten ungewöhnlichen, aber keineswegs unerhörten und unmöglichen Lautwechsels beruhigen.

Die Zahlworte 13—19 sind von selbst klar.

20, zwanzig, eine Entstellung von zwenzig, mhd. zweinzic, zwenzec; -zig, -zec ist bis auf das häufige g = h (ziehe, zog) das Zahlwort zëh-en, dessen Endung unwesentlich ist; zwein-, zwen- ist aus zwêne; nhd. veraltet zwên zu erklären (das Zahlwort für 2 lautet mhd. im Nom. Masc. zwêne, Neutr. zwei, Fem. zwô, im älteren Neuhochdeutsch bekanntlich ebenso; nunmehr ist das Neutrum zwei allein im Gebrauche). Zwanzig ist also zwei(mal)zehn.

30, drîzec, drei-ßig u. s. f., bis 90 sind nun ebenfalls deutlich, es sind Zusammenstellungen der Einer mit zehn. Auch für 100 findet sich mhd. noch zëhenzec; ein nhd. zehnzig ist unerhört.

Das gewöhnliche mhd. und nhd. hundert erweist sich als eine Weiterbildung einer im Gotischen und Althochdeutschen erhaltenen ursprünglicheren Form hund, hunt, die sich dem lateinischen centum regelrecht zur Seite stellt. Hundert ist „zehn mal zehn", wir können für dasselbe die Urform *dakandakantam d. h. zwei mal gesetztes dakan (10) mit dem wortbildenden Suffixe ta und dem m des Nom. Sing. Neutr. mit hoher Wahrscheinlichkeit erschließen. Von diesem langen Worte blieb aber nur der Schlußtheil, das übrige verlor sich um so leichter, als die Sprache ja überhaupt darnach strebt, von zweimal gesetzten gleichen Elementen das eine abzustoßen. Aus (dakanda)kantam ward aber ganz regelrecht ebenso im Lateinischen centum (also für *decemdecentum), wie im Deutschen hund für *zëhenzëhund.

Mit 1000, mhd. tûsent, nhd. tausent, mag es sich ähnlich verhalten; es steckt gewiß „zehn mal hundert" darin, wer aber vermag die sichtlich sehr veränderte und verdrehte Form auf ihre Grundform zurückzuführen? Uebrigens stimmt in diesem Worte nur Litauisch und Slawisch zum Deutschen, die übrigen indogermanischen Sprachen weichen völlig ab.

Die Ordinalzahlen sind sämmtlich, außer bei 2, Superlative. Bei 1 wird dieser Superlativ auch im Deutschen nicht vom Zahlworte gebildet, sondern das mittel- und neuhochdeutsche êrste ist ein Superlativ von êr (früher, vor); mhd. und nhd. an-der ist ein Comparativ mit der alten Comparativendung tara (da hier, bei der Zweizahl, ein Superlativ nicht möglich war), ebenfalls nicht vom Zahlworte, sondern von einem demonstrativen Pronominalstamme ana, an (recht deutlich liegt dieß im Litauischen vor: ans für anas „jener", an-tras „zweiter"). Das neuhochdeutsche zweite, wie dritte, vierte und alle übrigen sind Superlative mit dem Superlativsuffixe, dessen ursprüngliche Form ta ist, von den Grundzahlen gebildet.

Ander-halb, jetzt anderthalb ($1^1/_2$) mit einem nach Analogie der übrigen Zahlen eingeschobenen t, dritthalb ($2^1/_2$), viertehalb ($3^1/_2$) u. s. f. sind in ihrer Entstehung ebenso klar wie z. B. selbander „selbst der andere, einer mit einem andern", selbdritter, selbvierter u. s. f.; kurze und bequeme Worte, die wir nicht in Vergessenheit gerathen lassen wollen.

IV. Von der Wortbildung (von der Declination und Conjugation).

Die Laute, mit welchen wir es in der Lautlehre zu thun hatten, die Wurzeln, ja selbst die Wortstämme, die ja ebenfalls als solche noch keine Worte, keine Glieder des Satzes, keine Elemente der lebendigen Sprache sind — alles dieß im bisherigen zur Sprache Gebrachte ward auf wissenschaftlichem Wege aus dem Organismus des Wortes ausgeschieden; es waren Elemente, die für sich gar nicht existiren, Präparate, die erst gemacht werden musten. Erst jetzt sind wir, so zu sagen, von innen heraus bis zur Oberfläche des Wortes gelangt; wir haben es nun nicht mehr mit den Stoffen, aus denen es besteht, oder mit seinen inneren Theilen zu thun, sondern mit dem ganzen, mit dem lebendigen Worte, und zwar kommt hier eben nur das in Betracht, wodurch es lebendiges, ganzes Wort wird, nämlich seine grammatische Form im engeren Sinne, seine nach Bedürfnis des Satzes wechselnden Beziehungselemente. Diese nehmen im Indogermanischen und demnach auch im Deutschen die letzte Stelle am Wortende ein, sie bilden den Auslaut, den Abschluß des Wortes.

Wurzeln in Sprachen einfachster Form, Wortstämme in formlich entwickelteren Sprachen können allerdings bald als Verba, bald als Nomina fungiren; ein lautlicher Ausdruck dieser Function findet sich aber nur in jenen Sprachen, in welchen das, was jeder der beiden Wortclassen in unterscheidender Weise eigenthümlich ist, auch lautlich am Worte dargestellt wird, nämlich beim Nomen der Casus, beim Verbum die Person. Es ist also erst die Wortbildung, welche den Gegensatz von Nomen und Verbum zur lautlichen Erscheinung bringt. Was Personalbezeichnung hat, ist Verbum; was einen Casusexponenten zeigt, ist Nomen. So steht also die Wortbildung in engster Beziehung zu dem tiefinnersten Wesen der Sprache; nur Sprachen mit entwickelter Wortbildung vermögen die Function vollkommen zur lautlichen Erscheinung zu bringen.

Man hat vielfach die Frage aufgeworfen, ob Nomen oder

Verbum älter, ursprünglicher sei, und sie in diesem und jenem Sinne beantwortet, indem man also entweder annahm, die Sprache habe ursprünglich nur Nomina gekannt oder sie habe aus lauter Verben bestanden. Von dieser Ansicht machte man dann die Anordnung der grammatischen Behandlung abhängig und räumte nicht selten der Lehre von der Conjugation deshalb den Vortritt ein, weil man eben das Verbum für älter hielt als das Nomen. Wer jene Frage nach dem Altersunterschiede von Nomen und Verbum stellt, beweist aber eben durch diese seine Fragestellung, daß er über sprachliche Dinge nicht klar gedacht hat. Entweder ist nämlich der Unterschied von Nomen und Verbum noch gar nicht entwickelt, und dann können wir die Worte solcher Sprachen weder dem einen noch dem andern beizählen, oder der Gegensatz beider ist da; erst durch den Gegensatz wird das eine zum Nomen, das andere zum Verbum. Eine Sprache, die nur aus Nominibus oder nur aus Verbis bestünde, ist ein Unding; mit dem Nomen ist nothwendig das Verbum gesetzt, und umgekehrt. Worte werden nur dadurch zu Nominibus, daß andere ihnen als Verba zur Seite stehen; Verba sind nur dadurch Verba, daß sie keine Nomina sind. Verbum und Nomen sind also zugleich entwickelt, von gleichem Alter und gleicher Berechtigung, wie die beiden Aeste eines sich theilenden Stammes; vor der Theilung war keiner der beiden vorhanden, mit der Theilung aber entstehen beide zugleich. Es ist somit wissenschaftlich völlig einerlei, ob man in der Grammatik das Verbum oder das Nomen zuerst behandelt; wir haben also keinen Grund, von der zufällig üblich gewordenen Voranstellung der Declination abzugehen.

Declination.

In einer vorhistorischen Periode unserer Sprache bezeichnete man durch Worte allgemeiner Bedeutung, welche dem Nomen nachgesetzt wurden, die verschiedenen Beziehungen, in welchen es in der Sprache gefaßt wird, wie in nicht wenigen Sprachen dieß noch geschieht. Während manche Sprachen diese Beziehungen außerordentlich fein spalten und also eine große Menge von dergleichen Elementen, Postpositionen genannt, anwenden, begnügen sich andere mit der lautlichen Bezeichnung verhältnismäßig nur weniger Beziehungen; letzteres war beim Indogermanischen der Fall. Im

Verlaufe der Zeit schmolzen nun im Indogermanischen jene nachgesetzten Elemente immer fester an das Nomen an, indem sie ihren besonderen Wortton verloren und sich zugleich in ihrer lautlichen Form abschwächten. So wurden die Postpositionen, die nachgesetzten Elemente, zu Casusendungen, die Declination der Nomina war nun entwickelt.

Der Singularis bedurfte keiner weiteren Bezeichnung, Nominalstamm und Casusexponent genügten; um aber den Plural vom Singular zu scheiden trat außer dem Casuselemente noch ein Wörtchen hinzu, welches die Function hat, die Mehrheit, die Verbindung mehrerer Einzelnen zu bezeichnen. Hierzu scheint in der Urperiode des Indogermanischen die Wurzel sa, in erweiterter Form sa-m, gedient zu haben, welche wir in den indogermanischen Sprachen in der Bedeutung „mit, zusammen" in vielfacher Anwendung finden; so entstammt derselben z. B. unser sam-t, zu-sammen; im Altindischen bedeutet sa und sam „mit" u. s. f. Im vorliegenden Stande des ältesten Indogermanisch ist von dieser Pluralbezeichnung nur s geblieben, welches wir, abweichend von der Art anderer Sprachen, meist nach dem Casuszeichen finden. Wenn z. B. vom Stamme sunu (Sohn) der Instrumentalis Singularis sunu-bhi (bhi tritt in verschiedener Beziehung als casusbildendes Element auf, seine Herkunft und Urbedeutung ist dunkel) lautete „mit dem Sohne", so war sunu-bhi-s der Instrumentalis Pluralis „mit den Söhnen"; sunu-sa war Nominativ Singularis, „Sohn" (sa ist eine demonstrative Wurzel, von jenem sa „mit" verschieden), sunu-sa-s Nom. Plur., „Söhne".

Das namentlich durch die Glieder des Leibes der Anschauung so nahe gerückte Paarverhältnis gab zu einer Abart des Pluralis in der Sprache Veranlassung, zu einer besonderen Bezeichnung der Zweizahl, zur Bildung des Dualis. Im Indogermanischen erweisen sich die Formen des Dualis als aus denen des Pluralis hervor gegangen; sie setzen also diese voraus und der Dualis ist somit wohl jünger als der Pluralis. Die indogermanischen Sprachen pflegen sich im Laufe der Zeit, die eine früher, die andere später, dieser besondern Formen für die Zweizahl wieder zu entäußern.

Es liegt nun im Begriffe des Casus sowohl als in seiner Entstehung aus Postpositionen, daß die ihn ausdrückenden Elemente bei allen und jeden Nominibus dieselben sind. Mag das Nomen

ein Femininum oder Masculinum sein, mag sich der Stamm desselben auf einen Vocal oder einen Consonanten endigen — alles dieß ist völlig gleichgiltig für die Beziehung, in welcher es im Satze erscheint; um ihm die Beziehung z. B. eines Instrumentalis Pluralis zu geben, werden jedem Nomen ein und dieselben Elemente beigefügt, denn diese Beziehung bleibt sich unter allen Verhältnissen stäts gleich. Doch ist zu bemerken, daß in manchen Casus der Plural sich anderer Elemente bedient als der Singular; bisweilen ist es noch deutlich ersichtlich, daß ursprünglich eben mehrere Elemente in wenig verschiedener Beziehung in Anwendung waren; im Singular blieb dann nur das eine haften, das andere verlor sich ganz oder bis auf Reste, im Plural setzte sich das andere fest, und so bildete sich jene eben erwähnte Verschiedenheit der Casusbezeichnung in beiden Zahlen.

Es gibt also ursprünglich nur eine Declination, nicht aber verschiedene Declinationen. Besonders unwissenschaftlich ist es, von erster, zweiter u. s. w. Declination zu reden, als könnte in diesen Dingen eine Reihenfolge stattfinden.

Nichtsdestoweniger aber lehrt uns schon ein flüchtiger Blick auf die vorhandenen Sprachformen, daß bei verschiedenen Nominibus dieselben Casus verschieden lauten. Woher nun doch diese Unterschiede, die nach dem Gesagten im Casus- und Numerusausdrucke nicht liegen können? Die Antwort auf diese Frage ist leicht. Die Stammauslaute der Nomina sind verschieden; dasselbe Casussuffix wird mit einem auslautenden Vocale andere lautliche Verbindungen im Laufe der Zeit eingehen, als mit einem auslautenden Consonanten, bei älteren Sprachen finden sich auch Stammbildungen, die sich vor antretenden Casuselementen verkürzen oder dehnen. Die Verschiedenheit desselben Casus bei verschiedenen Nominibus beruht also in der Verschiedenheit der Nominalstämme, und wir werden also nicht von verschiedenen Declinationen, sondern von verschiedenen Nominalstämmen zu handeln haben. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Pronominalstämme, denen sich im Deutschen die unbestimmten Adjectiva anschließen, besteht darin, daß sie vor gewissen Casusendungen ihre Stämme durch Zusätze erweitern, daß also in diesen Casus eine andere Stammform zu Grunde liegt als in den andern. Seltner und sehr wechselnd finden sich solche Zwischensätze auch bei anderen Stämmen; beim Pronomen

sind sie constanter und alterthümlicher. Hauptsächlich durch diese Zwischenelemente zwischen Stamm und Casusendung setzt sich die pronominale Declination von der der übrigen Nomina, der nominalen Declination ab. Das ungeschlechtige persönliche Pronomen der ersten und zweiten Person bietet Wechsel im Stamme selbst dar, außer manchen andern Besonderheiten; das Reflexivpronomen schließt sich diesen Eigenthümlichkeiten an. So zerfällt die Declination zunächst in drei Verschiedenheiten; wir haben 1) die nominale Declination, 2) die pronominale Declination, 3) die Declination des ungeschlechtigen persönlichen Pronomens. Diese Reihenfolge schreitet von den einfacheren Bildungsweisen zu den zusammengesetzteren vor, und es hat also diese Anordnung ihren in der Sache selbst liegenden guten Grund. Zahlwort und Eigennamen folgen im Deutschen theils der nominalen, theils der pronominalen Weise.

Das Deutsche kennt in seinen ältesten vorliegenden Sprachformen im Singularis fünf Casus, nämlich Nominativ, Accusativ, Dativ (in welchem der Locativ aufgegangen ist), Genitiv (welcher zugleich die Stelle des ihm nahe verwandten Ablativs vertritt) und Instrumentalis, letzterer ist, außer im Althochdeutschen, nur noch in Resten vorhanden. Außerdem gab es einen Vocativ, der aus dem reinen Stamme bestund, er war also kein Casus, überhaupt eigentlich keine Wortform, kein Satzglied; im Mittelhochdeutschen ist er längst mit der Form des Nominativs zusammen gefallen. Der Dualis ist verloren; er hatte nur im Zahlwort „zwei" längeren Bestand und existirt beim persönlichen Pronomen der ersten und zweiten Person in Mundarten bis zur Stunde. Der Plural hatte schon von Alters her keine besondere Form für den Vocativ, sondern der Nominativ galt hier von jeher auch als Vocativ; im Deutschen gilt die Dativform zugleich als Instrumentalis, so daß hier also nur vier Casusformen, nämlich Nominativ, Accusativ, Dativ, Genitiv bleiben. Beim Nomen ist im Singular und Plural im Mittelhochdeutschen bereits Accusativ und Nominativ in eine Form zusammengefallen, so daß wir in dieser Sprache, wie im Neuhochdeutschen, nur noch drei Casusformen und auch diese nur in schwachen Resten noch vorfinden, Nominativ (Accusativ), Dativ, Genitiv. Die pronominale Declination hat jedoch für den Accusativ Singularis eine besondere Form bewahrt.

Das Element, welches den Nominativ Singularis bezeichnet, ist s; sein Ursprung aus dem demonstrativen Pronominalstamme sa „der", Fem. sâ (gotisch sô) „die", ward oben bereits erwähnt. Dieser Pronominalstamm lautet in allen andern Casus und eben so im Neutrum ta; die Wandlung des t in s findet nur im Nominativ Singularis und nur da statt, wo sich das Pronomen auf ein Masculinum oder Femininum, also auf etwas Belebtes oder sprachlich als belebt Empfundenes bezieht. Das s ist also nur für Masculinum und Femininum Zeichen des Nominativus Singularis, fürs Neutrum gilt in der pronominalen Declination t (als Auslaut im Deutschen unverschoben geblieben); die Nomina Neutrius Generis haben gar keinen Nominativ, sondern lassen den Accusativ für den Nominativ eintreten. Die Feminina auf ursprüngliches â haben das s des Nominativs in uralter Zeit bereits verloren.

Der Nominativ Pluralis fügte zum s des Nominativ Singularis noch das plurale s und lautete ursprünglich also -sas; bald aber blieb nur eines der beiden s übrig. Das Neutrum hat im Accusativ und Nominativ, die auch im Plural beim Neutrum gleich lauten, die in ihrem Ursprunge dunkle Endung â.

Accusativzeichen ist m oder, im Litauischen und Deutschen, n, dunkler Herkunft. Dieß m gilt bei Neutris, deren Stamm auf -a auslautet, zugleich für den Nominativ; die übrigen Neutra zeigen im Nominativ und Accusativ den reinen Stamm. Im Accusativ Pluralis tritt zu diesem m oder n noch das Zeichen des Plurals hinzu; die älteste Endung dieses Casus ist also -ms oder -ns. Von den Neutris war schon die Rede.

Im deutschen Dativ Singularis sind meist ursprüngliche Locative zu erkennen, deren Suffix i war; das eigentliche Dativsuffix ist ursprünglich ai.

Der Dativ Pluralis lautete ursprünglich bhj-as, d. h. bhi, Casuselement, und s des Plurals; a ist ein weniger wesentlicher Zwischenlaut. Im Deutschen, Litauischen, Slawischen ist für bh in diesem Casussuffixe stets m eingetreten, dieß ist im Deutschen allein übrig geblieben als Rest des Suffixes des Dativs Pluralis. Dieß m aus bhi bildete ursprünglich im Deutschen auch den Instrumentalis Singularis, der jedoch dem Mittelhochdeutschen bis auf schwache Spuren abhanden gekommen ist.

Element des Genitiv Singularis ist das aus dem t des Ablativs abgeschwächte s. Im Plural ist die älteste Genitivendung wahrscheinlich sâm-s; s ist Pluralzeichen, sâm Casuselement. Von diesem *sâms blieb jedoch nur sâm und âm übrig.

Diese Elemente treten nun zum Zwecke der Declination an den Auslaut der Nominalstämme an, welcher vor gewissen Casusendungen Veränderungen (Steigerung, Schwächung) erleidet, außerdem machen sich im Laufe der Zeit die Lautgesetze geltend, namentlich beim Zusammentreffen consonantisch anlautender Casussuffixe mit consonantischem Stammauslaute. Die verschieden auslautenden Stämme werden sich also bei ihrer Verbindung mit Casuselementen in verschiedener Weise verhalten, und es hat die Lehre von der Declination diese Verschiedenheit der Stammauslaute zu Grunde zu legen.

Die Nominalstämme zerfallen ihren Auslauten nach — denn nur der Auslaut kommt hier in Betracht — zunächst in zwei Classen, in vocalische und consonantische Stämme. Die ersteren sind nun folgende:

I. A-Stämme. Da ein diesem a vorausgehendes j — und ja ist eins der häufigst angewandten Stammbildungselemente — besondere Lautwandlungen im Laufe der Zeit hervor zu rufen pflegt, trennen wir die A-Stämme in solche, deren a ein anderer Laut als j vorausgeht und in Stämme auf ja.

I, a. A-Stämme. Masculinum, Stamm taga (Tag); Neutrum, Stamm worta (Wort); Femininum, mit gesteigertem Auslaute, Stamm gebâ (Gabe).

I, b. Ja-Stämme. Masculinum, Stamm hirtja (Hirte); Neutrum, Stamm kunja (Geschlecht, Verwandtschaft); Femininum, Stamm sipja (Sippe).

II. I-Stämme. Masculinum, Stamm gasti (Gast); Neutra dieser Stammform kommen im Deutschen nicht vor; Femininum, Stamm krafti (Kraft).

III. U-Stämme. Diese Stämme sind im Mittelhochdeutschen zwar nur noch in Spuren erkenntlich, dürfen aber, als im älteren Sprachstande scharf von den andern geschieden, nicht übersehen werden. Masculinum, Stamm schatu (Schatten), Neutrum, Stamm vihu (Vieh); das Femininum hat sich schon im Althochdeutschen verloren; d. h. die weiblichen Stämme auf u sind in ihrer Declination der Analogie der häufigeren Stammauslaute gefolgt.

Nur diese drei Grundvocale erscheinen im Deutschen als vocalische Stammauslaute. Noch viel einfacher gestalten sich die consonantischen Auslaute. Während von den verwandten Sprachen z. B. das Griechische, Indische dem Ursprünglichen darin treu geblieben sind, daß sie eine große Anzahl verschiedener consonantisch auslautender Nominalstämme besitzen, hat das Deutsche diese Art von Stammauslauten bis auf wenige Stammformen von großer Häufigkeit fast gänzlich verloren. Wir fassen die consonantischen Stämme des Deutschen als eine Classe von Stämmen, die vierte, zusammen. Sie wird fast ausschließlich gebildet durch die im Deutschen ungemein beliebten N-Stämme, die sich zu einer durchgreifenden Analogie entwickelt und namentlich dadurch ein außerordentlich weites Gebiet eingenommen haben, daß von jedem Adjectivum ein N-Stamm gebildet werden kann, um dem Adjectivum die bestimmte Beziehung zu geben. Diese Neubildung von N-Stämmen bei Adjectiven mit der eben angedeuteten Function wird mit Recht unter die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale unserer Sprachfamilie gerechnet.

Seit Grimm nennt man die Declination der vocalischen Stämme starke Declination, die der N-Stämme, schwache. So wichtig und richtig die Sonderung beider auch ist, so ist doch, meines Erachtens, die Bezeichnung „stark" und „schwach" nicht gut gewählt, denn sie nennt die Sache nicht mit ihrem rechten Namen, sondern deutet sie mit einem Bilde an, dessen Berechtigung ich wenigstens nie begriffen habe. Diese unklare Bezeichnung hat denn auch zu vielen Mißverständnissen und Unklarheiten Anlaß gegeben; überdieß gehören uneigentliche Bezeichnungen in die poetische Ausdrucksweise, nicht aber in die Sprache der Wissenschaft, deren einziges Ziel Einfachheit und zwingende Klarheit sein muß. Oben fanden wir dieselbe Bezeichnungsweise „stark" und „schwach" in völlig verschiedener Anwendung; „starke Verba" werden die Stammverba, „schwache Verba" die abgeleiteten genannt. Schon diese Mehrdeutigkeit der Ausdrücke stark und schwach läßt die Entfernung der in Rede stehenden Bezeichnungsweise aus der wissenschaftlichen Sprache der deutschen Grammatik wünschenswerth erscheinen.

Außer den N-Stämmen haben nur die Verwandtschaftsworte, als R-Stämme, consonantischen Auslaut bewahrt; wir unterscheiden demnach

IV, a. N-Stämme. Masculinum, Stamm hasan (Hase); Femininum, Stamm zungan (Zunge); Neutrum, Stamm hërzan (Herz). Letztere beiden dehnen in der älteren Sprache vielfach den Vocal vor dem auslautenden n, was beim Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen wegen der Verflüchtigung aller Vocale der Endsilben in e eben so wenig in Betracht kommt, als die nicht umlautwirkende Schwächung der Endung -an in -in, welche bei den männlichen und sächlichen Stämmen dieser Art in mehreren Casus stattfand.

IV, b. R-Stämme. Masculinum, Stamm bruodar (Bruder); Femininum, Stamm muotar (Mutter).

Die Declination des Mittelhochdeutschen und noch mehr des Neuhochdeutschen hat durch die in diesen Sprachen eingetretene Verflüchtigung der Auslaute solche Einbußen an Formen erlitten, daß wir hier füglich nur von Resten der Casusbildung sprechen können. Um diese Reste deuten zu können, müssen wir ihnen die ursprünglichen Formen, wie sie etwa in der deutschen Grundsprache lauteten, zur Seite stellen, die gotischen Formen setzen wir ebenfalls bei, um neben dem erschlossenen älteren die in der alterthümlichsten deutschen Sprache wirklich vorkommenden Bildungen nicht zu vermissen. Das Neuhochdeutsche erwähne ich bloß da, wo es auch abgesehen von den Gesetzen des Auslauts-e vom Mittelhochdeutschen abweicht. Auch vom Uebertritte einzelner Worte in eine ihnen ursprünglich fremde Analogie sehen wir hier ab; so ist z. B. unser hân, Gen. hânes u. s. f. ursprünglich ein N-Stamm und der Nom. hätte hane, der Gen. hanen (vgl. hanenkamm, *crista galli* u. a.) u. s. f. zu lauten; ähnliches findet sich nicht selten.

I, a. A-Stämme.

Masculinum.

Singul.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mhd. und Nhd.
Nom.	daga-s	dags	tac, nhd. tag.
Acc.	daga-n	dag	
Dat.	dagâi aus daga-ai	daga	tage.
Gen.	dagâ-s mit Steigerung des Stammauslautes, wie bei den I- und U-Stämmen.	dagis, aber altsächsisch dagas, was auf älteres dagâs hinweist.	tages.

Plural.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mhd. und Nhd.
Nom.	dagô-s mit zweiter Steigerung des Stammauslautes.	dagôs	tage.
Acc.	daga-ns	dagans	
Dat.	daga-ms [1]	dagam	tagen.
Gen.	dagâm aus daga-(s)âm	dagê	tage.

Das Neutrum unterscheidet sich vom Masculinum im Singular ursprünglich nur durch den Nominativ, welcher in der Grundsprache vurda-m gotisch vaurd lautete, im mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen wort ist auch dieser Unterschied geschwunden; die übrigen Casus wurden schon ursprünglich völlig ebenso wie beim Masculinum gebildet; im Plural hatte der Nominativ und Accusativ in der deutschen Grundsprache die Form vurdâ aus vurda-â; gotisch lautet diese Form vaurda, mhd. wort; das Neuhochdeutsche hat hier die Analogie des Masculins walten lassen und bildet also worte wie tage.

Nicht im Gotischen erhalten, aber dennoch uralt und also der deutschen Grundsprache zuzuschreiben sind die Neutra, welche das ursprünglich ihnen zukommende Wortbildungssuffix -as im Singular verlieren und dann in die Analogie der A-Stämme übertreten, im Plural aber jenes as beibehalten. So lautet von rat, nhd. rad, der Plural reder, Dat. rederen, Gen. redere, nhd. räder, rädern, räder; die Grundformen dieser Casus des Pluralis sind Nom. Acc. ratas-â, Dat. ratas-ams, Gen. ratas-âm; das as schwächte sich zu is und dieß gieng nach der Regel in ir, er über, von dem also unursprünglichen i stammt der Umlaut. Diese Worte entsprechen z. B. den lateinischen Neutris auf -us, wie genus, Plur. Nom. Acc. genera für genes-â, Gen. Pl. genes-um aus genes-âm u. s. f., nur daß hier der Singular das Suffix bewahrt hat. Im Deutschen aber verfährt man so, als wenn der Lateiner den Singular mit *genum, geni, geno bildete, d. h. das Suffix us (ursprünglich as) abwürfe und es durch die Endungen der A-Stämme ersetzte. Die Plurale mit -ir, -er waren also ursprünglich nur jenen mit dem Suffixe ursprünglich as gebildeten Nominibus eigen; mit der Zeit aber entwickelte sich aus diesen Pluralen eine Analogie, die eine Menge Worte in ihre Bahn riß, die ursprünglich kein solches Suffix besaßen, so daß im Mittel-

[1] Vielleicht noch daga-mus oder in ähnlicher Weise.

hochdeutschen und noch mehr im Neuhochdeutschen solche Neutra mit er im Plural häufig geworden sind. Manche Worte haben auch beide Pluralformen mit und ohne er; wie z. B. denkmale und das weniger edle denkmäler. Das Neuhochdeutsche geht so weit, daß es dem er eine Function verleiht, die wir die vereinzelnde, individualisirende nennen können; worte, die ältere Form, deutet auf eine ganze Rede, während das jüngere wörter nur einzelne Worte bezeichnet; tuche sind Tucharten, tücher einzelne fertige zur Kleidung dienende Stücke u. s. f. Die älteren Formen verdienen den Vorzug; geradezu gemein sind dinger, ungetümer, anstatt dinge, ungetüme u. a., oder gar der nur in schimpflicher Anwendung gebrauchte abscheuliche Plural menscher (anstatt menschen, ein N-Stamm liegt hier vor; das Genus Neutrum aber ist alterthümlich).

Selbst aufs Masculinum erstreckt sich jetzt dieses ursprünglich durchaus neutrale er, z. B. geister, leiber, irtümer, götter, wälder u. s. f. Der erwähnte Unterschied in der Function dieser Plurale auf -er von den älteren Formen ohne dasselbe tritt hier bei einigen Worten besonders stark hervor; man vergleiche orte und örter, mannen und männer.

Femininum.

Singul.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mittelhochdeutsch.
Nom.	gibâ ohne Nom. -s wie bei den entsprechenden Stämmen der verwandten Sprachen.	giba	gëbe. (Nom. u. Acc.)
Acc.	gibâ-n	giba	
Dat.	gibâi aus gibâ-ai	gibai	gëbe.
Gen.	gibô-s, mit Steigerung des Stammauslautes.	gibôs	gëbe.
Plural.			
Nom.	gibô-s	gibôs	gëbe. (Nom. u. Acc.)
Acc.	gibô-ns	gibôs	
Dat.	gibô-ms	gibôm	gëben.
Gen.	gibôm aus gibô-(s)âm	gibô	gëben, ahd. gëbôno, eine hochdeutsche Neubildung nach Analogie der N-Stämme gebildet durch Einschiebung von n zwischen Stamm und Casusendung; wäre diese Form dem Grunddeutschen zuzuschreiben, so würde sie hier gibô-n-âm zu lauten haben.

Es versteht sich bei diesen wie bei allen Stämmen, daß im Mittelhochdeutschen die Tonverhältnisse maßgebend für das e der Endsilben sind (vgl. S. 159 flg.); es lautet also der Gen. und Dat. Singularis des Neutrum spër (Speer), spërs und spër; der Nom. Singularis des weiblichen Stammes zala, zal, Dat. Gen. Pluralis zaln u. s. f.

Die Neigung dieser weiblichen A-Stämme der Analogie der N-Stämme zu folgen, tritt im Mittelhochdeutschen bereits stark hervor, indem viele derartige Worte nach IV, a schwanken und N-Formen anstatt der vocalischen zeigen. Im Neuhochdeutschen ist aber eine völlige Mischung der weiblichen A-Stämme und N-Stämme eingetreten, der Art, daß im Singular nur die A-Formen, im Plural nur die N-Formen gebraucht werden. Da beide ihre Casusendungen längst verloren haben, so lautet also der ganze Singular gâbe, der ganze Plural gâben; eben so von den ursprünglichen N-Stämmen der Singular zunge, der Plural zungen. Das Volk hat bekanntlich vielfach auch im Singular die älteren N-Formen gewahrt; diese Genitive und Dative Singularis weiblicher Stämme auf -n (z. B. der zungen) finden sich selbst bei Bürger, Wieland, Göthe, ja bei Rückert u. a. hier und da noch vor — ich erinnere nur an das allbekannte „Röslein auf der Heiden“ — in der Verbindung „Kirche unserer lieben Frauen“ hat sich mit der älteren Bedeutung (Herrin) auch die ältere Form des letzteren Wortes erhalten, die uneigentlichen Zusammensetzungen (Frauenschuh, Zungenspitze u. s. f.) haben sie ausschließlich.

I, b. Die Ja-Stämme unterscheiden sich ursprünglich in nichts, als eben durch das j vor a, von den übrigen A-Stämmen. Bald jedoch trat in gewissen Fällen Zusammenziehung von ja zu i, ei, ein; z. B. Nom. Sing. Msc. Grundform hirdja-s, gotisch aber hairdeis, ahd. hirti, Neutr. Grundform kunja-m, ahd. kunni u. a. Im Mittelhochdeutschen ist nun von ja oder vielmehr von dem aus ja durch Zusammenziehung entstandenen Vocalen nichts anders übrig geblieben als e (mit Umlaut oder Nichtverwandlung des i der vorhergehenden Silbe), so daß der ganze Unterschied dieser Ja-Stämme von den A-Stämmen im Nom. Acc. Sing. Masc. Neutr. und im Nom. Acc. Plur. Neutr. durch das auslautende e (der Rest von i aus ja) gebildet wird: hirte, künne (gegenüber

von tac, wort). Alles übrige, so wie das ganze Femininum (sippe) ist völlig wie bei den übrigen A-Stämmen (Genit. hirtes, künnes u. s. f.).

Das Neuhochdeutsche ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat sich auch dieses einzigen unterscheidenden Restes der Ja-Stämme fast völlig entschlagen; wir sagen fischer, gegenüber von mhd. vischære, hirte u. a. gehen nach IV, a; nur das einzige Masculinum käse hat das e in der Schriftsprache gewahrt, doch beginnt das volksthümlichere käs bereits Eingang zu finden. Reichlich findet sich das e noch beim Neutrum. Wir sagen zwar bett, bild, gemüt, geschlecht u. s. f., und nicht mehr bette, bilde, gemüte, geschlechte, behalten aber erbe, gemälde, gefolge, gewebe, u. a. unabgekürzt bei.

II. J-Stämme.

Die männlichen J-Stämme sind schon im Gotischen im Singular in die Analogie der A-Stämme (I, a) umgeschlagen, gasts wird vollständig so declinirt wie dags; es versteht sich, daß im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen dasselbe stattfindet. Der Plural hat aber bis auf den Genitiv, der ebenfalls wie von den A-Stämmen gebildet wird, die alten J-Formen erhalten:

Plural.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mhd. und Nhd.
Nom.	gastei-s, mit Steigerung des i zu ei.	gasteis	geste (Gäste).
Acc.	gasti-ns	gastins	
Dat.	gasti-ms	gastim	gesten.
Gen.	gastj-âm, vielleicht gastijâm oder gastajâm, mit Steigerung des Stammauslautes.	gastê (wie dagê)	geste.

So gehen mhd. dôn, Plur. dœne; gruoz, grüeze; stôz, stœze; fuoz, fueze; wurm, würme u. s. f.

Das Femininum bewahrt dagegen im Singular seine ursprüngliche Stammform, die uns also zugleich als Bild der verlorenen Urformen des Masculins dienen kann, denn bei den J-Stämmen unterscheiden sich ursprünglich Masculina und Feminina nicht.

Singul.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mittelhochdeutsch.
Nom.	krafti-s	ansts (Gnade, ein krafts kommt nicht vor).	kraft.
Acc.	krafti-n	anst	kraft.
Dat.	kraftaj-i mit Steigerung des stammhaften i zu ai, das vor dem locativisch=dativischen i zu aj ward; im Gotischen ist das auslautende kurze i nach der Regel weggefallen.	anstai	krefte oder kraft.
Gen.	kraftaj-as (kraftaj-is?) mit derselben Steigerung des Stammauslautes.	anstais	krefte oder kraft.

Der Plural unterscheidet sich in nichts vom Masculinum.

Man bemerke, daß im Genit. Dat. Singularis mit dem Verluste des auslautenden e im Mittelhochdeutschen auch der Umlaut der Stammsilbe schwindet. So gehen im Mittelhochdeutschen brût (Braut), briute; burc (Burg), bürge; gans, gense; nôt, nœte; stat (Ort), stete u. s. f. Die nicht umlautsfähigen, wie diet (Volk), zît (Zeit), eich (Eiche) u. a. unterscheiden sich von den A=Stämmen (I, a) nur durch das Fehlen des auslautenden e.

Im Neuhochdeutschen ist im Dat. Gen. Singularis nur die abgekürzte Form ohne Umlaut bräuchlich, überhaupt sind nur umlautsfähige dieser Weise treu geblieben, die übrigen folgen jener aus der Analogie der A=Stämme und der N=Stämme gemischten Abwandlung, die wir bereits besprochen haben.

III. U=Stämme.

Obschon das Mittelhochdeutsche nur noch schwache Spuren der U=Stämme aufzuweisen hat, so dürfen wir diese ursprünglichen und im Gotischen so rein durchgeführten Stämme doch keineswegs übergehen; sie bilden eine schöne Parallele zu den I=Stämmen.

Masculinum.

Singul.	Deutsche Grundsprache	Gotisch.
Nom.	skadu-s	skadus.
Acc.	skadu-n	skadu.
Dat.	skadav-i	skadau.
Gen.	skadav-as (skadav-is?)	skadaus.
Plural.		
Nom.	skadiu-s	skadjus.
Acc.	skadu-ns	skaduns.
Dat.	skadu-ms	skadum.
Gen.	skadiv-âm	skadivê.

Das Femininum unterscheidet sich in nichts vom Masculinum; das Neutrum, auch im Gotischen nur im Singular erweislich, bildete seinen Nom. Acc. Singular mittels des reinen Stammes, also Grundsprache fihu, gotisch faihu. Der Nom. Acc. Pluralis lautete in der deutschen Grundsprache etwa fihu-a, fihv-a oder fihiv-a.

Im Mittelhochdeutschen geht schate (deutsche Grundform und gotisch skadu-s), mëte (Grundform midu-s) gerade so wie hirte, und ist nur der Nichtumlaut des a und die Wandlung des i zu ë Zeuge, daß hier das auslautende e nicht für älteres ja, i steht; sige (sigu-s), site (sidu-s), vride (frithu-s) sind nur auf wissenschaftlichem Wege mittels der älteren Sprache als U-Stämme zu erkennen. Manche, wie sun Plur. süne (Sohn, Söhne), vuoz Plur. vüeze sind in die Analogie der I-Stämme eingetreten, älter, so im Gotischen, lauteten diese Worte sunu-s, fôtu-s.

Die Neutra vihe (fihu), wite (witu, Holz, erhalten in widehopf), sind ebenfalls von I, b nicht mehr zu unterscheiden.

Das Femininum war schon im Althochdeutschen geschwunden; ein gotisches handus, Acc. Plur. handuns ist z. B. zum I-Stamme geworden: hant, Plur. hende; der umlautslos erhaltene Dat. Plur. in „zu handen, vor handen“ zeugt noch von dem ursprünglichen handu-ms, gotisch handu-m.

Im Neuhochdeutschen geht sig, met wie tag; fride, schatte, gewöhnlich schatten, gehen nach der Analogie der N-Stämme, sitte wie der ebenfalls männliche U-Stamm lust sind Feminina geworden (in fränkischer Mundart aber ist lust noch als Masculinum in Gebrauch); son und fuß gehen, wie mhd., nach gast. Das Neutrum vih geht wie wort.

IV, a. N-Stämme.

Singul.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mhd. und Nhd.
Nom.	hasâ (aus hasans, wie lateinisch homô aus homon-s).	hasa [1]	hase.
Acc.	hasân-an, mit Steigerung des a der Stammendung.	hasan	hasen.
Dat.	hasan-i	hasin	hasen.
Gen.	hasan-as (hasan-is?)	hasins	hasen.

[1] Dieß Wort kommt in den gotischen Sprachdenkmalen nicht vor. Wir erlauben uns, es zu erschließen, da es höchst wahrscheinlich der Sprache nicht fehlte.

Wir haben der deutschen Grundsprache überall den vollen Vocal a in der Stammendung an belassen; wäre hier schon die Schwächung in in eingetreten, so würde das spätere Deutsch wahrscheinlich Umlaut der Stammsilbe zeigen.

Plural.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Mhd. und Nhd.
Nom.	hasân-as	hasans	hasen.
Acc.	hasan-ans	hasans	hasen.
Dat.	hasan-ams	hasam	hasen.
Gen.	hasan-âm	hasanê	hasen.

Man sieht, das Mittelhochdeutsche und Neuhochdeutsche haben alle Casusendungen verloren. Im Neuhochdeutschen nehmen viele das n auch im Nominativ an, wie haufen, garten, funken u. a. Manche dieser Art schlagen nach II. um, wie bogen, magen, graben, garten, Plural bögen, mägen, gräben (besser und edler jedoch ohne Umlaut bogen, magen, graben), gärten. Das Masculinum mhd. man (und ieman, nieman oder iemen, niemen) hat schon im Nominativ das n (das hier wurzelhaft ist), lautet also im Singular und Plural gleich. Uebrigens wird man auch nach vocalischer Weise declinirt; Gen. mannes, Dat. manne, Plur. Nom. Acc. man, Gen. manne, Dat. mannen (Gen. Sing. iemannes, iemans, iemens; Dat. iemanne, iemen; das Neuhochdeutsche hat in jemand und niemand nn in nd gewandelt).

Dem Masculinum völlig gleich ist das Femininum, mhd. Nom. zunge, alle andern Casus zungen; das Neuhochdeutsche weicht hier, wie oben bei I, a gesagt, im Singular ab. Auch die Neutra hërze, ôre, ouge, wange, gehen im Mittelhochdeutschen vollkommen so wie hase (die Grundformen wichen jedoch in manchen Stücken ab, namentlich muste ja der Nom. Acc. Pluralis des Neutrums die Endung â haben, also etwa *hirtân-â oder hirtôn-â lauten).

Im Neuhochdeutschen bildet herz (nicht mehr, wie noch vor wenigen Decennien, herze) den Gen. herzens, als laute der Nominativ herzen; auge und ôr sind im Singular vocalischer Analogie beigetreten, wange ist Femininum geworden. Dagegen bilden bette und leid ihren Plural nunmehr nach der Analogie der N-Stämme.

Die bestimmten Adjectiva folgen im Mittelhochdeutschen in ihrer Declination genau den substantivischen N-Stämmen, haben

also im Nom. Sing. Masc. Fem. (der, die) blinde, Nom. Acc. Sing. Neutr. (daz) blinde, alle übrigen Casus des Singulars aber und der ganze Plural aller Geschlechter haben blinden. Das Neuhochdeutsche hat hier die mittelhochdeutschen Formen unverändert beibehalten, nur wird im Femininum der Accusativ Sing. dem Nominativ gleich gebildet, also nicht mehr die schœnen vrouwen, sondern die schöne frau.

IV, b. Die Verwandtschaftsworte auf -er wie mhd. vater, bruoder, muoter, swëster, tohter bleiben im Mittelhochdeutschen ebenfalls im Singular unverändert; die Grundformen waren z. B. Sing. Nom. brôthâr, môthâr (für brôthars, môthars, wie πατήρ, μήτηρ für πατερς, μητερς), Acc. brôthar-an, môthar-an u. s. f. vollständig so wie bei den N-Stämmen. Schon im Mittelhochdeutschen tauchen die Plurale mit Umlaut auf, wie veter, brüeder, müeter, töhter, die also eben so zu beurtheilen sind, wie gärten, gräben u. s. f.

Pronominale Declination; Declination des geschlechtigen Pronomens und des unbestimmten Adjectivs.

Um die Art dieser Declination wenigstens einigermaßen vor Augen legen zu können, wählen wir als kürzesten Weg die Betrachtung der Declinationsformen des Demonstrativstammes da, di, der auch als Relativum im Gebrauche ist und mit einiger Abschwächung seiner demonstrativen Function als sogenannter bestimmter Artikel gilt.

Der Nominativ Masc. lautet mhd. dër; hier ist, wie überhaupt in dieser Declination, das s des Nominativs erhalten, aber in r übergegangen, wie so häufig; die ältere Form von dër wäre also thi-s (übrigens ist diese Form eine Neubildung nach Analogie der andern Casus; im Gotischen lautet der entsprechende Nominativ im Masculinum noch sa, im Femininum sô, = griechisch ὁ, ἡ, sanskrit und Urform sa, sâ; diese Formen sind im Hochdeutschen verloren); Neutr. Nom. Acc. daz, gotisch tha-ta, a ist hier späterer Zusatz, Grundform *tha-th, indogermanisch ta-t, t ist das dem s der belebten Genera entsprechende Nominativzeichen des Neutrums, vgl. S. 240; Femininum Nom. diu. In der gesammten pronominalen Declination finden wir die auffallende Erscheinung, daß das ursprüngliche â des Nom. Sing. Femin. und Nom. Acc. Plur. Neutr. in u und weiterhin in iu übergeht; wir erwarten

hier dâ und finden dafür diu, das übrigens auch für di-â stehen kann, vgl. den Accusativ. Das Neuhochdeutsche hat die, was schon mhd. für dieß diu wie für den Nom. Acc. Plur. Neutr. sich findet.

Acc. Masc. dën aus älterem *thi-na und dieß für thi-n; n für m ist Accusativzeichen, die ältere Sprache gesellte ihm ein a bei (gotisch lautet diese Form tha-na für *tha-n, wie tha-ta für *tha-t); Neutr. da-z wie im Nom.; Fem. die für ahd. di-a, eine Neubildung, die an den Stamm di noch das a, ursprünglich âm der A-Stämme fügt (gotisch thô, d. i. tâ-m).

Dativ. Masc. Neutr. dë-me, dë-m; gotisch thamma. Urform ist das im Sanskrit wirklich vorkommende ta-smâi; hier ist nämlich an den Pronominalstamm ta das Zwischenelement sma angetreten — sma ist ursprünglich ebenfalls ein Demonstrativ-Pronomen — und erst an diesen Zwischensatz schloß sich das Dativzeichen ai an. Fem. dër für veraltetes dëre, gotisch thi-zai d. i. thi-sâi; auch hier ist s = gotisch z = hochdeutsch r Rest jenes Zwischenpronomens sma.

Gen. Masc. Neutr. dës, gotisch thi-s, s ist Genitivelement. Femin. dër, gotisch thi-zôs, zu zerlegen in thi, Stamm des Pronomens, zô Rest des Feminins des Zwischenpronomens, und s, Casuszeichen.

Der Instrumentalis, der vom Neutrum nicht selten vorkommt, lautet diu, die ältere Form du zeigt nur noch das Althochdeutsche; du ist aus *da-mi, *da-m entstanden, wie wir in der Conjugation z. B. ahd. biru, ich trage, für *biram, *birami, sanskrit und Urform bharâmi, finden werden.

Dieser Instrumentalis steht fast nur noch nach Präpositionen, z. B. sît diu, jetzt „seit dem". Wenn er allein stehen sollte, in der Bedeutung „hierdurch, damit" (z. B. vor Comparativen ahd. diu mêr, *eo magis*), wird er fast durchaus durch den Genitiv desselben Pronomens verstärkt: dës diu, wörtlich „dessen dadurch, *eius eo*", hieraus ward mhd. dëste, ja mit unorganischer Comparativendung dëster. Unser neuhochdeutsches des-to ist also in seinem Schlußgliede to für do (wegen des vorausgehenden s) Rest des alten Instrumentals du, diu.

Der Plural lautete im Gotischen Masc. Nom. thai, mit einer nur dem Pronomen eigenen Endung; Acc. thans. Femin. Nom. Acc. thôs, Neutr. Nom. Acc. thô, letztere ganz regelrecht gebildet,

Grundformen sind tâ-s und tâ. Ueberall ist hier nun vor diesen Endungen im Althochdeutschen ein i eingetreten, und auch im Masculin der Accusativ dem Nominativ gleich geworden: Masc. Nom. Acc. di-ê, Fem. di-ô, Neutr. di-u; mhd. sind die ersteren beiden zu die geworden, das Neutr. diu ist geblieben.

Dativ Plur. aller Geschlechter ist dën, verkürzt aus ahd. dêm, gotisch thai-m, wo m die bekannte Casusendung, thai aber eine Erweiterung des Stammes tha ist, die zu den Eigenthümlichkeiten der pronominalen Declination gehört.

Gen. Plur. aller Geschlechter ist dër, ahd. dëro, aus gotisch Femin. thi-zô, Masc. Neutr. thi-zê, wo -zô, -zê Vertreter von -sâm ist, der vollen Endung des Genit. Pluralis (vgl. S. 241) die nur in der pronominalen Declination sich erhalten hat.

Sehr alterthümlich war also das im älteren Neuhochdeutsch noch gebrauchte rein althochdeutsche dero für der. Dieß dëro ist völlig gleich dem gotischen thizô.

Die Formen dessen, deren, derer sind dagegen nur neuhochdeutsche Verlängerungen.

Wie unser neuhochdeutsches am für an dem, im für in dem, ans für an das und ähnliches auf der Verflüchtigung des leichten Pronomens beruht, so die zahlreichen ähnlichen Bildungen des Mittelhochdeutschen wie anme, vonme, für an dëme, von dëme; anz für an daz, giengens für giengen dës (wirtes geste), sküneges für dës küneges u. s. f., bequeme und lebendige Kürzungen, die wir unserer Schriftsprache haben entgehen lassen, so daß sie nicht selten durch den so häufigen Gebrauch der vollen Formen dieses und anderer Pronomina etwas Steifes, Schleppendes hat.

Die Casusformen des Fragepronomens, Stamm hwa, hwi (vgl. lat. quo-d, qui-s; Urform ist ka, ki, das w ist spätere Lauterweiterung des k), dessen h aber längst geschwunden ist, sind denen des eben besprochenen Pronomens völlig analog:

Nom.	wër (= hwi-s)	waz (= hwa-t-a).
Acc.	wën	waz.
Dat.	wëm(e).	
Gen.	wës.	
Instr.		wiu.

Letzterer Casus ist besonders bräuchlich in der Verbindung zwiu, d. i. ze wiu „zu was, wozu, warum“.

Im Neuhochdeutschen ist auch hier anstatt des etwas veralteten Genitivs wes (z. B. in „wes Brot ich eß, des Lied ich sing“), das verlängerte wessen in Gebrauch.

Durch ein vorgesetztes s, ursprünglich sô, das eigentlich auch noch nach dem Pronomen stund, sô wër sô, swër sô, wird dieß Pronomen zu swër, swaz, einem Relativum mit der Bedeutung „wer irgend, was irgend“ swiu; der Instrumentalis, z. B. an swiu „woran auch“.

Der Comparativ von wër, nämlich wëder bedeutet „welcher von zweien“ ist aber mhd. wenig mehr bräuchlich und nhd. nur noch in Dialekten vorfindlich. Desto häufiger ist bis zur Stunde dieses Wort als Conjunction in Anwendung.

Wëlch aus hwë-lîch, wörtlich „wie Leib habend“ (vgl. S. 230), d. h. wie beschaffen, nebst swëlch „welcher irgend“, wird wie jedes andere Adjectiv unbestimmter Form abgewandelt.

Der Pronominalstamm i entlehnt nicht wenige Casus von einem Stamme si: ër (aus gotisch i-s), Neutr. ë-z (i-ta), Fem. siu, sie — Acc. i-n (i-na), Neutr. ëz, Fem. siu, sie — Dat. im(e), Fem. ir — Gen. Masc. Neutr. ës (gotisch i-s); fürs Masculinum jedoch fast außer Gebrauch[1] und schon durch sîn ersetzt, Fem. ir. — Der Plural lautet für alle Geschlechter gleich: Nom. Acc. sie, Dat. in, Gen. ir. Dieß Pronomen findet sich im Mittelhochdeutschen vielfach verkürzt und andern Worten angehängt; so steht für sie auch sî, si, se und bloßes s, z. B. sturbens d. i. sturben sie „starben sie“, ebenso ërz = ër ëz u. s. f. Auch hier hat sich aus in und ir in der späteren Sprache ein inen und irer entwickelt (doch nicht im Acc. Masc. Sing. und Dat. Fem. Sing.); der ahd. Gen. iro hat sich, wie dero, im Zopf der Titulatur bis in die letzten Jahrzehnte erhalten, dürfte aber seit 1848 schwerlich mehr gebraucht werden.

Das Demonstrativ mhd. diser oder, mit Umstellung von er zu re, dirre aus *disre, Neutr. ditze, diz auch wohl diz (nicht disez wie im Neuhochdeutschen), Fem. disiu, ist offenbar aus zwei Stämmen, aus di und si zusammengesetzt. Acc. Masc. disen, Neutr. ditze, diz, Fem. dise — Dat. Masc. Neutr. diseme,

[1] Z. B. Nib. 665, 2: dies d. i. die ës, so viel als die sîn, nämlich des Hortes.

Fem. dirre, diser (beides aus disere) — Gen. Masc. Neutr. dises, Fem. dirre, diser — Plural. Nom. Acc. Masc. dise, Neutr. disiu, Fem. dise — Dat. aller Geschlechter disen — Gen. aller Geschlechter dirre, diser (auch hier beides aus disere, älter disero).

jëner, jenez, jeniu wird wie jedes andere unbestimmte Adjectiv behandelt.

Das unbestimmte Adjectiv unterscheidet sich in seiner Declination fast nicht von der der bisher behandelten Pronomina. Wir lassen das Paradigma in verschiedenen Altersstufen der deutschen Sprache folgen, wodurch am leichtesten die jüngsten Formen in ihrem Wesen anschaulich werden.

Masculinum. Neutrum.

Sing.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Ahd.	Mhd. und Nhd.
Nom.	Masc. blinda-s	blinds	blindêr mit derselben Wandlung des Stammauslautes, wie im Dat. Plur.	blinder.
	Neutr. blinda-th, später blinda-t, da im Auslaute th zu t ward.	blindata, auch blind.	blindaz	blindez, nhd. blindes.
Acc.	Masc. blinda-n Neutr. wie Nom.	blindana	blindan	blinden.
Dat.	Masc. Neutr. blindammâ aus blinda-sm-âi.	blindamma	blindemu	blindem(e).
Gen.	Masc. Neutr. blindâ-s ebenso wie beim Substantiv.	blindis	blindes	blindes.
Instr.	Masc. Neutr. blindami, blinda-m.	fehlt.	blindu	fehlt.
Plur.				
Nom.	Masc. blinda-i mit der dieser pronominalen Declination eigenen dunkeln Endung i.	blindai	blindê	blinde.
	Neutr. blindâ aus blinda-â.	blinda	blindu	blindiu, nhd. blinde, wie ja dieß iu überall in e geschwunden ist.

Plur.	Deutsche Grundsprache.	Gotisch.	Ahd.	Mhd. und Nhd.
Acc.	Masc. blinda-ns Neutr. wie Nom.	blindans	blindê, nach Analogie des Nominativs.	blinde.
Dat.	Masc. Neutr. blind-ai-ms, mit Erweiterung des Stammauslautes zu ai.	blindaim	blindêm	blinden.
Gen.	Masc. Neutr. blind-ai-sâm, mit derselben Erweiterung und der vollen Endung des Gen. Plural.	blindaizê	blindêro	blinder.
	Femininum.			
Sing.				
Nom.	blindâ	blinda	blindu	blindiu, nhd. blinde.
Acc.	blindâ-n	blinda	blinda	blinde.
Dat.	blindai-s-âi, mit der Stamm-Erweiterung und dem Zwischensatze s aus sm-a; nach dem Gotischen aber, ohne denselben, blindâi.[1]	blindai	blinderu, blindêro.	blinder(e).
Gen.	blindai-sô-s	blindaizôs	blindêra, auch blindêro, blindêru.	blinder(e).
Plur.				
Nom.	blindô-s, Acc. -ns	blindôs	blindô	blinde.
Dat.	Gen. wie im Masc. und Neutr., nur das Gotische unterscheidet den Gen. Plur. Fem. blindaizô von Masc. und Neutr. blindaizê.			

Das Adjectivum kann im Mittelhochdeutschen in allen Casus die Casusendungen ablegen und lautet dann blint. Im Neuhochdeutschen ist diese Freiheit bekanntlich sehr eingeschränkt (ebenso wie das Nachstellen des Adjectivs), doch finden sich z. B. „ein lustig Lied", „ein garstig Lied; pfui! ein politisch Lied, ein leidig Lied" sagt z. B. Goethe im Faust; ebenso bekannt ist das „Röslein roth" desselben. Ueberhaupt erträgt der volksthümliche Ausdruck das

[1] Das Gotische scheint hier einer Form der nominalen Declination Eingang verstattet zu haben, vgl. das in alter Form erhaltene Pronomen, wie thi-z-ai, i-z-ai u. a.

nachgesetzte Adjectiv noch am leichtesten; während im gewöhnlichen Leben nur Wendungen wie „mein Vater selig, ein Thaler preußisch" sich erhalten haben. Hierher gehört auch „Vater unser", ahd. fatar unsar, als wörtliche Uebertragung des lateinischen pater noster; selbst der Gote übersetzte das griechische πάτερ ἡμῶν nicht durch atta unsara, den Gen. Plur., sondern mit atta unsar, unsar ist aber das Adjectivum. Das Prädicat hat jedoch im Neuhochdeutschen stäts das Casuselement abgeworfen: „der Tag ist schön" u. s. f. Außerdem findet sich das Abwerfen der Endung namentlich bei zwei (und mehr) Adjectiven, wie z. B. „großherzoglich herzoglich sächsische Universität".[1]

Im Mittelhochdeutschen sind die Tongesetze wohl zu berücksichtigen; aus blindeme wird blindem; aber micheleme, michelere muß zu michelme, michelre, wie hôhereme zu hôherme werden u. s. f.; iu wirkt bei a bisweilen Umlaut: elliu für alliu.

Daß auslautendes w im Mittelhochdeutschen wegfalle, ward oben (S. 201) bereits gelehrt; also blâ, grâ, gar, far (farb, Farbe habend), aber blâwer, grâwer, garwer, farwer.

Die Possessivpronomina sind Adjectiva aus dem Genitiv der Personalpronomina gebildet: mîn, dîn, sîn (Dativ Masc. Neutr. mînem(e), verkürzt mîme, sîme auch sîm), unser, iuwer (iwer, iur; Dat. Sing. Masc. Neutr. iurme u. s. f.). Das Possessivpronomen ir taucht im Mittelhochdeutschen erst auf, in der Regel wird es durch den Genitiv ir ersetzt, aber wir lesen doch z. B. in den Nibelungen wîsiu wîp badeten *iren* lîp, mit allen *irn* friunden u. a.

Das Zahlwort ein, einer ist völlig adjectivisch, ebenso dehein, kein (irgend ein, kein); Masc. zwêne, Neutr. zwei, Fem. zwo sind alte Duale, Dat. aller Geschlechter zwein, Gen. zweier; auch die andern Einer haben adjectivische Declination, wie z. B. Masc. Fem. drî, Neutr. driu, Dat. drîn, Gen. drîer; Masc. Fem. vier, viere, Neutr. vieriu u. s. f.

Die Ordinalzahlen sind Adjectiva und zwar, ihrer Function zufolge, fast ausschließlich bestimmter Form, von welcher oben (S. 250 ff.) bereits die Rede war.

[1] Bekanntlich gieng man hierin früher viel weiter und konnte z. B. „der alt und neuen Zeit, der klein und großen Welt" u. dergl. ohne Anstoß sagen. Im Kanzleistil erhielt sich nun auch diese außerdem veraltete Ausdrucksweise.

Die Eigennamen von Personen sind, wie alle Nomina, theils vocalische, theils N-Stämme. Der Accusativ Sing. der vocalischen Masculina wird nach Art der pronominalen Declination auf -n gebildet, z. B. Sîfrit, Acc. Sîfriden (aber auch Sîfride, Sîfrit), Dat. Sîfride, Gen. Sîfrides; aber Hagene hat als N-Stamm in den andern Casus Hagenen. Krîmhilt bildet die andern Casus mit Krîmhilde (Acc. auch Krîmhilden); Uote lautet in den andern Casus Uoten u. s. f.

Die Flexion der Personennamen ist den jetzigen Süddeutschen ziemlich abhanden gekommen; wir sagen z. B. nie: „ruf Fridrichen", sondern nur „Fridrich", am liebsten fügen wir in volksthümlicher Weise den Artikel bei „den Fridrich". Die übrigen Eigenheiten der neuhochdeutschen Schriftsprache in der Behandlung der Eigennamen übergehen wir hier als bekannt, die Erklärung der Endungen aber findet sich in dem bisher Beigebrachten.

Auf die Erklärung der vielfach dunkelen Formen des persönlichen ungeschlechtigen Pronomen und des Reflexivs müssen wir verzichten, es würde uns dieß zu weit führen. Wir lassen also nur das mittelhochdeutsche Paradigma mit einigen Bemerkungen folgen.

Sing.	Erste Person.	Zweite Person.	Reflexiv.
Nom.	ich	du, dû.	
Acc.	mich	dich	sich.
Dat.	mir	dir.	
Gen.	mîn	dîn	sîn.
Plural.			
Nom.	wir	ir.	
Acc.	uns	iuch.	
	unsich	iuwich (veraltend).	
Dat.	uns	iu.	
Gen.	unser	iuwer (iwer, iur).	

Das ch der Accusative mi-ch, di-ch, si-ch, uns-ich, iu-ch ist eine angehängte, ursprünglich hervorhebende Partikel, griechisch γε; ein griechisches ἔμε-γε für με-γε entspricht vollständig gotischem mi-k, mhd. mi-ch; ein σέ-γε für τέ-γε ist gotisch thu-k, mhd. di-ch.

Der Dativ des Reflexivs fehlt, er wird durch die Dative des geschlechtigen Pronomen im, ir, in ersetzt; dieß findet, wie aus der lutherischen Bibelübersetzung bekannt ist, noch im älteren

Neuhochdeutsch statt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, sie machten ihnen Schürzen" u. s. f. Jetzt gilt der Accusativ sich auch als Dativ; ebenso wenden wir den Acc. Plur. euch auch als Dativ an.

Die Genitivformen meiner, deiner, seiner sind neuer und unedler als das richtige mein, dein, sein.

Von den Dualformen der Personalpronomina leben in oberdeutschen Mundarten, namentlich im Oesterreichischen, noch mehrere, meist aber werden sie als Plurale gebraucht, so vor allem der Nom. der zweiten Person eʒ, z. B. was machtʒ, was schafftʒ, d. h. „was macht ihr, was schaffet ihr"; hier ist also ja nicht ans Neutr. Sing. des Demonstrativstammes i, es älter ëʒ, zu denken. Ferner hört man oft enk, z. B. haltʒ enk zamm „haltet euch zusammen", und das Possessivum enker, z. B. enker bub „euer Bube" u. s. f. Die Anrede an Eheleute mag diese im Gotischen und Althochdeutschen, kaum aber im Mittelhochdeutschen nachweisbaren alten Formen gerettet haben. Ein dem ëʒ, ënk, ënker entsprechendes wiʒ oder wëʒ, unk, unker (gotisch vit, unkis, unkara „wir beide, uns beiden, unser beider") findet sich meines Wissens nicht.

So viel über die Bildung der Casus bei den verschiedenen Arten der Nomina.

Den Gebrauch von Casusformen als Adverbia hat die Functionslehre und Syntax darzulegen. Beide Theile der Grammatik haben wir von unserer sich nur auf Laut und Form, auf das Aeußere der Sprache beschränkenden Skizze des mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprachbaues ausgeschlossen; um nun die Adverbia nicht völlig zu übergehen, wollen wir hier auf ihre Bildung einen flüchtigen Blick werfen.

Recht deutlich treten uns die Genitive Sing. Neutr. und Masc. als Casusformen entgegen, wegen der diesem Casus bis zur Stunde verbliebenen Endung s; so mhd. alles (gänzlich, neben dem auch adverbiellen Acc. Neutr. alleʒ immer; dieß als hört man in etwas abgeschwächter Bedeutung in süddeutschen Dialekten noch außerordentlich häufig); eines (einmal), strackes (geradezu), anders (sonst, übrigens) u. s. f.; straks und anders sind noch in Anwendung; auch längs ist ein solcher Genitiv; in einst für eins ist ein t angetreten in Folge der Analogie der Superlativ-

formen, ebenso steht nebst für nebs (wohl aus nebens, holländisch nevens, verkürzt); zu vermeiden ist mittelst für mittels; anderst für anders hört man nur beim Volke, selbst aber für selbs (holländisch zelfs) ist fest eingebürgert; rechts, links, stäts, übrigens, eilends, erstens, höchstens, vergebens u. a. sind zum Theile Genitivformen von Stämmen, die sich nur in dieser Form finden und sonst nicht erscheinen.

Genitive von Substantiven sind mhd. tages nhd. tags, vormittags u. s. f., âbendes nhd. abends, morgens, sumers; nhd. sommers, winters, gerades wegs, keines wegs, flugs (mhd. fluges) u. s. f. Der Genitiv nahtes nhd. nachts, der sich schon im Althochdeutschen findet, weicht von der gewöhnlichen Declination dieses Wortes ab; er ist wohl ein Rest der ursprünglich consonantischen Declinationsweise dieses Wortes; man empfand nun nahtes als einen Genitiv Masculini und sagte des nahtes nhd. des nachts, eines nahtes u. s. f.

Das s des Genitivs wird im Neuhochdeutschen oft gar nicht mehr als Casusendung, sondern als Adverbia bildendes Element gefühlt, und so entstunden die nicht richtigen Formen mitwochs und seits in jenseits, disseits, meinerseits u. s. f. Allerdings ist so für das ältere richtige aller dinge — Genitiv Pluralis — eingetreten, und ebenso schlechterdings, neuerdings, platterdings, für schlechter dinge u. s. f.

Dative (Instrumentale) Pluralis sind z. B. mhd. mâzen, (mäßig), unmâzen, triuwen nhd. traun (für treuen „in Wahrheit"), allenthalben, anderthalben, mînenthalben nhd. meinethalben mit eingeschobenem t, nehten (in der vorhergehenden Nacht) u. a. Die neuhochdeutschen Verbindungen dermaßen, solchermaßen, dermalen u. dergl. sind eigentlich unrichtig, da maßen, malen kein Genitiv ist wie das beigefügte der, solcher.

Das mittelhochdeutsche hiure nhd. heuer (dieses Jahr), hiute nhd. heute (diesen Tag), hînaht, hîneht, hînt nhd. veraltend heint (diese Nacht) sind ursprünglich Instrumentale, in voller älterer Form hiu jâru, hiu tagu lautend „mit, in diesem Jahre, in diesem Tage", von dem als selbständiges Pronomen verlorenen Demonstrativstamme hi (in hi-n, hë-r erhalten), auch hînaht ist ein solcher Instrumental, dessen ältere Form aber schwer zu erschließen ist.

Accusative des Neutrum sind mhd. vil (sehr, gar), lützel (wenig), wênec nhd. wenig, genuoc nhd. genug, meist u. a.; Accusative von Substantiven sind heim, allen tac (immer), ein teil (einigermaßen, theils) nhd. ein mal, manch mal, mhd. die wîle nhd. die weil und alle die wîle nhd. all die weil, mhd. den vollen (in Fülle, genug; volle ist Substant. Mascul. unserer IV. Stammform), vollen (völlig) u. s. f.

Schwer erkennbar ist der Casus, der sehr häufig Adverbia von Adjectiven bildet und der ahd. auf -o, mhd. also auf -e endet, und welcher da, wo im Stamme des Adjectivs Umlaut ist, diesen schwinden läßt, wie stille, grimme, kleine, die sich nicht vom Adjectiv so absetzen können wie spâte von spæte, suoze von süeze, schône von schœne, vaste von veste u. s. f. Im Neuhochdeutschen ist das e weggefallen, z. B. still, gleich, laut u. s. f., bis etwa auf lange, gerne, ferne; auch der Umlaut bleibt im Adverbium, z. B. schön, fest, spät, süß u. s. f. Nur die in ihrem Zusammenhange mit den Adjectiven nicht mehr empfundenen und in ihrer Function abgeschwächten und verallgemeinerten fast (zu fest), schon (zu schön) lassen den Umlaut fallen; spat und fruh, Adverbia zu spät und früh, sind veraltet.

Die Adverbia mhd. auf -lingen, wie rückelingen, sunderlingen (besonders u. s. f.), nhd. lings, rücklings, blindlings u. s. f. sind ursprünglich Casus von Substantiven auf -ling, welche sich zu Adverbialendungen entwickelten, die auch dann gebraucht werden, wenn keine derartigen Substantiva vorhanden sind.

Auch die Zusammensetzungen mit -lîch (S. 230) sind im Mittelhochdeutschen oft nur als Adverbia gebraucht, besonders zu den Adjectiven auf -ec (eg), und zwar in der Form -lîche, -lîchen, in welcher natürlich ebenfalls ein Casus zu suchen ist, z. B. grimmecliche, -lîchen, græzlîche(n) (sehr), vriuntlîche(n) u. s. f. Im Neuhochdeutschen sind sie, wie die andern Adverbia von Adjectiven, mit dem Adjectiv gleichförmig, z. B. freundlich, lieblich u. s. f. Wo kein Adjectiv auf -lich vorhanden ist, da pflegt man auch kein Adverbium auf -lich mehr zu bilden, daher ewig, gnädig, willig, kün u. s. f.; ewiglich, gnädiglich, williglich, künlich u. s. f. klingt altväterisch, ist aber bisweilen recht am Platze; nur als Adverbia gebraucht werden jedoch noch warlich, frei-lich.

Die Menge der pronominalen Adverbia und der mit Präpositionen gebildeten (wie ze wâre, zwâre „in Wahrheit“ nhd. zwar, zu grunde, zu rück, zu recht, ahd. in gagini mhd. engegene nhd. mit eingeschobenem t entgegen, für wâre „in der That“ nhd. für war, über al „durchaus, insgesamt“ u. s. f.) überlassen wir dem Wörterbuche.

Conjugation.

Bei der Darstellung der Conjugation, d. h. der Formveränderungen, welche am Verbalstamm zum Zwecke des lautlichen Ausdrucks der Beziehungen (Person, Modus, Zeit), deren er fähig ist, stattfinden, haben wir mit dem den Anfang zu machen, was allen Conjugationsformen gemeinsam ist, nämlich mit der Personbezeichnung. Der Modus wird sich sodann anschließen, denn er findet sich in verschiedenen Zeitformen; diese letzteren machen als das Speciellste den Schluß. Mit andern Worten: wir beginnen unsere Betrachtung vom Ende des Wortes aus; die letzte Stelle nehmen die Personalendungen ein, zwischen diesen und dem Auslaute des Verbalstammes finden die Moduselemente ihren Platz, den Kern des Wortes selbst bilden die Tempusstämme. Die Bildung dieser letzteren ist bei verschiedenen Verbalstämmen verschieden, Modus und Personalbezeichnung aber bei allen Verben dieselbe, und so ist denn die Bildung der Tempusstämme der einzige logische Eintheilungsgrund der Verba für die Grammatik.

Wir wenden uns also zunächst zur Personbezeichnung, zur Deutung derjenigen Elemente, denen die Function obliegt, die Beziehung auf die Person lautlich auszudrücken.

Die Personalendungen sind nichts anderes als die an das Verbum angeschmolzenen Personalpronomina, die in der Urzeit der Sprache ohne Zweifel als selbständige Worte dem Verbum folgten, dann ihren eigenen Wortton verloren, sich verkürzten und mit dem vorangehenden Worte zu einem Worte verschmolzen. In allen deutschen Sprachen, außer dem Gotischen, kommen sie nur als Nominative vor, d. h. als Bezeichnung des Subjects des Verbum; im Gotischen und in der deutschen Grundsprache gab es auch noch ein Medium, wie z. B. im Griechischen, welches außer der handelnden Person auch noch dieselbe Person als Object der

Handlung enthielt; φέρομαι z. B. steht für φερο-μα-μι und bedeutet eigentlich „ich trage mich", φέρεται für φερε-τα-τι „er trägt sich" u. s. f; daraus entwickelte sich erst die passive Bedeutung. Dieß Medium lassen wir hier, wo es sich nur um mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch handelt, bei Seite. Da also jede Verbalform die handelnde Person enthält, z. B. nhd. iß-t (wörtlich „eßen-er"), demnach schon für sich einen Satz bilden kann, so folgt, daß das hinzutretende Pronomen z. B. „er ißt" eigentlich überflüssig ist („er ißt" ist ja so viel als „er eßen-er"); die früheren Sprachepochen enthalten sich auch der Personalpronomina beim Verbum (außer wenn der Nachdruck gerade auf der Person liegt), später empfand man aber die Function der Endung des Verbum nicht mehr und setzte das selbständige Pronomen noch zur Verbalform hinzu (vgl. S. 69).

Die Personalendungen sind einer volleren und einer abgekürzteren Form fähig, letztere tritt im Deutschen im Optativ — den man Conjunctiv zu nennen pflegt — ein. Das Perfectum hat ebenfalls die Personalendungen meist stark verkürzt, obschon es ursprünglich die vollen Endungen haben sollte, weil sich in Folge der ihm im älteren Sprachstande durchaus zukommenden Verdoppelung der Verbalwurzel, der Reduplication, das Gewicht der Aussprache von der Endung ab und auf den Verbalstamm selbst gezogen hat. Mit der Zeit verwischen sich auch diese Unterschiede in den Personalendungen immer mehr und ein und dieselbe Form stellt sich, dem Gesetze der Analogie zu Folge, überall ein.

Der Stamm des Pronomens der ersten Person ist ma (z. B. mi-ch, lateinisch me, sanskrit mâ-m), das sich aber als Endung des Verbum in mi geschwächt hat, wie ja im Deutschen diese Schwächung auch beim selbständigen Pronomen stattgefunden hat. Ein althochdeutsches nimu (mhd. nim, nhd. mundartlich noch ebenso, in der Schriftsprache aber neme) ist aus *nima-m und dieses aus einer Urform *namâ-mi entstanden, dieß lehrt uns die Geschichte unseres Sprachstammes mit Gewißheit. Die abgekürzte Form dieses mi war m. Im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen sind beide Elemente längst völlig geschwunden, im Perfectum aber fiel das Zeichen der ersten Person schon in Urzeiten hinweg. Nur in den Verben, welche die Endung im Präsens unmittelbar an den Wurzelauslaut fügen (s. u.) ist m aus mi im Mittelhochdeutschen als n erhalten, z. B. stâ-n (nhd. stehe), gâ-n

(gehe), tuo-n (thue), ahd. stâ-m, gâ-m, tuo-m für älteres *stâ-mi, gâ-mi, tô-mi. Diese Reste haben Volksmundarten gewahrt, die neuhochdeutsche Schriftsprache aber verloren; in dieser ist bi-n ahd. bi-m das einzige Ueberbleibsel des m der ersten Person Singularis.

Der Stamm des Pronomens der zweiten Person mag in seiner ältesten Form wohl tva gelautet haben (z. B. sanskrit tva-m, du); aus diesem tva ward durch Ausfall des v ta; dieß Element hat sich in den Perfecten, die Präsensbedeutung angenommen haben (s. u.), als Endung der zweiten Person Singularis erhalten; wir haben es in dem ursprünglich perfectischen sol-t (du sollst) und wil-t (du willst) noch bis ins ältere Neuhochdeutsch herein erhalten („du sollt nicht tödten", Luther; „Herr wie du willt, so schicks mit mir", bekanntes Gesangbuchslied). Außerdem wandelte sich dieß ta in ti (wie ma der ersten Person in mi) und dieß ti weiter in si, abgekürzt s. Dieß s der zweiten Person findet sich vereinzelt noch bis ins Mittelhochdeutsche, z. B. du ladetes (Nib. 2038, 3), du wolles (1232, 2), nimes du (1183, 3). Im Mittelhochdeutschen ist aber Regel, daß diesem s ein t nachtritt, wie in dem Präsensperfectum vor jenem t sich fast durchgängig schon in der älteren Sprache ein s eingeschoben hat, so daß also mhd. und nhd. st als Endung der zweiten Person Singularis gilt, z. B. nim-st (ahd. nimi-s), kan-st. Die zweite Person des als Präteritum geltenden Perfects hat im Mittelhochdeutschen bei den Stammzeitwörtern eine Optativform, welche die Personalendung gar verloren hat; ahd. nâmi, mhd. næme, nhd. aber nam-st, nach der nun völlig durchgreifenden Analogie des st. Der Imperativ hat bereits in früheren Sprachepochen die Endung der zweiten Person Singularis abgestoßen: nim.

Endung der dritten Person Singularis ist ti, abgekürzt t; wir finden hier das uns schon bekannte Demonstrativpronomen ta (gotisch tha, hochdeutsch da in tha-ta, da-z u. s. f.) wieder (S. 251), das ja auch als selbständiges Wort zu ti (hochdeutsch di in dë-r = *thi-s, ti-s u. s. f.) geschwächt wird. So haben wir nim-t, nime-t, ahd. nimi-t (t wegen des Auslautes nicht zu d gewandelt), Urform nama-ti. Das secundäre t ist völlig abgefallen: (er) nëme, Perf. næme. Das Perfectum hat, wie in der ersten Person, so auch in der dritten, in vorhistorischer Zeit bereits die Endung abgeworfen, nam ist daher eben so dritte als erste Person.

Was die Personalendungen des Plurals betrifft, so wird es den nicht sprachwissenschaftlichen Leser etwas befremden, daß wir als nach unserer Ansicht sicheres Ergebnis der scharfsinnigen Forschung unserer Fachgenossen folgendes über den Ursprung derselben festhalten.

Die älteste, im ältesten Indisch (der Vedensprache) vorliegende Endung der ersten Person Pluralis ist masi. Dieß ma-si, die Verbindung von ma, dem Pronomen der ersten Person, und si, dem Pronomen der zweiten, bedeutet demnach ursprünglich „ich und du", also „wir" in der am leichtesten sich darbietenden Beziehung; die Function des „wir" als „ich und er" oder „ich und sie (mehrere)" wird also im Indogermanischen nicht besonders bezeichnet, sondern das ursprüngliche „ich und du" gilt für alle Verhältnisse, die das „wir" bezeichnen kann.

Mit Sicherheit ist für die zweite Person Pluralis ta-si als älteste Form zu erschließen (vgl. z. B. lateinisch tis, das nur eine Verkürzung jenes tasi ist), mit der es sich ebenso verhält wie mit dem masi der ersten Person Pluralis. Dieß ta-si besteht aus dem zweimal gesetzten Stamme des Pronomens der zweiten Person, und bedeutet also „du und du" d. i. „ihr".

Die Endung der dritten Person Pluralis ist anti oder -nti, unterscheidet sich also von dem ti des Singulars durch ein vorgesetztes an, n. Nun gibt es einen Demonstrativstamm ana, der „er" bedeutet (z. B. litauisch ana-s, an-s, slawisch onŭ „er"), das Hauptelement desselben ist n und dieß n glauben wir in -nti wieder zu finden, so daß also auch in der dritten Person die Mehrzahl durch ein zweimal gesetztes Pronomen der dritten Person bezeichnet wird; an-ti, -n-ti ist also so viel als „er und er". So sind sämmtliche drei Personen in wesentlich gleicher Weise entstanden; ganz abweichend vom Nomen ist hier kein Pluralzeichen vorhanden, sondern ähnlich wie in den Sprachen einfachsten Baues ist die Mehrzahl durch Zusammenfügung von Worten oder Wiederholung desselben Wortes bezeichnet, was uns darauf hinzuweisen scheint, daß diese Bildungen in der Entwickelung der indogermanischen Ursprache sehr frühe schon vor sich giengen. Die Scheidung von Nomen und Verbum ist also wohl im Indogermanischen sehr alt, was von höchster Bedeutung ist, da gerade in dieser Trennung das Wesen der Sprache hauptsächlich beruht.

Von dem masi der 1. Pers. Plur. war im Althochdeutschen noch -mês (mit seltsamer Dehnung des e) vorhanden, bald aber gieng die Endung ês verloren und m blieb allein, das mhd. und nhd. nun in n übergehen muste: (wir) nëma-mês, nëma-m, mhd. und nhd. nëme-n; Perf. nâmu-mês, nâmu-m; mhd. und nhd. nâme-n. Dieß m, n gilt für alle ersten Personen des Verbum, auch für den Optativ. Im Mittelhochdeutschen kann dieß n der 1. Person Pluralis dann wegfallen, wenn das Personalpronomen dem Verbum unmittelbar nachfolgt, und seinen Wortton an dasselbe abgibt, z. B. solte wir (Nib. 1410, 3), hët wir (Nib. 422, 2), für solten wir, hëten wir; sî wir (Nib. 1387, 3; 2049, 3) für sîn wir (jetzt: sind wir); in wer ot wir (Nib. 149, 1) steht zwischen Verbum und Pronomen eine Partikel (wer wir = wern wir, „das wehren wir doch noch").

Vom tasi der 2. Person Pluralis ist gar nur t (für d wegen des Auslauts) geblieben, das eben so für alle Zeiten und Modus gilt: (ihr) nëma-t, mhd. nhd. nëme-t, nem-t; nâmu-t mhd. nhd. nâme-t, nâm-t. Wenn der Verbalstamm auf t auslautet, so wird bisweilen, wie oft in ähnlichen Fällen, das zwischen den zwei gleichen Consonanten stehende e ausgeworfen, so daß anstatt des übellautenden tet nur ein t (für tt) steht, z. B. ir gëlt (Nib. 2241, 3) für ir gëltt aus ir gëltet.

Das -nti kürzte sich in -nt: (sie) nëma-nt, mhd. nëme-nt, nhd. aber neme-n ohne t. Der Optativ und das Perfectum haben schon in der älteren Sprache von nt das t fallen lassen, daher Optativ Präsentis ahd. nëmê-n, mhd. nhd. nëme-n, Perfectum ahd. nâmu-n, mhd. nhd. nâme-n. Das -nt in der Endung der 3. Pers. Sing. Indic. Präs. ist also einer der Hauptunterschiede der mittelhochdeutschen Conjugationsformen von den neuhochdeutschen.

Im Mittelhochdeutschen findet sich bisweilen dieß -nt auch für die 2. Person Pluralis gebraucht, z. B. ir brâchent (Nib. 2249, 3); ähnlicher Uebergang der Endungen einer Person des Plurals auf andere findet sich in den deutschen Sprachen gar nicht selten.

Vor den Personalendungen stehen die Moduselemente oder, wenn man so sagen will, die Suffixa, welche die Verbalstämme schließen. Die Optative zeichnen sich vor allem aus durch das Element j oder i, welches ihnen wesentlich ist; dieß j

oder i ist ohne Zweifel identisch mit dem Hauptelemente des Pronominalstammes ja, welcher im Indogermanischen relative Function hat (sanskrit ja-s, Neutr. ja-t; griechisch ὅς, ὅ nach den Lautgesetzen dieser Sprache für jos, jot) und außerordentlich häufig in der Wortbildung verwandt wird (vgl. z. B. S. 221). Die indicativen Stämme schließen im Präsens in der Regel mit dem Vocale a, jedoch kommen hier auch Stämme vor, welche mit dem Wurzelauslaute selbst schließen und also kein Bildungssuffix haben. Man pflegt die Stämme auf -a bindevocalisch, die andern bindevocallos zu nennen. Der Perfectstamm lautete ursprünglich mit dem Wurzelauslaute aus, welchem das Deutsche im Indicativ den Hilfsvocal u anfügte. Der Imperativ geht im Deutschen mit dem Präsens. Conjunctive, welche jenes a zu â dehnen, oder es anfügen, wo es im Indicativ fehlte, gehen dem Deutschen wie seiner lettoslawischen Zwillingsschwester ab; die Optative fungieren im Deutschen zugleich als Conjunctive und deshalb pflegt man sie auch Conjunctive zu nennen.

Im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen ist natürlich von allen diesen vocalischen Lauten zwischen Wurzelauslaut und Personalendung nur e geblieben; je nachdem dieses e aber aus älterem i, u oder a hervorgegangen ist, wirkt es verschieden auf den Vocal der vorhergehenden Stammsilbe.

Im Indicativ Präsentis ist das auslautende a des Präsensstammes nur im Plural geblieben, in der 2. 3. Pers. Sing. in i geschwächt, in der 1. Pers. Sing. aber ist, wie wir bereits sahen (S. 263), am zu u geworden. Daher gestaltet sich der Vocalwechsel im Präsens der Art, daß 2. und 3. Pers. Sing. Umlaut, 1. bis 3. Pers. Plur. Brechung wirken, also z. B.

Ursprache.	Ahd.	Mhd.	Ahd.	Mhd.
nam-â-mi	nimu	nim(e).	vallu	valle.
nam-a-si	nimis	nimst.	vellis	vellest.
nam-a-ti	nimit	nimt.	vellit	vellet.
nam-â-masi	nëmamês	nëmen.	vallamês	vallen.
nam-a-tasi	nëmat	nëmet.	vallat	vallet.
nam-a-nti	nëmant	nëment.	vallant	vallent.

Das Neuhochdeutsche richtet sich mit der 1. Pers. Sing. nach dem Plural, hat also kein nim, wie seine oberdeutschen Mundarten, sondern ein weniger sprachgemäßes neme. Der Imperativ ist nim,

Pluralis nëmet, wie das Präsens (die bisweilen gehörten Formen neme, gebe u. s. f. sind Sprachfehler).

Der Optativ des Präsens setzt an den Stammauslaut a noch ein i an, also z. B. gotisch 1. Plur. nimai-ma, 2. Plur. nimai-th; dieß ai wird ahd. ê und wirkt also wegen des ihm eigenen A-Elementes Brechung:

Ursprache.	Ahd.	Mhd. und Nhd.
nama-i-m	nëme	nëme.
nama-i-s	nëmês	nëmest.
nama-i-t	nëme	nëme.
nama-i-mas	nëmêmês	nëmen.
nama-i-tas	nëmêt	nëmet.
nama-i-nt	nëmên	nëmen.

Ausgenommen die 2. Person Singularis, welche eine Optativform ist, hat der Indicativ Perfecti weder Brechung noch Umlaut:

Sing.	Ursprache.	Ahd.	Mhd. und Nhd.
1.	nanâm-(m)a	nam	nam.
3.	nanâm-(t)a	nam	nam.
Plur.			
1.	nanâm-masi	nâm-u-mês	nâmen.
2.	nanâm-tasi	nâm-u-t	nâmet.
3.	nanâm-anti	nâm-u-n	nâmen.

Der Optativ des Perfects aber und die 2. Person Sing. Indic. haben wegen des Optativelementes î (aus ja) durchaus Umlaut.

	Ursprache.	Ahd.	Mhd.
2. Sing.	nanâm-jâ-s	nâmi	næme.
			Mhd. und Nhd.
Optat.	nanâm-jâ-m	nâmi	næme.
	nanâm-jâ-s	nâmîs	næmest.
	nanâm-jâ-t	nâmi	næme.
	nanâm-jâ-mas	nâmîmês	næmen.
	nanâm-jâ-tas	nâmît	næmet.
	nanâm-jâ-nt	namîn	næmen.

Es versteht sich, daß die Veränderungen des Wurzelvocals nur dann eintreten, wenn die Natur desselben sie zuläßt (also z. B. im Präsens trîbest, trîbent u. s. f., nhd. treibst, treiben ohne alle Veränderung u. s. f.).

Die 2. Person Singularis Perfecti ist nhd. in die allgemeine Analogie der 2. Personen Singularis eingetreten: nam-st.

Wir lassen zu bequemerer Uebersicht eine Tabelle der Conjugationsendungen der mittelhochdeutschen Stammverba folgen, in welche wir auch die ans Verbum sich anschließenden Nominalbildungen, Infinitiv und Participia aufgenommen haben. Ein * vor der Endung bedeutet, daß die Endung Umlaut, ein * nach derselben, daß sie Brechung wirke; — bezeichnet den Verbalstamm; wo nichts nachfolgt, da ist die Endung hinweggefallen.

		Präs. Indic.	Optat.	Imper.	Infin.	Partic.
Sing.	1.	—e	—e*		—en*	—ent*
	2.	—*est	—est*	—[1]		—ender* zc.
	3.	—*et	—e*			
Plur.	1.	—en*	—en*			
	2.	—et*	—et*	—et*		
	3.	—ent*	—en*			
		(nhd. —en*)				
		Perfectum.				Partic. Prät.
Sing.	1.	—	—*e			(ge)—en*
	2.	—*e	—*est			
		(nhd. —st)				
	3.	—	—*e			
Plur.	1.	—en	—*en			
	2.	—et	—*en			
	3.	—en	—*en			

Nur zwei **Tempusformen** kennt das Deutsche, ein **Perfectum** und ein **Präsens**. Das einst zweifelsohne vorhandene Futurum ist verloren; es ward (namentlich in der älteren Sprache) durch das Präsens der Verba perfecta ersetzt, oder es wird durch soln, wëllen (wollen) mit dem Infinitiv umschrieben. Diese Umschreibungen hat man wohl noch in niederdeutschen Volksmundarten; die jetzt allgemein übliche Umschreibung des Futurs mittels „werden“ ist erst im Neuhochdeutschen aufgekommen. Wie unser „würde“ so umschreibt im Mittelhochdeutschen wolde, solde den Conditionalis, z. B. er wolde sîn genësen (Nib. 1518, 1) „er würde am Leben geblieben sein“; ër wânde ër solde triuten ir minneclîchen lîp (Nib. 583, 7) „er meinte er würde lieben ihren reizendschönen Leib“.[2]

[1] Die beliebten neuhochdeutschen Imperativformen der Stammverba auf e, wie bleibe, trinke, verliere u. s. f., die sich nach Analogie der abgeleiteten Verba, die dieß e mit Recht führen, gebildet haben, meide man als sprachwidrig.

[2] So etwa in wörtlicher Umsetzung in neuhochdeutsche Worte, die jedoch weder triuten, noch minneclîch und lîp völlig wiedergeben.

Das Perfectum hat Indicativ und Optativ. Häufig hat der Plural des Perfects und der Optativ einen etwas andern Stamm als der Indicativ im Singular (ausgenommen die 2. Person, die ja eine Optativform ist). Das Participium Präteriti hat, wie oben (S. 219 flg.) gelehrt, einen vom Perfectum völlig verschiedenen Stamm.

Der Präsensstamm dient zur Bildung eines Indicativs, Optativs, Imperativs und eines Participium, ferner des Infinitivs.

Vier Stammformen sind demnach zu scheiden; die des Präsens, des Indicativ Singularis des Perfects, des Plurals (und Optativ) des Perfects und des Participium Präteriti. Kennt man diese vier Stämme, so hat man mit Hinzunahme der eben besprochenen Endungen die gesammten Formen des deutschen Verbum.

Die Bildung des Perfects scheidet zunächst sämmtliche Verba in zwei übrigens ihrer Stammbildung nach bereits durchaus verschiedene Classen; die Stammverba bilden ihr Perfectum mittels Reduplication oder, wo diese weggefallen, mittels Steigerung des Wurzelvocals, die abgeleiteten Verba (S. 217 flg.) mittels Zusammensetzung. Die Endungen des Perfects der abgeleiteten Verba sind nämlich nichts anderes als Reste der Perfectform des Verbum tuo-n, Wurzel ta, welche an den Verbalstamm antrat. Diese Bildungsweise ist eine unterscheidende Eigenthümlichkeit des Deutschen. Im Gotischen sehen wir sogar noch die dem Perfectum zukommende Reduplication dieser Verbalwurzel:

Sing.	Gotisch.	Ahd.	Mhd. und Nhd.
1.	nasi-da	neri-ta	ner-te.
2.	nasi-dês	neri-tôs	ner-test.
3.	nasi-da	neri-ta	ner-te.
Plur.			
1.	nasi-dêdum	neri-tumês	ner-ten.
2.	nasi-dêduth	neri-tut	ner-tet.
3.	nasi-dêdun	neri-tun	ner-ten.

Namentlich der Plural des Hilfsverbum ist also im Gotischen noch vollkommen erhalten, er würde nhd. lauten (wir) *när-tâten, (ihr) när-tâtet, (sie) när-tâten. Der Singular muß ursprünglich auch Reduplication gehabt haben; die Verkürzung dieses mit der Zeit als bloße Endung empfundenen Hilfsverbum begreift sich leicht.

Der Optativ schied sich eben nur durch das optativische î, im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen fällt er also mit dem Indicativ zusammen, da hier alle Vocale der Endungen zu e geworden sind.

Sing.	Gotisch.	Ahd.	Mhd. und Nhd.
1.	nasi-dêd-ja-u	neri-ti	ner-te.
2.	nasi-dêd-ei-s	neri-tîs	ner-test.
3.	nasi-dêd-i	neri-ti	ner-te.
Plur.			
1.	nasi-dêd-ei-ma	neri-tîmês	ner-ten.
2.	nasi-dêd-ei-th	neri-tît	ner-tet.
3.	nasi-dêd-ei-na	neri-tîn	ner-ten.

Weiter als zur Scheidung dieser zwei großen Classen der Verba, der Stammverba und der abgeleiteten, gelangen wir aber durch die Bildung des Perfects nicht. Ursprünglich ward nämlich das Perfectum bei allen Stammverben auf wesentlich gleiche Art gebildet; die in der gegebenen Sprache vorliegenden Verschiedenheiten seiner Bildung sind erst später im Laufe der Zeit eingetreten, so daß wir die Bildung des Perfectum nicht als Eintheilungsgrund der Stammverba brauchen können (die abgeleiteten theilen sich von selbst nach ihren Bildungselementen).

Ursprünglich hatte der Perfectstamm aller Stammverba Reduplication und, wo der Wurzelvocal es zuließ, Steigerung des Wurzelvocales. Im vorliegenden Stande der Sprache ist die Reduplication (mit wenigen Ausnahmen) nur da geblieben, wo der Wurzelvocal unveränderlich war (höchst gesteigert, auch bei a im Präsens vor zwei Consonanten, aber auch bei â, das zu ô steigerbar ist); wo aber das Perfectum im Verhältnis zum Präsens gesteigerten Vocal hat (bei allen Wurzeln mit dem Wurzelvocale i, u oder mit a, das im Präsens zu i geschwächt wird), da ist schon in den ältesten Vertretern unserer Sprache die Reduplication abgefallen.

Daß übrigens im Hochdeutschen die Reduplication durch Ausstoß des Wurzelanlautes und Zusammenziehung des Vocals der Reduplicationssilbe mit dem Wurzelvocale unkenntlich ward, haben wir schon in der Lautlehre (S. 157) gesehen; ein mittelhochdeutsches und neuhochdeutsches hielt ist aus älterem *heihalt (gotisch haihald) entstanden, und so in allen ähnlichen Fällen.

Mit Gewißheit ist anzunehmen, daß in einem vorgeschichtlichen

Stadium unserer Sprache Perfecta wie nam, treip (jetzt trieb), bouc (jetzt bog) nanâma, didraiba, bubauga lauteten und später vielleicht *nainâm, daidraib, baibaug mit jenem einförmigen Reduplicationsvocal ai, den wir im Gotischen in allen erhaltenen Reduplicationen finden. Man sieht, sie waren alle überein gebildet und sie sind es im erhaltenen Stande der Sprache auch, nämlich mittels Steigerung.

Verschieden dagegen bei verschiedenen Stammverben ward schon in der indogermanischen Ursprache gebildet der Präsensstamm; bei allen indogermanischen Sprachen gibt also die Lehre von der Bildung des Präsensstammes zugleich die Zerlegung der Stammverba in Classen.

Der Präsensstamm wird im Deutschen fast durchaus ohne äußere Zusätze (außer jenem Stammauslaute a, den man Bindevocal nennt) gebildet; die wenigen Fälle, in welchen das Präsens einen Zusatz am Ende der Wurzel zeigt, bilden also eine Classe für sich. Die Wandlungen des Wurzelvocales können aber nur zweierlei Art sein, entweder wird er geschwächt oder gesteigert; er kann aber auch im Präsens unverändert bleiben. So erhalten wir die drei Hauptarten der Präsensbildung: Präsentia mit unverändertem, mit geschwächtem, mit gesteigertem Wurzelvocale. Die wenigen Reste der Präsensstämme ohne sogenannten Bindevocal machen ebenfalls eine Classe von Präsensstämmen aus. Ferner werden die Verba, welche eine Perfectform als Präsens gebrauchen, als eine weitere Classe zu betrachten sein. So gewinnen wir also für die Stammverba folgende leicht zu behaltende Eintheilung in Classen oder Präsensbildungen: Präsentia ohne äußere Zusätze; 1) mit unverändertem, 2) mit geschwächtem, 3) mit gesteigertem Wurzelvocal, 4) Präsensstämme mittels Zusätze gebildet, 5) bindevocallose Präsensstämme, 6) Perfecta als Präsentia gebraucht. Die abgeleiteten Verba werden wir ihrer Verschiedenheit von den Stammverben wegen von diesen völlig sondern.

I. Das Präsens hat den unveränderten Stammvocal.

I, a. Der Stammvocal bleibt in allen Formen des Verbum unverändert. Das Perfectum wird mittels Reduplication gebildet.

Stammvocal ist hier a mit folgenden zwei Consonanten, oder â oder die höchsten Steigerungen uo, ei, ou (ô), z. B. valle (vellest, vellet, vallen u. s. w.), viel (Plural vielen, Optativ viele), gevallen; walte (waltest, waltet nicht weltest, weltet); halte, spalte, falte, salze u. a., von denen manche jetzt ganz oder theilweise als abgeleitete Verba[1] behandelt werden (wir sagen nicht mehr spielt, wielt, fielt, sielz, Formen die man theilweise noch z. B. bei Hans Sachs findet, aber noch gespalten, gesalzen, und auch wohl gefalten).

Zu vienc (auch vie) gevangen lautet im Mittelhochdeutschen das Präsens vâhe wie zu hienc (hie) hâhe; zu gieng,[2] gegangen ist ein Präsens gange selten, diese Formen gelten als Perfectum und Participium Präteriti zu dem bindevocallosen Präsens gâ-n, gê-n (s. u. V.).

slâfe (slæfest, slæfet, slâfen etc.), slief (sliefen, geslâfen); brâte (du brätst ist also einem du bratest vorzuziehen, letzteres ist Optativ; bratete ist aber völlig falsch), râte, blâse, lâȥe (jetzt laße mit verkürztem a, doch hört man das alte â in manchen Mundarten und mundartlich gefärbten Aussprachen). Letzteres Verbum hat mhd. im Perfectum lieȥ und verkürzt lie; ferner stößt es ȥ aus und zieht zusammen, z. B. er lât, ir lât, sie lânt, Imperativ lâ, lât, Infinitiv lâȥen, lân, Particip. Prät. lâȥen, lân.

ruofe (ruofest, nicht rüefest, das uo widersteht dem Umlaute, wie wir ja noch jetzt sagen rufst, ruft), rief u. s. f.

loufe (loufest, loufet ohne den Umlaut, den unser läufst, läuft zeigt; dem hier und da gehörten laufst, lauft braucht keine Folge gegeben zu werden), lief, geloufen (geloffen findet sich frühe schon, ist aber falsch und wird mit Recht aus den Mundarten nicht aufgenommen); houwe (houwest), hiu auch hie, hiew, Plur. hiewen, hiuwen (jetzt hieb für hiew); stôȥe (stœȥest und stôȥest, jetzt nur mit Umlaut), stieȥ, gestôȥen; schrôte, schriet (jetzt schrotete, aber noch geschroten).

[1] Daß Verba wie salzen trotzdem, daß sie in der älteren Sprache die Form von Stammverben angenommen haben, dennoch ursprünglichst abgeleitet sind, liegt auf der Hand.

[2] Die Schreibung fing, ging, hing ist also verwerflich, wie bereits früher bemerkt, S. 191.

heize, hiez, Plur. hiezen, geheizen; scheide, schiet, schieden, gescheiden (jetzt aber geschiden, als wäre es ein Verbum unserer III. Präsensbildung, aber noch bescheiden als Adjectiv); eische, iesch (auch heische, hiesch, jetzt in der Schrift wohl nur heischte); sweife, swief (schwingen, winden, jetzt nicht mehr gebraucht).

I, b. Stammvocal ist a, der im Perfectum zu uo gesteigert wird. Z. B. var (verst, vert), vuor, vuoren, Optativ vüere, gevarn; male (melst, melt, malen), muol, muolen, Optativ müele, gemaln (jetzt nur malte, nicht mehr mul, aber gemalen; das abgeleitete Verbum mâle, mâlte, gemâlt ist ja nicht mit mal, muol zu verwechseln); grabe, gruob, gruoben, gegraben; schabe, schuop, schuoben, geschaben (jetzt nur schabte, geschabt); bache, buoch, gebachen (hat sich mit ch nur in oberdeutschen Dialekten gehalten, man hört gebachen z. B. in Nürnberg; jetzt backe buk, der Optativ büke ist nicht durch bakte zu ersetzen); lade, luot, luoden, geladen (ursprünglich hladu, wird jetzt oft mit dem abgeleiteten lade, ladete verwechselt, mit dem es gar nichts zu thun hat; man halte darauf, nur zu sagen „er lud die Flinte, den Wagen" u. s. f., aber „er ladete zu Gaste, ladete ein"); wate, wuot (jetzt nur watete, gewatet); schaffe, schuof; nage, nuoc (jetzt nur nagte); wasche, wahse u. a.; slahe, twahe (wasche), ge-wahe (erwähne) haben mit Wechsel von h und g (S. 198) sluoc, sluogen, geslagen u. s. f.; jetzt ist bei schlage überall g durchgedrungen, die beiden andern sind außer Gebrauch gekommen.

Zu stuont, gestanden gilt nicht stande, sondern das bindevocallose stâ-n als Präsens (unser ich, er stand, Opt. stände ist also nicht richtig; die Süddeutschen haben das zu allgemeiner Geltung zu bringende stund, stünde auch in der Schrift gewahrt).

II. Das Präsens hat den geschwächten Wurzelvocal.

Wurzelvocal ist hier stäts a, der im Präsens zu i geschwächt wird. Bei allen hat der Singularis des Perfects a (ursprünglich hatte das Präsens a das Perfectum â), der Plural des Perfects und das Partic. Präteriti wird aber verschieden behandelt. Der Hauptunterschied ist der, daß ein Theil dieser Verba im Plural des Perfects das gesteigerte â bewahrt hat, während die andern

hier die Schwächung des wurzelhaften a zu u eintreten lassen. Die ersteren haben im Partic. Präteriti theils u (o), theils i (ë).

II, a. Präs. i, Perf. a, â, Part. Prät. i (ë) und u (o). Die Wurzel schließt bei denen mit i (ë) im Part. Prät. auf einfache Consonanz, die nicht Liquida ist; die auf einfache Liquida nebst denen auf ff, ch, ck, sch, st, ht haben u (o) im Participium Präteriti.

Beispiele: Wurzel gab, Präsens gibe, gibst, gibt, gëben u. s. f., Perf. gap, 2. Pers. gæbe, Plur. gâben, Part. gegëben; Wurzel az: izze, az, âzen, gëzzen; Wurzel sah, las u. s. f. Ueberall hat sich im Neuhochdeutschen hier die erste Pers. Sing. Präsentis den Vocal des Plurals zugelegt, also ich gebe, eße, sehe, lese u. s. f.;[1] gihe, jach, jâhen, gejëhen (sagen, bekennen) ist jetzt verloren; jäte für jete ist nun ganz in die Analogie der abgeleiteten übergetreten, mhd. gite, jat (g vor i nach S. 198), ebenso knete, mhd. knite, knat; dasselbe gilt von pflëgen (aber noch neben gepflegt ein gepflogen); genësen (mhd. ich genise) hat wohl genas, genësen regelrecht erhalten, aber sein Präsens hat nach Art der abgeleiteten festes e: er genest, Imperativ genese.

Mehrere sind im Neuhochdeutschen nach II, b. (s. d. folg.) übergetreten; während mhd. noch ein wibe, wap, wâben galt, haben wir nhd. webe (Imperativ nur webe, nicht wib), wob, woben, gewoben; wige, wac, wâgen ist jetzt wige, Infinitiv wigen, seltener wägen, wog, wogen, gewogen; ebenso erwägen, verwägen (verwog, verwogen) aber verwegen als Adjectiv hat sich in alter Form erhalten; bewegen flectiren wir ebenso (obwohl wir es transitiv brauchen), aber nur dann, wenn es bedeutet „zu einem Entschlusse bringen", außerdem hat es als abgeleites Verbum bewegte, bewegt.

Während die bisher erwähnten im Particip. Präteriti i (ë) haben, zeigen die folgenden in derselben Form u (o), z. B. Wurzel stal, Präs. stil, stilst, stilt, Plur. stëln u. s. f., Perf. stal, Plur. stâlen, Opt. und 2. Pers. Sing. Indic. stæle, Part. Prät. gestoln; ebenso Wurzel hal (verbergen), nam Präs. nim(e) u. s. f., bar (tragen), traff (triffe, traf, trâfen), brach, sprach, stach,

[1] Diese Formen auch als Imperative anstatt gib, iß ꝛc. anzuwenden, ist bekanntlich fehlerhaft.

rach (riche, rach), schrack (erschricke, erschrac, erschrâken), drasch (drische, drasch, drâschen), lasch (lische, lasch), brast (briste, brast, brâsten, gebrosten; jetzt bersten), vaht (vihte, vaht, vâhten, gevohten), vlaht u. a. Wurzel quam sollte regelmäßig bilden quime, quam, quâmen, gequomen; von diesen Formen ist aber nur quam, Opt. quæme noch bräuchlich, wofür aber auch, ohne w, kam, kæme vorkommt. Der Einfluß des w bringt aber hier mannigfache Abweichung zu Stande. Das Präsens lautet kum und kom, Plur. komen, Inf. komen und kumen; das Präteritum zeigt auch ein kom, Plur. kômen, Opt. kœme, während die älteren Formen quam, quâmen nur noch im Reime haften, Part. Prät. komen. Die neuhochdeutschen Formen dieses Verbums erklären sich leicht aus den mittelhochdeutschen; kömst, kömt (beim Volke noch kümst, kümt) scheint uns weniger edel als komt, komt, obschon der Umlaut berechtigt ist.

Im Neuhochdeutschen ist auch hier überall das e in die erste Person des Präsens gedrungen: stele, neme, breche, treffe u. s. f., ja sogar gäre (mhd. gise, jas, jâren, gejësen), gebäre, räche, schwäre (mhd. swir, swar) mit ä; lösche (für lësche, 2. Pers. lischest, 3. Pers. lischt, Plur. löschen für lëschen) sogar mit ö (das Causativum lösche für lesche, Prät. löschte ist vom Intransitivum lösche für lësche (erlösche) wohl zu scheiden; „das Licht erlöscht, löscht aus, erlöschte" sind grobe Sprachfehler, die man öfters hört für „es erlischt, lischt aus, erlosch").

Viele Verba dieser Classe haben im Neuhochdeutschen den Vocal des Partic. Präteriti in das ganze Perfectum aufgenommen, so die auf r meist; man sagt gebar aber gor, schwor; die auf sch: erlosch, drosch, selten noch richtiger und älter drasch; barst ist vielleicht noch angenehmer als borst (zu bersten); die auf cht: flocht, focht. Der Plural hat überall denselben Vocal, wie jetzt überhaupt der Vocalwechsel im Perfectum durch Ueberhandnehmen der Analogie geschwunden ist: goren, fochten u. s. f. Helen ist ganz in die Analogie der abgeleiteten Verba übergetreten: helte, gehelt, aber noch unverholen, seltener verholen; räche hat ebenso rächte, nicht mehr rach, gerochen findet sich aber noch neben gerächt. Vom intransitiven stecken ist stak, stæke mit Recht der Volkssprache zu lassen und das richtige stekte

ausschließlich zu brauchen. Manche Optative Perfecti wie dräsche, flöchte, göre, schwöre (von schwären) sind wenig oder kaum im Gebrauch. Die Umschreibung mit würde (beim Volke mit tæte) nimmt immer mehr überhand und entfremdet uns manche einfache Bildung.

II, b. Präs. i, Perf. Sing. a, Plur. u, Part. Prät. u (o).

Diese Vocalwechsel finden statt, wenn die Wurzel auf doppelte Liquida oder auf Liquida und Muta schließt. Bei diesen Verben ist stäts im Auge zu behalten, daß vor doppeltem Nasale oder Nasal und Muta keine Brechung eintritt (S. 143). Z. B. Wurzel half, Präs. hilfe, Plur. hëlfen, Perf. half, Plur. hulfen, Part. geholfen; so gehen die Wurzeln warf, ver-darb, ward, barg, warb (thun, handeln), er-balg (zornig werden), warr (hindern), hall (ertönen) u. a. Dagegen heißt es z. B. von Wurzel brann im Präs. brinne, Plur. brinnen, Perf. bran, Plur. brunnen, Partic. gebrunnen; von Wurzel band binde Plur. binden, bant Plur. bunden, gebunden; ebenso flectiren die Wurzeln rann (rinnen), sland (schlingen), sank, stank, hank (hinken) u. s. f.

Das Neuhochdeutsche hat auch hier mannigfache Abweichungen und Störungen eintreten lassen. Im Präsens hat, wie in allen ähnlichen Fällen, der Plural auf die erste Person Singularis eingewirkt, also kein hilfe, wirde u. s. f. mehr, sondern helfe, werde u. s. f., nur das Volk hält auch hier in manchen Mundarten noch am alten fest; bei den Verben, die im älteren Deutsch keine Brechung zulassen, also bei denen auf doppelten Nasal oder Nasal und Muta, bleibt auch in der ersten Person Präsens das i, weil es im Plural ebenfalls vorhanden war: beginne, finde, winke u. s. f. Die auf mm, nn haben aber im Particip. Prät. die alte Regel verlassen und das u in o gebrochen: geschwommen, gesponnen, nur das oberdeutsche Volk hält auch hier noch meist das alte geschwummen, gespunnen fest.

Im Perfectum ist durchweg, wie bei allen Verben überhaupt, der Vocalwechsel in Folge der Analogie geschwunden; ein einziges Verbum hat sich in der echten Form des Perfects erhalten, nämlich ich werde, er wird (Imperativ aber nur werde anstatt wird), ich ward, wir wurden, Optativ ich würde, geworden; aber auch hier hat die Analogie des Plurals den merkwürdigen Singular

Perfecti ich wurde erzeugt, der von rechtswegen über Bord zu werfen und durch ward zu ersetzen ist. Daß die Schulmeister bereits einen Unterschied von wurde und ward zu demonstriren wissen, vermag uns nicht zu rühren. Vereinzelt finden sich noch die veralteten Plurale des Perfects sturben, sungen (wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen).

Im Perfectum hat sich also in allen Formen nur ein Vocal festgesetzt und zwar zumeist der Vocal des Singulars, z. B. starb Plural starben, galten, schwammen (er schwamm, nicht etwa er schwomm), sangen u. s. f. Der Vocal des Pluralis Perfecti gilt nur in (dinge) dung, Plur. dungen, neben welchem man auch das richtigere zu den übrigen Verben dieser Classe stimmende dang, dangen hört (falsch ist dingte); auch der Vocal des Particip. Präteriti ist oft im ganzen Perfect üblich geworden, wie in glimme, glomm, geglommen; klimme, klomm, geklommen (beide auch nach Analogie der abgeleiteten glimte, klimte, was jedoch zu meiden), quelle quoll, schwoll, erscholl erschollen (meist ist im Perfect und Participium schalte, geschalt eingetreten, wie ja auch das Präsens schelle durch das abgeleitete schalle ersetzt wird), schmolz, molk (nicht melkte).

Die Optative des Perfects sollten nun der Regel nach stäts den Vocal des Indicativs in umgelauteter Form beibehalten, hier aber ist noch vielfach der alte Pluralvocal, dem ja ursprünglich der des Optativs gleich ist, nicht völlig ausgestorben; einem Indic. warb, starb, verdarb, warf wird nur der bewuste Systematiker einen Optativ wärbe, stärbe, verdärbe, wärfe zur Seite stellen, ungesucht bietet sich jedem das ältere, richtigere würbe, stürbe, verdürbe, würfe dar. Selbst hülfe sagt besser zu als das neuere hälfe; ein befähle, schälte, gälte hat wohl noch keiner gewagt, hier gilt beföhle, schölte, gölte mit dem aus älterem ü entsprungenen ö.

Dagegen haben Formen wie verbärge, gewänne, sänne, bände, tränke, sänke, klänge, zwänge u. a. fast oder völlig sich eingebürgert, nur volksmäßiger Ton läßt noch das alte ü hören; gewönne, entrönne, begönne findet man jedoch auch in der Schriftsprache. Die mit o im Indicativ zeigen natürlich im Optativ ö: schwölle, schmölze; dung hat dünge. Manche Optative Perfecti werden kaum gebraucht, selbst der Indicativ

Perfecti zu schinde, geschunden, der schand zu lauten hat, findet sich wohl wenig in Anwendung, die Optative mölke, schände oder schünde wohl noch weniger; ränne zu rinne, rann, selbst begänne zu beginne, begann, ja manche der oben bereits angeführten Optative werden gerne vermieden; Nichtdeutsche, die unsere Sprache erlernt haben, gehen diesen Optativen des Perfects überhaupt gerne aus dem Wege, dasselbe thun auch gar manche eingeborne Deutsche; auch die Volksmundarten, die übrigens oft sogar den Indicativ Perfecti umschreiben, sind in der Bildung des Optativs des Perfects oft unsicher oder meiden ihn meist. Keine grammatische Form findet man so häufig falsch gebildet als diese. Man sieht aus dem Gesagten, daß in diesen Formen die neuhochdeutsche Sprache noch nicht zu einem festen Abschlusse gekommen ist. Quäle man sich nicht mit Herstellung einer Uniform für alle Verba, sondern wähle jeder die Form, die ihm mundrecht ist. Die Zeit wird wohl in nicht allzugroßer Ferne auch diese Formen durch die leidige Umschreibung entbehrlich machen.

Einige Verba dieser Art sind bereits in die Analogie der abgeleiteten gezogen worden, wie hinke, winke, das ein gewunken und gehunken beim Volke erhalten hat; auch belle (mhd. bille, bal, bullen) hat fast nur in Mundarten Formen wie er bilt, gebollen erhalten.

III. Das Präsens hat den gesteigerten Wurzelvocal.

Hierher gehören alle Verbalwurzeln mit dem Wurzelvocale i und u; das Präsens hat erste, der Singular des Perfects zweite Steigerung (wobei der in der Lautlehre S. 141 flg. besprochene Wechsel von ei und ou mit dem gleichwerthigen ê und ô nicht zu übersehen ist); der Plural des Perfects und was mit ihm im Vocale übereinstimmt, so wie das Participium Präteriti zeigt den reinen Wurzelvocal; z. B.

Wurzel biȥ, Präs. bîȥe, bîȥest, Plur. bîȥen u. s. f., Perf. beiȥ, 2. Pers. und Opt. biȥȥe, Plur biȥȥen, Part. Prät. gebiȥȥen ohne Brechung (nach S. 143 flg.); ebenso Wurzel swig (swîge, sweic, swigen), stig, slif (slîfe, sleif, sliffen), grif u. s. f.

Wurzel truf, Präs. triufe, triufest, triufet, aber Pluralis triefen mit Brechung, Perf. trouf, 2. Pers. und Opt. trüffe,

Plur. truffen, Particip. Prät. getroffen; aber von Wurzel vluz vliuze, vliezen, vlôz, vluzzen, gevlozzen; ebenso Wurzel duz (schallen, rauschen), Wurzel but (biute, bôt, buten), vluh (vliuhe, vlôch, vluhen) u. s. f.

Wurzel kus hat kiuse, kôs, kür, kurn, gekorn (wählen); ebenso ver-lus (verliuse, verlôs, verlür, verlurn, verlorn).

Die mit dem Wurzelauslaute d haben im Perfectum und Part. Prät. t (S. 198) snîde, sneit, sniten, gesniten; ebenso lîde, mîde, siude (sôt, suten, gesoten).

Auch wechselt h und g: zîhe (klage an), gedîhe, Prät. zêch, gedêch, Plur. zigen, gedigen, Part. gezigen, gedigen; lîhe, lêch behält das h: lihen, gelihen; ziuhe, zôch, zugen, gezogen; vliuhe, vlôch behält das h: vluhen, gevlohen.

schrîe hat im Prät. schrê, Plur. schrirn, Part. geschrirn; ebenso spîe; schri-rn lautet ahd. scrirumês aus *scrisumês. Dieß angehängte -sumês u. s. f. ist das verkürzte Perfectum von der Wurzel as, (is in is-t, s-ind). Die Formen schrirn, spirn sind also Reste einer früher gewiß weiter verbreiteten, im Nordischen nicht seltenen Perfectbildung mittels Zusammensetzung des Verbalstammes mit dem Perfectum von as (wie ja ner-ten u. s. f. mit dem Perfectum von tuo-n zusammengesetzt ist), *scri-sumês ist also ebenso gebildet wie lateinisch scrip-simus, dic-simus u. s. f. Riuwe (leid sein) hat im Perfectum rou (rouw), Plur. riuwen (für ruwen), Part. geriuwen, gerouwen, auch andere Nebenformen kommen vor; ebenso bliuwe (schlagen) u. a.

Die Wurzeln suf und sug haben im Präsens sûfe und sûge, Plur. sûfen, sûgen (nicht *siufe, siuge, Plur. *siefen, siegen), also mit û für iu, Dehnung anstatt Steigerung; übrigens flectiren sie wie die andern.

Im Neuhochdeutschen hat sich auch in dieser Classe im Perfectum ein Laut für beide Zahlen festgesetzt; vor ch, ff, ß, tt gelten die Kürzen i und o (au, ei und u sind völlig aus dem Perfectum geschwunden; o ist wohl durch Einfluß des Part. Prät. bei allen Wurzeln mit dem Wurzelvocale u eingetreten), in den andern Fällen die Längen î (geschrieben ie) und ô, also z. B. schleiche, schlich, schlichen, geschlichen; greife, griff, griffen, gegriffen; reiße, riß; schneide, schnitt (mit demselben Wechsel

von d und t wie im Mittelhochdeutschen); rieche, roch; triefe, troff; schieße, schoß; siede, sott u. s. f., aber treibe, trîb, trîben, getrîben; fliege, flôg, flôgen, geflôgen. Hier sieht man recht deutlich die Einförmigkeit in Folge der Analogie; die alterthümliche, alle Möglichkeiten erschöpfende, dreifache Abstufung des Wurzellautes hat einem einfachen Wechsel des Vocals zwischen Präsens und allen Nichtpräsensformen Platz machen müssen.

Im Präsens ist bei den Wurzeln mit u der gebrochene Vocal des Plurals und des Optativs in den ganzen Singular und in die zweite Person Singularis des Imperativs eingedrungen; ein beut,[1] gebeut, fleugt, fleucht, reucht, geußt, geneuß u. s. f. = mhd. biutet, fliuget, vliuhet u. s. f. ist beinahe oder völlig (selbst aus der Poesie) geschwunden, manche Volksmundarten hegen aber diese Formen noch sämmtlich. Auch das r in friere, verliere hat sich nun durchaus festgesetzt, ein freust, verleust wird höchstens scherzweise noch gebildet.

Merkwürdig ist hier, daß preisen, ein Lehnwort und überdieß erst von prîs nhd. preis aus lateinisch pretium (vgl. französisch prix) abgeleitet, jetzt nicht mehr preiste, gepreist bildet (wie noch in Kirchenliedern richtig gepreist auf geist reimt), sondern ebenso, wie bereits in der älteren Sprache das Lehnwort schreiben (aus lateinisch scribere), die ihm zukommende Form eines abgeleiteten Verbs abgelegt und die Flexion eines Stammverbum angenommen hat.

schrauben und schnauben haben besser schraubte geschraubt und schnaubte geschnaubt als schrob schnob, geschroben geschnoben, verschroben hat sich als Adjectiv festgesetzt; stiebe, stob, gestoben ist dagegen besser als das versuchte stiebte; saugte und gesaugt ist sogar fehlerhaft anstatt sog, gesogen; zu schmiegen aber ist kein schmog mehr möglich, und schmiegte gechmiegt das allein bräuchliche.

Das falsche trügen betrügen für triegen (trog, wie biegen, bog) läßt sich noch vermeiden; lügen aber, das ebenfalls fehlerhaft für liegen (log) geschrieben und leider auch gesprochen wird, sitzt nun wohl unvertilgbar fest (wozu der nhd. stattfindende Gleichklang von liegen und ligen sein Theil beigetragen haben mag, nebst der falschen Rücksicht auf lüge).

[1] Für beutet.

schliefe, schloff, geschloffen (schlüpfe ist eine Intensiv- und Iterativbildung von diesem Verbum) und (zer)kliebe, (zer)-klob, (zer)kloben sind gute alte Worte, die wir hegen sollten (man schlieft in einen Ermel, das Hühnchen schloff aus dem Ei u. s. f.).

IV. Der Präsensstamm wird durch Zusätze gebildet.

Diese Bildungsweise, in der indogermanischen Ursprache reichlich vertreten und in manchen Töchtern derselben besonders beliebt, ist im Deutschen nur bei wenigen Verben gebräuchlich. Ist es doch ein Charakterzug unserer Muttersprache, von den Wechseln, deren die Vocale der Wurzeln fähig sind, möglichst reichen Gebrauch zu machen; dieß Festhalten und sich Anklammern an das flexivische Wesen, das gerade in dieser inneren Wandlung der Wurzel besteht, gibt der Sprache jenes eigene alterthümliche Gepräge, das uns auch aus dem jetzigen Deutsch noch so mächtig anmuthet gegenüber dem rein äußerlichen Wortbildungswesen des Romanischen. So sind denn nur folgende wenige Präsentia mittels zutretender Laute gebildet, aber auch bei diesen Verben ließ es sich die Sprache nicht nehmen, außerdem Vocalwechsel in der Wurzel eintreten zu lassen.

IV, a. Das Präsens wird mittels j gebildet. Dieß j ist im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen natürlich nur noch an seinen Wirkungen zu erkennen. So lautet von Wurzel lag das Präsens lige, Plural ligen, Infinitiv ligen, für älteres ligju, ligjam u. s. f. (wäre das j nicht vorhanden, so würde Plural und Infinitiv *lëgen lauten), Perf. lac, lâgen, Particip. gelëgen; Wurzel bat, Präs. bite ebenso; Wurzel saz, Präs. sitze, Plural sitzen (ohne j würde das Präsens *sizze, Plural *sëzzen lauten), aber saz, sâzen, gesëzzen, weil hier kein j mehr vorhanden ist, das ja nur dem Präsens zukommt (mit j würde es nicht heißen saz, sondern *setz u. s. f., vgl. S. 197 flg.). Abgesehen vom j gehören diese Verba zu II, a.

Die Wurzeln hab und swar (schwören), welche Verbis nach der Art von I, b (Präs. a, Perf. uo) zu Grunde liegen), bilden ebenfalls Präsentia mittels j, also hebe (habju), swer (swarju), Perf. huop, swuor, Particip. gehaben, geswarn, jetzt nur hob, schwor (hub[1] und schwur sind veraltet), gehoben (aber

[1] Von anheben ist hub an, huben an noch im Gebrauche.

erhaben als Adjectiv neben erhoben erhalten), geschworen nach der Analogie von II, a. (gesworn ist schon mhd. bräuchlich, durch Verwechslung mit swir, swar, swâren, gesworn, *ulcerare*). Vereinzelt ist das reduplicirende (I, 1) er (aus älterem arju), Perfect. ier, Part. Prät. gearn (pflügen) dialektisch noch gebräuchlich, in der Schriftsprache aber ausgestorben.

IV, b. Das Präsens wird durch einen Nasal gebildet. Die älteste Art der Präsensbildung mittels eines Nasals ist ohne Zweifel die, daß n (voller nu, na; ein pronominales Element, wie j auch) ans Ende der Wurzel tritt, eine in vielen indogermanischen Sprachen sehr beliebte Bildung (z. B. *τέμ-νω* neben *ἔ-ταμ-ον*, *δείκ-νυ-μι* neben *ἔ-δειк-σα*, sper-no neben spre-vi u. s. f.). Aber, merkwürdig genug, dieß präsensbildende n kann sich auch in die Wurzel hineinschlagen; in *λαμβάνω* neben *ἔ-λαβ-ον*, *λαγχάνω*, *ἔ-λαχ-ον* sehen wir n am Wurzelauslaute und, natürlich sich nach dem Wurzelauslaute richtend, zugleich in der Wurzel; in frango neben frac-tus für frag-tus, rumpo neben rup-tus u. s. f. ist der Nasal nur in der Wurzel, und so sind die wenigen Präsentia der Art gebildet, die unsere Sprache erhalten hat.

Diese Verba bilden im Deutschen ihr Perfectum nach Art der abgeleiteten. Es sind folgende: Wurzel brag, Präs. bringe (mit der Vocalschwächung von II.), Perf. brâhte für brag-de (nach S. 199), Optativ (und 2. Person Sing.) bræhte, Particip. Prät. brâht. Das Neuhochdeutsche hat hier vor cht die Dehnung des a wieder fallen lassen.

Wurzel dak bildet, wie die verwandte Wurzel duk, ihr Präsens außer durch Nasaleinschub auch noch mit j, also dankju, dunkju, d. i. mhd. denke, dunke nhd. dünke, das Perfect wird ganz so wie von bringe gebildet, also dâhte, dûhte, Optativ dæhte, diuhte (und dûhte), Partic. gedâht, gedûht. Während denke dachte dächte gedacht sich gut erhalten hat, ist im Neuhochdeutschen bei dünken eine heillose Verwirrung eingerissen. Der Vocal des Optativs ist in den Indicativ Perfecti und ins Partic. Präteriti eingedrungen, also dünke, deuchte, gedeucht; dieß ist die allein richtige Weise, allein man hört und liest oft genug mir deucht als Präsens, mir dünkte als Perfectum mit so viel Sprachfehlern als Worten; es heißt mich dünkt, mich deuchte.

V. Das Präsens ist bindevocallos, d. h. der Präsensstamm hat kein a am Ende angenommen. Nur Reste bei vocalisch schließenden Wurzeln, die fast alle ihr Präsens ursprünglich mittels Reduplication bildeten nebst der Wurzel as, is (sein).

Wurzel ta, gesteigert tâ, tuo.

Präs. Indic.	Opt.	Imper.	Infin.
tuo-n[1] (jetzt bindevocalisch tue)	tuo u. s. f.	tuo	tuo-n.
tuo-st		tuo-t.	
tuo-t			
tuo-n u. s. f.			

Perf. Indic.	Opt.	Particip.
tëte (nhd. nach dem Plural tât, tâtest u. s. f.)	tæte u. s. f.	getân.
tæte		
tëte		
tâten u. s. f.		

Wurzel sta, Präsens stâ-n und stê-n u. s. f., von letzterem unsere jetzige bindevocalische Form stehe für stêe; Perf. stuont (s. o. S. 274) gestanden und, nach dem Präsens, gestân.

Wurzel ga, Präs. gâ-n,[2] gê-n (jetzt gehe) u. s. f.; Perf. gienc (s. o. S. 273), Part. gegangen, gegân.

Wurzel bi (aus ursprünglichem bu) und as (beide „sein" bedeutend) ergänzen sich in den verschiedenen Formen des Verbum, nebst der Wurzel vas.

Präs. bi-n (ahd. bi-m)
bi-st
is-t

Plur. s-în (eine Optativform, für welche wir nun die 3. Pers. Plur. sind haben eintreten lassen; s-în steht übrigens für *is-în, wie z. B. lateinisch sum, sunt für *es-um, es-unt; die Wurzel as verliert leicht ihren Anlaut)
s-ît (nhd. seit, für welches man lächerlicher Weise seid schreibt)
s-int.

Es findet sich auch die 1. und 2. Pers. Plur. bi-rn, bi-rt, welche eigentlich Perfectformen sind; Wurzel bi, bu bedeutet ursprünglich „wachsen, werden". Die Perfecta bi-r-n, bi-r-t aus

[1] Urform da-dhâ-mi, griechisch τίθημι, vgl. S. 263 ff.
[2] Urform ga-gâ-mi, griechisch βίβημι mit β für g.

*bi-su-mês, bi-su-t, ahd. bi-ru-mês, bi-ru-t, besagen also „wir sind geworden, ihr seid geworden". Vgl. S. 280.

Optativ sî, sîst u. s. f. Alles übrige von dem bindevocalischen Verbum wësen (II, a), also Imperativ wis (auch bis mit Anklang an die 2. Pers. Sing. Präs. Indic. bist älter bis), Inf. wësen (sîn), Perf. was (jetzt war), Plur. wâren, Part. Prät. gewësen (auch gewëst und gesîn, Formen die man in deutschen Mundarten noch hört). Dieß wësen (1. Pers. Sing. Präs. wise) hört man in plattdeutschen Mundarten noch im Präsens gebraucht.

VI. Perfecta als Präsentia gebraucht.

Von einer Reihe deutscher Stammverba ist die Präsensform verloren gegangen, das Perfectum, das, wie z. B. in weiʒ, griechisch Ϝοῖδα, Urform *vaida für vivaida von der Wurzel vid („sehen", eigentlich „ich habe gesehen", d. h. „ich weiß") in Folge der Bedeutung der Wurzel Präsensfunction hatte, blieb allein im Gebrauche und es entwickelte sich nun von diesen als Präsentia geltenden Perfectformen eine neue Perfectform nach Art der abgeleiteten Verba mittels Zusammensetzung mit dem Perfectum der Wurzel ta (vgl. S. 270 flg.).

Im folgenden gebe ich nur die mittelhochdeutschen Formen; die neuhochdeutschen, die bekannt sind, erwähne ich nur hier und da, wo sie besonders stark von den älteren sich entfernt haben.

Von der alten Endung t (st) der 2. Pers. Sing. dieser Verba war oben (S. 264) bereits die Rede.

1) kan, kanst, kan, Plur. kunnen, künnen, also eine Perfectform der Art, als wäre das Präsens *kinne (II, b), Perf. kunde, konde, Optativ künde.

2) an in g-an (aus der untrennbaren Präposition ge mit dem Verbalstamme an) ebenso; Perf. gunde, Partip. gegunnen und gegunnet. Das neuhochdeutsche gönnen ist ganz in die Analogie der abgeleiteten Verba getreten und hat in allen Formen unwandelbares ö.

3) darf, darft und darfst, darf, dürfen u. s. f.; Perfectum dorfte, dörfte (Noth, Ursache haben).

4) tar (ge-tar), tarst, turren, türren; torste, törste („wagen, sich getrauen", nhd. verloren).

5) sol (für scal) auch schol, sal, 2. Person solt, Plural suln, süln, Optativ sül̄, Perfect solde.

6) mac, maht, mac, mügen, mugen, auch megen, Opt. müge, mege, Perf. mohte, alterthümlicher auch mahte (z. B. Nib. 1987, 2), Opt. möhte, mehte (können, vermögen).

7) muoz (nach I, b als wäre das Präsens *maze), muost, muoz, müezen, Perf. muoste, muose, Opt. müeste, müese. Diese haben alle den Wurzelvocal a.

8) weiz (als wäre das Präsens *wîze nach III.), weist, weiz, wizzen, Opt. wizze, Imperativ wizze, Perf. wiste, wëste, wisse, wësse, Opt. ebenso, Part. Prät. gewizzen, gewist u. s. f.

Den Wurzelvocal u hat

9) touc, Plur. tugen, tügen (als laute das Präsens *tiuge nach III.), Opt. tüge, Perf. tohte, töhte (wohl von statten gehen, sich ziemen). Jetzt wird taugen mit unverändertem Vocal ganz wie ein abgeleitetes Verbum behandelt.

Ein Optativ des Perfects ist ursprünglich.

10) wil (gotisch viljau), 2. Pers. wilt und mit älterer Form wil (z. B. Nib. 642, 1. 948, 4. 1097, 1; gotisch vileis, ahd. wili), 3. Pers. wil, Plur. wëllen, wëln, Opt. wëlle, Perf. Indic. und Opt. wolte. Das durch Einfluß des w eingetretene o hat schon im Mittelhochdeutschen hier und da weiteren Umfang gewonnen; im Neuhochdeutschen ist bekanntlich nur im Singular des Indicativs i erhalten, überall sonst aber o eingetreten.

Hiermit haben wir die mannigfachen Präsensbildungen, deren die deutschen Stammverba fähig sind, erschöpft. Zum Schlusse noch ein Wort über die abgeleiteten Verba.

Die abgeleiteten Verba sind keiner jener stammhaften Veränderungen fähig, die wir so eben bei den nicht abgeleiteten zum Zwecke der Bildung des Präsens- und Perfectstammes angewandt sahen. Sie gehören also eigentlich sämmtlich in unsere erste Art der Präsensbildung, da derselbe Verbalstamm durch alle Formen bleibt.

Die Endungen sind dieselben wie bei den Stammverben. Z. B. Präs. salbe, salbest u. s. f., Imperativ aber salbe, rege, lobe u. s. f., da ja das e Theil des Verbalstammes ist (hier sind also jene neuhochdeutschen oft fälschlich auf Stammverba übertragenen Imperativformen mit schließendem -e richtig), Perf. salbe-te, salbe-test u. s. f., der Optativ des Perfects fällt vollständig mit dem Indicativ zusammen; Part. Prät. ge-salbe-t.

Das den Stamm schließende e, in welchem das ursprünglich wortbildende Element (i, ai, ô) steckt, fällt vor Consonanten außerordentlich oft weg; bei denen, welche Umlaut haben (in Folge der Bildung mittels i, j), hat der Wegfall dieses e aus i im Perfectum und Participium Präteriti zugleich den Wegfall des Umlauts dann im Gefolge, wenn die Stammsilbe durch Position oder langen Vocal lang ist. Man sagt also im Mittelhochdeutschen brenne brante gebrant, hefte hafte (für haft-te), nütze nuzte, drücke dructe, erschrecke (transitiv) erschracte, zürne zurnde, küsse kuste, wæne wânte, liute (läute, mache tönen) lûte (für lûtte), liuhte lûhte, müeje (mache Beschwerde) muote, doch vröuwe vröute; überhaupt ist in Verben dieser Art bald Umlaut, bald nicht zu finden. Von Formen wie schihte, druhte für schicte, dructe war S. 200 die Rede.

Das Ausstoßen des wortbildenden e erspart also dem Mittelhochdeutschen übellautende Formen, wie die neuhochdeutschen heftete, antwortete (mhd. antwurte), läutete, wartete (mhd. warte) u. s. f., Formen, die dem Streben nach sogenannter Regelmäßigkeit ihren Ursprung danken. Auch für wâfenen (nhd. waffnen) gilt fast ausschließlich wâfen.

Wir bilden also richtiger und wohltönender ein sante, gesant von senden, als sendete, gesendet. Von dem nicht gebräuchlichen beheften hat sich behaftet (mhd. behaft), in dem Namen eines Orgelregisters mit gedeckten Pfeifen sogar das rein mittelhochdeutsche gedakt für das jetzt allein übliche gedekt von decken erhalten; von den Participien durchlaucht, erlaucht, getrôst und ähnlichen Archaismen für durchleuchtet, erleuchtet, getröstet war gelegentlich der Bildung dieses Participium bereits die Rede.

Die kurzsilbigen mit Umlaut behalten ihn auch bei der Ausstoßung des e überall bei: ner nerte genert; lege legte; bür (erhebe) bürte; hüge (gedenke) hügte u. s. f.

Man bemerke vürhte und würke (wofür wir jetzt meist nicht richtig wirke schreiben), Perf. vorhte, worhte, Optat. vörhte, wörhte, Part. gevorht, geworht (seltener gevürhtet, gewürket), welche im Perfectum und Participium nicht u, sondern o eintreten lassen. Beide haben nunmehr den Vocalwechsel aufgegeben und sind der gewöhnlichen Analogie der abgeleiteten beigetreten.

Schon oben (S. 218) sahen wir, daß die nicht mit j

abgeleiteten nur am Mangel des Umlauts oder an der Brechung des Wurzelvocals (also in vielen Fällen gar nicht) kenntlich sind, z. B. lobe, lobte (ahd. lobôm, lobêm, Perf. lobôta, lobêta), gër, gërte (ahd. gërôm, gërôta). Die mit ô gebildeten behalten es bisweilen im Reime archaisch bei: gewarnôt, ermorderôt u. a. Dieß erwähnten wir schon oben (S. 160), ebenso die Zusammenziehungen wie seit, leit für saget, leget (S. 158).

Bei dem Verbum haben ist die Zusammenziehung besonders bemerkenswerth; die Formen desselben lauten: Präs. 1. Pers. Sing. hâ-n mit dem n für m der ersten Person, nach Art der bindevocallosen wie gâ-n, stâ-n, mit denen es nun in Folge der Zusammenziehung allerdings große Uebereinstimmung zeigt (Stamm hâ wie gâ, stâ), 2. Pers. hâst, 3. Pers. hât, Plur. hân, hât, hânt, Opt. habe und hâ, Inf. hân, Perf. hâte, hête und daraus gekürzt hëte, hiete. In der Bedeutung „halten" unterbleibt meist die Zusammenziehung. Unsere Mundarten haben bekanntlich die zusammengezogenen Formen dieses Wortes beibehalten; die Schriftsprache aber hat gerade in den Formen ohne b den kurzen Vocal: du hăst, er hăt, Perf. hatte, Opt. hätte. Es scheint, daß hier nicht Zusammenziehung, sondern Assimilation vorliegt, daß also hast, hat für habst, habt (vgl. das kurze a in ir habt), hatte und hätte für habte, häbte steht.[1]

[1] Beiläufig sei bemerkt, daß in einer Partikel unserer Sprache eine Verbalform steckt, die wir freilich nicht mehr herausfühlen. Unser nûr lautet nämlich in der älteren Sprache niur, niwer, niwær, newære, das auf ein althochdeutsches ni wâri führt. Dieß ist also die Negation ni im Sinne von „wenn nicht" und die 3. Pers. Sing. Opt. Perfecti ahd. wâri, mhd. wære; ni wâri, niwære, niwer, nûr bedeutet also eigentlich „wenn nicht wäre (wörtlich lateinisch nisi esset, nisi fuisset), es wäre denn"; wie sich dieß zur Bedeutung unseres jetzigen nur abschwächen konnte, ist klar. Auch das mittelhochdeutsche deiswâr, dêswâr, Zusammenziehung von daz ist war, hat fast das Ansehen einer solchen Partikel; dasselbe gilt von dem mittelhochdeutschen wæn für wæne ich, z. B. den wæn wir hân verlorn „den, glaube ich, haben wir verloren" (Nib. 517, 3).

Anhang.

I. Einiges aus der mittelhochdeutschen Syntax.

Es wäre vom höchsten Interesse, die großen Unterschiede, welche die Function der neuhochdeutschen Worte von denen des Mittelhochdeutschen darbietet, genauer ins Auge zu fassen und unter allgemeinere Gesichtspunkte zu bringen. Indeß fehlt es in diesem Theile der Grammatik leider noch völlig an Methode, so daß wir vorderhand es noch dem Wörterbuche überlassen müssen, für jedes einzelne Wort die Function anzugeben, die es im Mittelhochdeutschen hat, ohne daß wir es wagen könnten, den Gang im Ganzen und im Einzelnen darzulegen, den die Veränderung der Function von mittelhochdeutsch bis neuhochdeutsch eingeschlagen hat.

Die Functionslehre ist freilich der für unser Verständnis der mittelhochdeutschen Sprachdenkmale wichtigste Theil der gesammten mittelhochdeutschen Grammatik. Nichts liegt näher, als einem mittelhochdeutschen Worte, welches uns aus unserer jetzigen Sprache bekannt und geläufig ist, dieselbe Function beizulegen, die wir jetzt mit demselben zu verbinden pflegen, und in unzähligen Fällen verstehen wir in diesem Falle das Mittelhochdeutsche falsch oder fassen es doch wenigstens schief auf. Denn gerade die Function hat sich bedeutend geändert; viele Worte werden jetzt theils in kaum merklicher Weise anders empfunden als im Mittelhochdeutschen, theils ist ihre jetzige Function von der, welche sie früher besaßen, mehr oder weniger stark verschieden. Hierin, besonders in den häufigen leisen Functionsunterschieden der Worte, liegt der Grund der Thatsache, daß das wörtliche Uebersetzen aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche eine Sache der Unmöglichkeit ist. Dieselben Worte

machen jetzt einen ganz andern Eindruck als im Mittelhochdeutschen. Einige Beispiele, bei deren Wahl nur die gröberen und mehr in die Augen fallenden Functionsunterschiede berücksichtigt werden, mögen das Gesagte beweisen.[1]

So ist z. B. ab im Mittelhochdeutschen (wie das entsprechende englische of) auch Präposition und bedeutet „von"; arebeit ist „Noth, Beschwerde"; balt Adj. „kühn, muthvoll", als Adv. „kühnlich, zuversichtlich", aber auch „geschwind, schnelle"; bekennen „kennen, erkennen, in Erfahrung bringen", das Participium bekant hat sich ja in diesem Sinne erhalten; bescheiden „wissend was sich gehört, verständig", Adv. bescheidenlîchen; brüeven „bereiten, zurecht machen"; ê „Recht, Sitte, Ehe"; ergetzen „vergessen machen, entschädigen"; veige „dem Tode verfallen"; verklagen „aufhören zu klagen, zu beklagen"; versprëchen „verreden, ablehnen"; voget, vogt (voit) „Fürst, Regent"; vrouwe „Herrin"; vrum Adj. „nützlich, tüchtig"; wie noch in unserem davon abgeleiteten Verbum frommen, mhd. vrumen „helfen, vorwärts bringen, schaffen, machen"; gar Adj. „fertig, bereit", davon gerwen „bereiten, rüsten"; gelt „Ersatz, Zahlung"; gemeine Adj. „gemeinsam, allgemein"; genâde „Gunst, Dank"; hôchzît, hôchgezît „Fest"; kraft „Menge, Kraft"; lieben „Freude

[1] Hier, wie überhaupt in diesem Buche, habe ich bei der Wahl der mittelhochdeutschen Beispiele die Nibelungendichtung fast ausschließlich zu Grunde gelegt, von der Ansicht geleitet, daß jeder gute Deutsche zunächst nach dieser Dichtung greift, wenn es ihm darum zu thun ist, das Große, was die deutsche Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts geleistet, in der Ursprache zu lesen. In der That wirkt auch in dieser Dichtung der uralte, unserem Stamme tief eigene Sagenkern trotz aller oft ungeschickter, oft aber auch wohlgelungener Um- und Zudichtung der späteren Zeit noch immer mächtig und in ganz eigenthümlicher Weise ergreifend. Schade, daß gerade die ersten Strophen — der Theaterzettel — der Dichtung zu den elendesten Theilen derselben gehören, und geeignet sind, jeden Leser von einigem Geschmacke zurückzuschrecken. Wir citiren nach Lachmanns Ausgabe, da wir den von ihm gegebenen Text als älteste bekannte Recension erkennen und die Entstehung der mittelhochdeutschen Dichtung aus einzelnen älteren Liedern für ein sicheres Ergebnis der deutschen philologischen Wissenschaft halten, ohne jedoch damit unsere Uebereinstimmung mit allen Einzelheiten der Lachmann'schen Kritik an den Tag legen zu wollen. Leider fehlt zu der Nibelungendichtung ein dem Bedürfnisse des Anfängers entsprechender erklärender Commentar mit den nöthigen Einleitungen. Inzwischen behelfe man sich mit Lübbens Wörterbuch zu der Nibelunge Nôt. Oldenburg 1854.

machen, lieb sein"; miete „Belohnung"; milte „freigebig", als Substantiv „Freigebigkeit"; minne „Angedenken, Liebe"; mügen „vermögen, können"; muot „Sinn, geistiges Wesen"; nern, ernern „retten, vor Verderben bewahren"; niht wird noch als Substantiv gebraucht; es bedeutet dieß Wort, das für nieht, niewiht, niowiht aus ni êo wiht steht, ursprünglich „nicht irgend eine Sache, nicht irgend etwas, nichts"; nît „Haß, Eifersucht"; ort Neutr. „Spitze"; rîche, rîch „mächtig, gewaltig"; tump „unerfahren, jung"; understên „dazwischen treten, hindern"; wërben „thätig sein, handeln, sich bewerben"; wunsch „das Höchste, Vollkommenste" u. s. f. Gerade die feineren Unterschiede sind es, welche selbst der Umschreibung Schwierigkeit machen, eine Uebersetzung aber bisweilen geradezu nicht zulassen.

Dieß einladende Capitel der Grammatik übergehen wir also und wenden uns zum Satzbau des Mittelhochdeutschen. Wir beabsichtigen indeß keineswegs eine Syntax des Mittelhochdeutschen zu geben, dieß ist eine der grösten Aufgaben der deutschen Philologie, deren Lösung der Gründer und Meister der deutschen Grammatik, Jakob Grimm, nur zum Theile gegeben hat — sein großes Werk, die deutsche Grammatik, ist bekanntlich leider unvollendet geblieben — sondern wir wollen nur einiges von dem zusammenstellen, was dem Anfänger zunächst als abweichend vom jetzigen Deutsch auffällt und ihm theilweise wenigstens das Verständnis erschwert.[1]

Man braucht nur die ersten Zeilen der Nibelungendichtung zu lesen, um einer Eigenschaft des mittelhochdeutschen Satzbaues gewahr zu werden, die ihn in durchgreifender Weise von dem des Neuhochdeutschen unterscheidet. Die Wortstellung ist im Mittelhochdeutschen noch bei weitem freier als in unserer Sprache; der große Vortheil,

[1] Stellen der Nibelunge, die in Lübbens Wörterbuch erklärt sind, werden hier nach Thunlichkeit übergangen. Ueberhaupt überlassen wir sehr Vieles dem Glossar, so z. B. Abweichendes im Gebrauche der Präpositionen und Adverbien u. s. f. Manches der Art ergibt sich übrigens bei einigem Nachdenken aus unserer jetzigen Sprache, z. B. var nâch bluote, wörtlich „farbig nach Blut", d. h. „blutgefärbt", wie wir jetzt noch sagen „nach Blut riechend, schmeckend"; zuo als Adverbium vor der Präposition ze, z. B. man brâhte in zuo zin alleȥ ir gewant (365, 2), wörtlich: „man brachte ihnen zu zu ihnen alles ihr Gewand", d. h. „ihre gesammte Rüstung", wie wir ja auch sagen können „hinzu zu ihnen", wo ebenfalls Adverbium und Präposition vereint angewandt ist u. a. dergl. Die Zahlen bezeichnen Strophe und Zeile der Lachmann'schen Ausgabe.

den die älteren Sprachen durch die in ihnen mögliche freiere Beweglichkeit der Elemente des Satzes vor den späteren Sprachepochen voraus haben, ist im Mittelhochdeutschen noch vielfach erhalten.

So ist das Adjectivum viel freier in Stellung und Form als in unserer Sprache; vgl. von helden lobebæren „von lobwürdigen Helden", in einer bürge rîche „in einer mächtigen Burg", dër helt guot „der gute Held", ir helde mære „ihr berühmten Helden", wîn dër allerbeste „der allerbeste Wein", her daz grôze „das große Heer", von golde in peken rôt (560, 1) „in Becken roth von Golde", ja sogar in truogen kûme zwelfe dër küenen helde unde snël (425, 4) „der kühnen und streithaften (schnellen) Helden", die bluotvarwen helde und ouch harnaschvar (2025, 2) „die blutgefärbten und auch harnischgefärbten Helden".

Namentlich das seinem Substantivum nachstehende Adjectiv enträth leicht der grammatischen Endung, z. B. von brenden grôz „von großen Bränden"; aber auch Beispiele wie ein schœne wîp „ein schönes Weib", ein edel man[1] „ein edeler Mann" sind nicht selten. Die unbestimmte Form für die bestimmte zeigen Fälle wie sô die wëgemüede tuont (454, 4) „wie die Wegemüden thun", die sturmküene man „die sturmkühnen" d. i. „kampfmuthigen Mannen"; unbestimmte Form steht häufig da, wo wir die Endung fallen lassen, wie dër noch wunder lît (256, 4) „der noch verwundet" d. h. „als ein Verwundeter liegt", die da wunde lagen (307, 1); ich bringe iu in gesunden (364, 3) „ich bringe euch ihn als gesunden" d. h. „gesund" u. s. f.

In ähnlicher Weise frei ist Stellung und Gebrauch des sogenannten Artikels, d. h. des in seiner Function abgeschwächten Demonstrativpronomens und des Zahlwortes „ein". So fehlt der Artikel nicht selten da, wo wir sein bedürfen, z. B. daz ër — Sîfriden sluoc, sterkest aller recken, vroun Kriemhilde man (1671, 2. 3) „daß er Sigfrid schlug, den stärksten aller Recken" u. s. f., irn saget mir wâ von Kriemhilt wine Sîfrides sî (576, 4) „wenn ihr mir nicht saget, weshalb Kriemhilt die Geliebte Sigfrids sei", zuht dës jungen heldes tët Albrîche wê (466, 4) „die Zucht (d. h. hier auch das Ziehen am Barte) des jungen

[1] Daher stammt unser edelmann.

Helden that Albrich wehe", vater aller tugende lag an Rüedegêre tôt (2139, 4) „ein Vater aller Tugenden lag an Rüdeger todt (war in R. gestorben)"; owê liebes hêrren — — dër hie lît erstorben (2223, 1) „weh des lieben Herren — — der hier gestorben liegt" d. h. „wehe daß der liebe Herre" u. s. f.; daz hërze[1] (Dativ) niemer sampfte tuot (1461, 4) „das thut dem Herzen niemals wohl".

Der bestimmte und der unbestimmte Artikel steht vor dem Possessivpronomen (oder dem Genitiv des Personalpronomens) z. B. die schar dër iwer starken vînde, daz sîn gewant, in dër sîner zëswen (rechten Hand), mit dëm ir gesinde, ein ir gesinde (Dienstmann) u. s. f.

Ebenso ist der Artikel neben andern Genitiven frei in seiner Stellung; Fügungen wie das Niblunges swërt, daz Siglinde kint, dën grimmen Guntheres muot, sun dën Sigmundes, hort dër Niblunges u. s. f. haben wir nur eine gegenüber zu stellen: das Schwert N., das Kind S., den Sohn S., der Hort N. u. s. f.

Der unbestimmte tritt sogar noch zu dem bestimmten Artikel hinzu, z. B. ein dër aller beste (1157, 2), ein diu frouwe (131, 3), auch zu dehein (irgend ein), z. B. deheinem einem wîbe (1070, 2); überhaupt steht er häufig da, wo wir ihn nicht brauchen.

Vor allem fällt dem Anfänger auch auf der häufige Gebrauch des Genitivs da, wo wir ihn durch andere Casus meist zugleich mit Präpositionen ersetzen. Hier zeigt sich auch große Freiheit der Wortstellung; z. B. wunders vil, vil ist Substantiv, davon hängt der Genitiv wunders ab „viel des Wunderbaren"; dëgene (Gen. Plur.) vil, ir vil („ihrer viel", jetzt sagen wir nur „ihrer viele"), vil dër rîche („viel der Reiche, viele Ländergebiete") u. s. f. So steht der Genitiv bei iemen, niemen, z. B. hân ich guoter iemen (146, 3) „habe ich der Guten jemand, irgend welche Getreue", daz in niemen sach aller die dâ wâren (411, 3. 4) „niemand von allen"; bei iht, niht (etwas, nichts), z. B. habet ir iht guoter friunde „etwas an guten Freunden", niht schœners

[1] Statt hërzen; dieß Wort hat bisweilen die Endungen nach Classe I. anstatt der der N-Stämme IV, a.

„nichts des Schöneren, *nihil pulchrioris*" u. s. f.; bei waz, swaz (oder swaz sô, das, wie swie sô, swâ sô noch Rest des alten sô waz sô u. s. f. ist), z. B. waz sîn dër künec wolde (84, 1) „was von ihm", waz êren „wie viel der Ehren", waz sneller dëgne „wie viel schneller Degen", daz gehünde, swaz ës den bërn sach (899, 3) „so viel nur (swaz) dessen" (ës, Gen. zu ëz, S. 254) d. h. von ihm, nämlich von dem Gehünde, von der Meute, „den Bären sah, so viele Hunde nur den Bären sahen"; swaz sô man dër vant (148, 1; 217, 2) „so viele nur man deren fand". Bei swër, z. B. swërz (swër ëz) ander boten wære (1161, 4) „wenn es irgend wer der anderen Boten wäre", sô wend ez danne swër dër mac (1766, 4) „dann wende es (hindere den Ueberfall) wer kann", wörtlich „wer nur deren" (dër) oder „von denen kann, wer es kann von denen", wo der Genitiv dër[1] nach unserem jetzigen Gefühle überflüssig steht.

Der Genitiv dës wird außerordentlich häufig im Sinne unseres „darum, deshalb" gebraucht, ebenso wie wës unserem „warum, weshalb" entspricht; in ähnlicher Weise müssen wir oft den alten Genitiv umschreiben, z. B. hëtet irs (ir dës) gewalt „hättet ihr dazu Gewalt", ob ich gewalt dës hëte; daz sis (= si dës) êre muosen hân (1285, 4) „so daß sie davon Ehre haben musten"; dës frâgte Hagne „darnach fragte H."; dës half im Hagne „dazu half"; hëlfet mir dër reise „zu der Reise"; dës (davor) sult ir gewarnet sîn; dësn (davon, darüber) hân ich niht (nichts) vernomen u. s. f.; überhaupt steht der Genitiv bei sehr vielen Verben, die ihn jetzt nicht mehr oder nur im alterthümlichen Stile dulden, z. B. âne dies (die ës) ê pflâgen (665, 2), „außer (âne) denen (die ausgenommen) die sein (des Hortes) früher pflagen", d. h. die den Hort früher besaßen; frides ër do gërte (begehrte) u. s. f.

Die Demonstrativpronomina fehlen nicht selten vor dem relativen, z. B. tuot dës ich iuch bit „thut das um was ich euch bitte", ez gewan nie küneges tohter rîhtuome (Gen. Plur.) mêr, danne dër mich Hagne hât âne getân (1216, 2. 3) „mehr Reichthümer als (die waren) deren mich Hagen ohne gethan

[1] Der Anfänger hüte sich, den Genit. Plur. mit dem gleichlautenden Nom. Sing. Masc. zu verwechseln, z. B. dër schîn (282, 2) ist „deren (der Sterne) Schein", dër lîp (492, 2) „deren (der Jungfrauen) Leib" u. s. f.

(beraubt) hat", nu sît willekomen swëm iuch gërne siht (1677, 1) „dem der nur, jedem der euch gerne sieht".

Merkwürdig ist der Gebrauch der Conjunction unde, unt da, wo man ein Relativum erwartet, z. B. ergezet si dër leide und ir ir habet getân (1148, 3) „macht sie vergessen der Leiden, die ihr ihr gethan habet"; ich maue iuch dër genâden und ir mir habt gesworn (2086, 1) „die ihr mir"; dô sach ein Hiunen recke Rüedegêren stân mit weinunden augen und hëtes vil getân (2075, 1. 2) „der dessen (hëtes = hëte ës, des Weinens) viel gethan hatte"; al die wîle unt (welche, während dem) Etzel bî Kriemhilte stuont (1293, 1).

Selten fehlt das Personalpronomen beim Indicativ des Verbum, ausgenommen das häufige wæn, wæne, für ich wæne (vgl. S. 288); z. B. dër denke mîner leide und (ich) wil im immer wësen holt (1655, 4); warumbe râtest (du) ane mich (1960, 4); daz lieht truoc (er) an der hant (947, 3); beim Optativ z. B. in sô wær (er) ein küene man (1993, 3).

Häufig aber fehlt das Pronomen beim Optativ da, wo er in Aufforderungen gebraucht wird, z. B. die lâzen (wir) ligen tôt (149, 2) „lassen wir die todt liegen"; heizen (wir) boten rîten (817, 3); nu rîten (wir) 1034, 1; nu enruochen (wir) 1069, 4; bieten (wir) 1718, 3; nu lâzen (wir) 1446, 1; nu binden (wir) 1541, 4; dâ legen (wir) uns (1563, 3); nu tuon (wir) 2069, 2; nu spilen (sie) 424, 3; daz wizzest (du) 1490, 4; während mit dem Pronomen sich findet gâhen wir (1557, 4); ir heizet (288, 1); lât ir (344, 4) u. a. In si jâhen wolten tragen (2272, 1) fehlt nicht nur das Pronomen, sondern auch die Conjunction: „daß sie tragen wollten".

Verbum. Von der Umschreibung des Futurs und des Conditionalis war bereits in der Formenlehre (S. 269) die Rede. Eben daselbst (S. 226) erwähnten wir auch des weniger in die Lehre vom Satzbaue, als in die Functionslehre gehörigen Unterschiedes der Verba perfecta und imperfecta; das Perfectum der Verba perfecta kann, wie bereits gesagt, mit der Function eines Plusquamperfectum gebraucht werden, z. B. dô si urloup genâmen (genommen hatten) si schieden vrœlîche dan (giengen sie fröhlich von dannen) 165, 4; vil kûme beite Sîfrit daz man dâ gesanc (300, 1) „kaum wartete S. (so lange bis) daß man (zu Ende)

gesungen hatte", so wie die Präsensform in der Function des Futurum, z. B. ich weiz vil wol, waz Kriemhielt mit disme schatze getuot (thun wird).

Bei Substantiven, die mit „und" verbunden sind, findet sich bisweilen das Verbum im Singular, z. B. Gunther unde Prünhilt niht langer daz verlie (= verliezen, unterließen), sie giengen zuo dëm münster (594, 2); vereinzelt findet sich der Singular des Verbum beim Plural, z. B. dô stoup ûz dem hëlme die viwerrôte vanken „da stoben aus dem Helme die feuerrothen Funken".

Im negativen Satze ist in der Regel auch das Verbum negativ, d. h. mit ne, en, n versehen, z. B. ine weiz niht, daz ër niht ensprach, ich enhân dër mînen niht, jan mag ich die swære niht gesagen. Doch findet sich auch häufig neben einer negativen Partikel das Verbum ohne ne, z. B. er hët ir niht gesëhen (aber dine hânt niemen 1135, 3); wir mugen niht (1561, 4) u. s. f.

Sehr häufig hat ne die Function unseres „daß nicht, wenn nicht, es sei denn daß" (lateinisch quin, quominus), z. B. die dëgne wolden dës niht lân, sin drungen (283, 2) „sie wollten nicht davon lassen, daß sie nicht sich drängten"; die molte ûf dër strâze die wîle nie gelac si enstübe — — allenthalben dan (1276, 2. 3) „der Staub auf der Straße lag nicht — — er entstöbe denn nach allen Seiten"; ân edeler frouwen minne wold ich immer sîn, ich enwurbe dar mîn hërze grôze liebe hât (53, 2. 3) „wenn ich nicht würbe, es sei denn daß ich würbe dahin, wohin mein Herz große Lust hat".

In abhängigen Sätzen können ie, iht (ieht, irgend etwas), iemer, iemen so viel gelten als nie, niht (nicht irgend etwas, nichts), niemer, niemen. Z. B. jâ wæn ëz von helden mit solhem willen ie (nie) geschach (1761, 4) „fürwahr, glaube ich, es geschah von Helden nie mit solchem Willen (so gerne)"; dës wil ich haben pürgen daz si mîniu lant iht (niht) rûmen âne hulde (250, 3. 4) „daß sie meine Lande nicht ohne Erlaubnis verlassen"; ich wæne man dâ iemen (niemen) âne weinen vant (992, 2); ich wæn sô grôzer jâmer an helden immer (nimmer) mêr ergê (2055, 4); si hëtes vaste hæle, daz ëz ieman (nieman) kunde sëhen (1311, 3) „sie hatte des sehr

Verheimlichung — sie verhehlte es sehr, so daß es niemand sehen konnte"; daz dës iemen (niemen) wæne (1533, 3) „auf daß niemand denke"; dës ir dâ habet gedingen, ich wæne ëz iemen (niemen) tuo (1761, 1) „was ihr da vor habt, glaube ich, thut niemand".

Die Relativsätze stehen gerne voraus, z. B. dar nâch ie ranc mîn hërze, wol ich daz verendet hân (503, 4) „wornach mein Herz je rang, das habe ich wohl zu Ende gebracht"; swaz sô man dër vant, die truogen bluotes varwe (217, 4); dër iu sînen dienest so güetlichen bôt, dëm sult ir tuon alsam (287, 2. 3) „dem, der euch seinen Dienst so freundlich bot, dem sollt ihr desgleichen thun".

In der Anordnung der einzelnen Satzglieder herrscht große Freiheit, so lesen wir z. B. sî willekomen mîn bruoder (344, 1), während wir nur sagen können „mein Bruder sei willkommen"; die sëhse sult ir küssen und diu tohter mîn (1592, 3), jetzt ist nur möglich „ihr und meine Tochter sollt die Sechse küssen"; dô bat ër im der mære dën künec Gunther verjëhen (152, 4) „da bat er den König Günther, ihm die Sache (im Mittelhochdeutschen Genitiv) mitzutheilen"; güetlîchen (Adverbium) umbevâhen (Infinitiv als Substantiv) was dâ vil bereit von Sîfrides armen daz minneclîche kint (570, 2. 3); hier gehört daz minneclîche kint als Objectsaccusativ zu güetlîchen umbevâhen „freundliches Umfangen des lieblichen Kindes" u. s. f.

Nicht selten findet sich namentlich die Construction, daß ein und dasselbe Satzglied zugleich zweien Sätzen angehört, also eigentlich doppelt stehen oder durch ein Pronomen wieder aufgenommen sein sollte, z. B. dâvon wart im kunt dër wille sînes kindes was im harte leit (51, 3) „davon ward ihm kund der Wille seines Kindes, der Wille seines Kindes (oder „der") war ihm sehr leid"; gip mir von handen dën schilt lâ (laß) mich tragen (429, 1); dô riten allenthalben die wëge durch das lant dër drîer künege mâge hëte man besant (528, 2); ich wil in hœren lân vil gar dën mînen willen sol ich im sëlbe sagen (1162, 2. 3); in ir kemenâten bat diu künigîn bringen tougenlîchen die boten si gesprach (1353, 2. 3); unz daz si sach Hagene von Tronje ze Gunthere dô sprach (1371, 3. 4); durch sîner swëster liebe die boten gërne sach Gîselher

der junge zuo zin dô minneclîchen sprach (1950, 1. 2); dô wolt er zuo im springen, wan daz in niht enlie Hildebrant sîn œheim in vaste ze im gevie (2208, 1. 2).

Wechsel in der Construction, Auslassung hinzu zu ergänzender Worte und Satztheile u. dgl. findet sich hier und da, doch können wir auf die Erklärung der durch solche Freiheit des Satzbaues weniger leicht zu fassenden Stellen hier nicht weiter eingehen. Hoffentlich werden bald die bedeutenden Dichtungen unserer Vorzeit durch bequem eingerichtete Erklärungen, die nichts übergehen, was dem Verständnisse des Anfängers hemmend in den Weg treten könnte, leichter zugänglich gemacht. Bis jetzt ist in dieser Richtung viel zu wenig geschehen; man darf sich daher auch nicht wundern, wenn die bis jetzt namentlich durch Selbststudium nur mühvoll zu erwerbende Vertrautheit mit der älteren Sprache und die unmittelbare Bekanntschaft mit unserer älteren Litteratur sich viel seltner findet, als man von einem vaterländisch gesinnten Volke hoher Bildung voraus zu setzen geneigt ist.

II. Ueber die mittelhochdeutsche Verskunst.

Der altdeutsche Versbau, besonders aber der unserer großen volksthümlichen Epen der mittelhochdeutschen Zeit, gehört in metrischer Beziehung zu dem Schönsten, Formvollendetsten, das in den Litteraturen aller Völker und Zeiten niedergelegt ist. Er ist classisch. Dazu ist er uns Deutschen ganz und gar eigenthümlich, schon im Principe völlig verschieden von dem Versbaue der Griechen (dem einzigen, der an Großartigkeit und Formvollendung den deutschen übertrifft) wie von jeder bekannten Art des Versbaues überhaupt. Die deutsche Verskunst beruht auf der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache, wie sie in früheren Epochen ihres Lebens war; der altdeutsche Vers entstund von selbst mit der Sprache, und mit der Veränderung der Sprache ist er für alle Zukunft unmöglich geworden. Es ist unthunlich, echt mittelhochdeutsche Verse in neuhochdeutscher Sprache zu machen, wie dieß die Uebersetzungen selbst eines Simrock beweisen. Zum Genusse einer mittelhochdeutschen Dichtung,

vor allem aber der auch in metrischer Beziehung ausgezeichneten Nibelungendichtung, gehört Vertrautheit mit der mittelhochdeutschen Verskunst. Niemand wird die Mühe bereuen, sich mit der altdeutschen Metrik bekannt gemacht zu haben; der Vollgenuß der Formschönheit der älteren Dichtung mit der Freude darüber, daß unser Volk solche Kunstwerke zu schaffen vermochte, werden das nicht allzuschwierige Studium unserer älteren nationalen Metrik [1] reichlich lohnen.

Abgesehen vom Reime (Alliteration oder Endreim), der den Vers abgrenzt und bei größeren metrischen Gebilden (Strophen) die Gliederung in einzelne Theile scharf hervortreten läßt, ist das Princip des älteren deutschen Verses bei allen deutschen Stämmen die Hebung. Nicht wie bei Griechen, Römern, Indern u. s. f. die Prosodie, d. h. das Zeitmaaß der Silben, die Dauer der zu ihrer Aussprache nöthigen Zeit, die in metrischer Beziehung entweder eine Zeiteinheit oder zwei Zeiteinheiten beträgt, neben welcher die Betonung der Silben nicht in Betracht kommt, noch auch, wie in unserer heutigen Metrik, die Betonungslänge bei fest bestimmter Silbenanzahl des Verses und bestimmtem Rhythmus desselben, nichts von alle dem ist Princip des altdeutschen Verses, sondern einzig und allein die grammatische Betonung, im Mittelhochdeutschen also die eigenthümlichen Tonverhältnisse des mittelhochdeutschen Wortes, das größere oder geringere Gewicht seiner Silben. Diese Verhältnisse haben wir oben (S. 161 flg.) dargelegt; das folgende setzt Vertrautheit mit denselben voraus. Maaß des Verses sind nun einzig und allein die betonten Silben, die nicht betonten zählen gar nicht mit. Länge und Kürze der Silben ist wesentlich gleichgiltig, die Anzahl der Silben eines Verses (und somit sein Rhythmus) ist innerhalb ziemlich weiter Grenzen ebenfalls beliebig. Eine solche betonte Silbe nennt man, insoferne sie als metrisches Element eines Verses betrachtet wird, Hebung; eine metrisch unbetonte Silbe heißt, wenn sie nach einer Hebung steht, Senkung, wenn sie vor der ersten Hebung steht, Auftakt.

In der altdeutschen Metrik kennt man also keine Versfüße, als Jamben, Trochäen, Daktylen, Anapästen u. s. f., denn diese

[1] Die Wissenschaft der deutschen Metrik ist das unsterbliche Werk Karl Lachmanns. Jakob Grimm und Karl Lachmann sind die beiden großen Begründer der deutschen Sprachwissenschaft und Philologie.

beruhen ja auf Prosodie, auf dem Gegensatze von kurz und lang (von 1 und 2 Zeitelementen) noch Verse von bestimmter Silbenzahl, sondern nur Verse von so und so viel Hebungen. Metrisches Zeichen der Hebung ist ʹ; einen Vers von vier Hebungen stellt man also so dar:

ʹ ʹ ʹ ʹ

Verse wie:

> mín sún Sífrit (4 Silben)
> Liúdgást und Liúdgér (5 Silben)
> Sígmúnt und Sígelínt (6 Silben)
> dô sprách der küene Sífrít (7 Silben)
> des sínt die géste wól behuót (8 Silben)
> nu sít uns gróȝe wíllekómen (9 Silben)
> ir enmúget die stáde mit fríde behában[1] (13 Silben)

u. s. f. sind also metrisch völlig gleich, da sie aus einer gleichen Anzahl von Hebungen bestehen. Beim Lesen sind demnach die Hebungen gehörig zu Gehör zu bringen, besonders der Anfänger hebe sie recht stark hervor.

Auf den ersten Blick scheint also der mittelhochdeutsche Vers viel willkürliches zu haben und nach wenig festen Gesetzen gebaut zu sein. Dem ist aber durchaus nicht also, wie das folgende zur Genüge zeigen wird.

Betrachten wir vor allem die H e b u n g[2] etwas genauer. Sie ist stets einsilbig (Kürze mit folgendem stummen e, i als eine Silbe gerechnet, z. B. sagen). Hebungsfähig ist jede betonte Silbe, also jeder Hochton und Tiefton (demnach auch jedes einsilbige Wort mit vollem Worttone, vollem Vocale), ja in gewissen Fällen kann selbst eine tonlose Silbe als Hebung verwandt werden. Also z. B. dér, dáȝ, víl, ích, múot, gegen, nëmen, tugent, koment, gab-er,

[1] Nicht aus den Nibelungen.

[2] Der Anfänger verschmähe nicht den praktischen Rath, in Fällen, die ihm zweifelhaft sind, die Hebungen vom Ende des Verses aus zu zählen, da hier der Versbau strenger ist, als zu Anfang des Verses.

grôzer, biderbe, Düringe, Sîfrit und Sîfrít, kúonheit und kuónheít, mínneclîche, víerzëhenden, Gúnthéres [1] u. s. f.

Wir werden sehen, daß die einsilbigen Worte und die meisten Tieftöne auch Senkungen sein können.

Einsilbige Worte, die völlig außerhalb des Satztones stehen, wie ze, ez, ver- u. s. f. können natürlich keine Hebung tragen.

Die Fälle, in denen tonloses e Hebung sein kann, sind folgende: [2]

1) Als letzte Hebung der Verse der epischen Strophe. In den ersten Halbversen der epischen Langzeilen ist dieß sogar Regel, in den zweiten Halbversen aber nur Ausnahme. Die ältere Sprache, die ja auch in den Schlußsilben der Worte volle Vocale hatte, erklärt diese im Mittelhochdeutschen auf den ersten Blick auffällige Erscheinung.

Es ist also zu messen:

uns íst in álten mǽrén | [3]
von hélden lóbebǽrén |
ëz wúohs in Búrgóndén |
dáz in állen lándén |
zéiner kúrzwîlé |
an dëm áchtzëhenden mórgén |
ër dâhte: ich bín noch lëbendéc | 1985, 3 u. s. f.

Diese Verse (mit der fälschlich so genannten schwachen Schlußhebung) sind also Versen wie

Gérnôt und Gíselhér | 990, 1
ër brâht ëz án die víwerstát | 891, 3
wéss ich wér es hét getân | 953, 4
sílber gáp man únde wât | 1001, 3

[1] eres ist nicht Endung, sondern das Wort ist aus gund (Krieg, Schlacht) und her (Heer) zusammengesetzt, bedeutet also „Schlachtheer habend".

[2] Wir behalten auch im folgenden vor allem die volksthümliche Epik im Auge.

[3] | bezeichnet uns den Einschnitt der epischen Langzeile; nach einer Halbzeile bestimmt also | diese Halbzeile als erste Vershälfte, vor derselben als zweite.

si leiten in ûf einen schilt | 940, 2
ëz kunde langer nicht gewërn | 1630, 1
Hagen sand ich wider heim | 1694, 4
dô sprach der alte Hildebrant | 2312, 1
zehant dô meister Hildebrant | 2213, 3
Râmunc und Hornboge | 1818, 2
nu sît uns grôze willekomen | 1748, 1
ir helde ir sult mirs ûfgëben | 1683, 3[1]

u. s. f. metrisch völlig gleich. Auch jene häufigeren Halbverse sind demnach als mit vier vollen Hebungen versehen zu betrachten, denn sonst würden sie nicht mit Versen, wie die zuletzt angeführten, beliebig abwechseln können.

Auch in dem zweiten, drei Hebungen haltenden Theile der epischen Langzeile sind die seltneren Verse wie

| ir muoter Uoten
| baz der guoten. 14
| diu edele Uote
| helde guote. 1449
| sich ûz huoben
| ein michel uoben. 1462
| diu schif verborgen
| zen grôzen sorgen. 1767
| ruowe genâmen
| nu nâher quâmen. 1571
| sprach dô Hagene
| hie ze jagene. 873
| ëz tët Hagene
| in dëm gademe. 2248

[1] Fälle wie die letzten sind sehr selten.

| dës frágte Hagené

| únkunde dëgené.[1] 84

den gewöhnlichen wie

| wúnders víl geseít u. s. f.

völlig gleich.

Ueberall, wo eine tonlose Silbe Hebung wird, stoßen also zwei Hebungen unmittelbar zusammen, was ja überhaupt sehr häufig statt findet.

2) Innerhalb des Verses kann tonlos zur Hebung werden, wenn die vorhergehende lange Silbe ebenfalls Hebung ist, und auf das tonlose e entweder noch eine Senkung mit e oder einfache Consonanz und stummes en folgt.

Eine Senkung mit e folgt aber dann auf eine tonlose Endsilbe, wenn das folgende Wort mit be-, ge-, er-, ent- u. a. dergleichen flüchtigen Silben beginnt oder wenn der Artikel folgt. Hiatus schließt die Hebungsfähigkeit aus, also nicht etwa beídé entsliéfen, wohl aber z. B.

| diu wás ze Sántén genánt

| die sínt mir lángé bekánt

| diu mǽré geseít

| sam ëz wâté der wínt

| sô si gíengé derfüre u. s. f.

Dieser Fall ist häufig. Der Artikel, flüchtig wie er ist, gilt auch mit vollem Vocale als solche leichte Silbe, z. B.

| vlíezén daz bluót.

| strûhté daz márc.

| darúmbe zúrnént diu wíp.

Ferner also:

| daz Étzelen wíp

| die Étzelen mán

[1] Die für den Druck unbequeme Bezeichnung der metrischen Einheit einer kurzen mit folgender stummen Silbe können wir wohl im Folgenden weglassen.

| dës fréut sich Étzélen muót

| den swértgrímmégen tốt u. s. f.

Aber nicht z. B. rúowétest, rúowéte, weil hier nicht en auf die tonlose Silbe folgt (wohl aber rúowéten); hier können die auslautenden Silben nur Senkung sein, z. B. ër mínnete Kriémhíldén.

Folgen auf ein nach grammatischer Betonung tonloses e zwei Consonanten mit folgendem e, so kann dieß tonlose e metrisch als tieftonig behandelt werden und Hebung tragen, z. B.

| ze tríuténne hấn. 47, 3

| híe ze wérbénne gán. 1132, 4

| vil mánegen sórgénden mán.[1] 1773, 4 u. s. f.

Da dieß e tieftonig ist, so wird das folgende e tonlos und demgemäß, wie die andern tonlosen Endsilben, unter den bereits angegebenen Bedingungen ebenfalls hebungsfähig:

Swaz mán der wérbéndén | 47, 1

ëz hábent víéndé | 1498, 2

lûte scríéndé | 1005, 1.

Worte mit kurzer Stammsilbe, auf die noch eine volle Silbe folgt (also kein e oder i) passen eigentlich gar nicht in das mittelhochdeutsche System. Metrisch werden sie behandelt als wäre die erste Silbe lang, z. B. bíz für den pálás | 557, 2; góte unt gótínne (Parziv. 748, 21).

Eine Silbe nach einer Hebung (die nicht selbst Hebung und von leichterem Gewichte ist als die vorhergehende Hebung) ist Senkung. Die Senkungen bilden kein wesentliches Element des Verses, sie können theilweise und sämmtlich fehlen. Z. B.:

zúo dém sêwé | 1061, 2

zúo dém gásté | 398, 2

dố sprách Sífrít | 313, 4

dố jách Sífrít | 764, 2

[1] Natürlich aber nur brâhte mán ze séhenné (716, 3), weil hier die Stammsilbe kurz, die folgende also stumm, nicht tonlos ist.

dúrch dích mít ím | 401, 3

| spràch Dáncwárt. 1863, 1.

Dennoch ist die Senkung ein nothwendiges Element des altdeutschen Verses, ohne welches er ein unerträgliches Einerlei bieten würde. Die Senkung ist stets einsilbig;[1] Beispiele wie: nu nâh*eten* zúo ein ándér | (735, 1); | wie kúnde er (Verschmelzung von -de er s. u.) grím*meger* sîn gewésen (2223, 4); man bát Sí*friden* sítzén | (145, 3) mit grím*megen* muóte stúondén | 115, 1; ër mí*nnete* Kríemhíldén | 1960, 3 u. s. f. machen ja bekanntlich keine Ausnahme von diesem Gesetze, da zwei Silben der Art nur als eine Silbe gelten.

Zwei e aber, die in zwei Worte vertheilt sind, bilden nicht eine Silbe; eine genaue Durchsicht aller Fälle, in welchen (im Lachmannschen Texte) in den Nibelungen zwei Silben mit e, die zwei Worten angehören, eine Senkung zu bilden scheinen, hat mich belehrt, daß stets eines der beiden e auszustoßen ist. So ist für ze dem, ze der, ze den stets zu lesen zem, zer, zen; z. B. do sprách der gást ze dem (lies zem) kúnegé | 105, 4; dô sprách der kúnec ze dem (lies zem) gásté | 563, 1; | hié ze den (lies zen) Búrgónden sëhen (1032, 4) u. s. f. daz ich íe gesáz in dem (lies im) hûsé | 1942, 2; dô huóp sich únder den (lies úndern) vróuwén | 772, 2; ferner stellt sich als Gesetz heraus, daß vor anlautendem d das e der Endung -te, -de stets wegfällt, z. B. dës ántwúrt(e) dem kúnegé | 1691, 1; | si lônd(e) den spílmán (1438, 3); so in mehr als zehn Fällen,[2] hier und da ist dieß sogar durch die Schreibung verbürgt; an andern Stellen ist -lîch für -lîche, und für unde u. dergl. zu lesen, ferner ist gselle für geselle überall Regel, oft ist einfach durch Annahme zweisilbigen Auftactes zu helfen — kurz unter den zahlreichen Stellen mit scheinbar zweisilbiger Senkung

[1] Die scheinbaren Ausnahmen in den bereits angeführten Beispielen werden sich uns im Verlaufe der Darstellung als umgestellter Auftact erklären, oder ein e ist zu verschmelzen.

[2] Kenner des Mittelhochdeutschen finden hierin einen neuen Beleg für die Abneigung des Mittelhochdeutschen gegen den Uebelklang zweier auf einander folgenden gleichen Silben; so heißt es gestatte nicht gestatete, wâfen nicht wâfenen (waffnen) u. s. f., s. u. S. 328.

ist kaum eine einzige, die sich nicht leicht einsilbig lesen ließe, oder leichter kritischer Hilfe bedürfte.

Auslautendes e mehrsilbiger Worte verschmilzt mit folgenden Vocalen, besonders mit betonten, und fällt so für den Vers hinweg, z. B. | die mâge und álle ir mán (1382, 3); | der márcgrâve Éckewárt (1223, 1); | slâfende éinen mán (1571, 3); ir enkúnde in dírre wérldé | 13, 4; sin kúnde in níht bescheídén | 14, 2 u. s. f. Gleiche Vocale sind zu verschmelzen, z. B. ein líeht bát si ir bríngén | 946, 3; dô gâben si ím ze miété | 94, 1; | jâ vréute si ín dën múot (1617, 2).

Die Senkung ist außer diesen Beschränkungen (eine betontere Silbe als Hebung vorher und Einsilbigkeit) völlig frei, sie kann aus einer Silbe von jeder grammatischen Betonungsart bestehen, also sogar aus einem Hochtone (aber nur nach hochtoniger Hebung), z. B. Kríemhilt twánc grôz jâmér | 988, 1; was allerdings nicht schön ins Ohr fällt, da solche Senkung zu schwer ist; hier entscheidet der Satzton für das eine Wort als Hebung, wodurch das andere Senkung wird.

Eine stumme Silbe für sich allein ist jedoch keine Senkung, denn sie bildet mit der vorhergehenden Silbe ein Ganzes (sagen, tugende); will man ze-, ge-, be-, zer-, ver- u. dergl. als stumm betrachten, so bilden diese allerdings sehr häufig Senkungen, aber sie sind nicht eigentlich stumm, weil ihnen keine Silbe voraus geht, welche ihren grammatischen Ton bestimmt.

Wie der Rhythmus der altdeutschen Sprache ein absteigender, sinkender ist, so ist auch der des altdeutschen Verses, weil er eben durch das Gesetz der absteigenden Betonung bedingt ist, ein absteigender. Der altdeutsche Vers hat stets nach der Arsis die Thesis, die Senkung ist durch die voraus gehende Hebung bedingt und sie hat an ihr allein ihr Maß.

Allein es braucht der Vers nicht sogleich mit der Hebung zu beginnen, er kann eingeleitet werden durch minder betonte Silben und Worte, die eigentlich außerhalb des Verses stehen und daher auch andern, viel loser gezogenen Gesetzen folgen als die Elemente, die den eigentlichen Vers bilden. Dieß ist der **Auftact**. Die Sprache hat den Auftact vorgebildet durch die unbetonten Silben, die der Wurzelsilbe vortreten können, wie ge-, zer-, ver-,

be- u. s. f., durch den Artikel und andere hebungsunfähige Elemente die doch nothwendigerweise in den Anfang des Satzes zu stehen kommen. So ergibt sich ein ge | sátelt mánic márc; ze | Wórmz bî́ dem Rî́ne; von | hélden lóbebærén; ëz | wúohs in Búrgóndén; ein | rî́chiu künegínné; dër | ziérlî́che dëgen u. s. f. von selbst; ohne großen Zwang war der Auftact in der deutschen Dichtung gar nicht zu vermeiden. Er ist also von der Senkung völlig verschieden, er hat kein bestimmtes Maß wie diese, und ist also durchaus beliebig, so daß er ganz fehlen, aber auch bis zum Umfange von zwei, ja drei Silben anwachsen kann. Länge und Kürze der Silben des Auftacts ist gleichgiltig. Beispiele für zweisilbigen Auftact sind in allen Theilen der Nibelungendichtung nicht selten, z. B.:

ich wil | sḗlbe kámerǽre sî́n | 1684, 4

dës | ántwúrte Híldebránd: | zwiu ver | wî́zet ír mir dáz?

nu wër | wás dër ûfem schílde | vor dem | Wásgensteíne sáz? 2281, 1. 2

ir wider | ságt uns nú ze spấte | 2116, 1

| kunnet | ír uns áne geságen. 1424, 1.

Dreisilbiger Auftact findet sich im volksthümlichen Epos nicht, wohl aber hat sich die höfische Epik diese Freiheit erlaubt, z. B. er wære | bíderbe hóvesch únde wî́s (Iwein 3752); si bietent | sích zuo íwern fǘezén (Iw. 2170).

Schon jetzt können wir — und wir kennen noch nicht alle Mittel der Abwechselung im Versbaue — wohl sagen, daß die mittelhochdeutsche Verskunst überaus reiche Mittel besaß, um einer gegebenen metrischen Einheit, d. h. einer bestimmten Anzahl von Hebungen, die reichste Mannigfaltigkeit zu verleihen. Die Berechnung aller Möglichkeiten, z. B. für ′ ′ ′ ′ dürfte eine ganz ungeheuere Ziffer ergeben.

Werfen wir noch einen Blick auf Anfang und Schluß des Verses.

Es liegt im Wesen des Verses, daß sein Anfang freier im Maße ist, als der die Form des Verses am strengsten zeigende Schluß. Während der Vers Tact für Tact gebildet wird, entwickelt er sich gewissermaßen; anfangs wird das Maß gesucht, dann ist es gefunden und zuletzt erst kommt es in seiner strengsten Form

zur Anwendung. Daher hat die Metrik für den Versanfang die Freiheiten, die dem Dichter gestattet sind, zu verzeichnen, für den Versschluß aber die strengen und feinen Gesetze aufzusuchen, die hier sich geltend machen.

Nehmen wir die erste beste jambische Dichtung neuerer Zeit, so finden sich hier vollkommen unjambische Versanfänge, wie z. B. (aus Tell):

> Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen.
> Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
> Wider die freie edle sich verwogen.
> Unter den Trümmern der Tyrannenmacht u. s. f.

Für ⏑ – ⏑ – hat sich also hier der Dichter – ⏑ ⏑ – erlaubt.

Dieselbe Freiheit gilt auch im mittelhochdeutschen Verse. Der Auftact kann umgestellt werden, d. h. nach der ersten Hebung anstatt vor derselben stehen, bei zweisilbigem Auftacte ist solche Umstellung aber nur einer der beiden Silben des Auftactes verstattet. So entstehen folgende Formen des Versanfanges (* bezeichnet eine Senkung, • einen Auftact, *́ eine Hebung):

1. *́ • * *́ als Veränderung von • *́ * *́

2. • *́ • * *́ als Veränderung von • • *́ * *́

Einige Beispiele für die erste dieser beiden Formen des Versanfanges:

> sídîniu vǘrbüegé |
> Sífridę͡ und Kriémhildé |
> | Gúnther den küénen mán
> | márcgrâve Rüédegḗr
> | únder die béttewât
> | nǽ ich ûf sín gewánt
> | ḗȥȥent dës küneges brṓt
> | Kriemhilde hóchzît
> | vrówę͡ ir sult stílle stân
> | Ḗtzel ein künec hḗr
> | wḗrde ze sórgen bewánt
> | schénken den Gúnthéres wîn
> | Wálther mit Híldegúndę͡ entrán u. s. f.

Für die zweite Form:

dô kómen von Béchlárén |
wir súmen uns mít den mǽrén |
dër bíschof mit síner níftél |
hëte íemen geséit Étzéln |
| und híenc in an éine wánt
| dës síchert ir Rúedegéres hánt
| dën gésten ze gégené
| ouch Sífrit ein héld gúot[1] u. s. f.

Vom Versschlusse. Die letzte Senkung ist bei weitem weniger frei in ihrer Form als die übrigen Senkungen des Verses. Lautet die Schlußhebung consonantisch an, so darf die letzte Senkung weder grammatisch zweisilbig sein, noch irgend wie empfindlich gekürzte Formen enthalten. So ist z. B. vólgeten dán kein richtiger Versschluß; entweder sind diese Silben zu lesen vólgetén dán, also als drei Hebungen, oder vólgten dán; die Dative auf em für eme (S. 252) dürfen nur vor m gebraucht werden;[2] küénem mán, nóch dëm mán u. s. f. ist also zulässig (für | sô vërre úf dem sê (477, 3) ist besser ûfme zu lesen, wie für | wíchen úz dëm wége (1556, 1) ûzme u. s. f.) An Kürzungen ist bloß unt für unde gestattet, allenfalls ân für âne (noch wás es béidenthálb ân(e) nít (580, 4) ist aber doch kein schöner Vers). Lautet die letzte Hebung vocalisch an, so darf kein zu elidirendes e vorangehen, ja sogar die Consonanten, die vor solche Hebung zu stehen kommen, sind nicht willkürlich, sondern durch Gesetze bestimmt. Alles dieß zu wissen ist jedoch weniger dem Leser als dem kritischen Bearbeiter der Texte unentbehrlich; wir führen es hier nur an, um die feine Art und die strenge Regel des mittelhochdeutschen Verses in klares Licht zu stellen.

Der Reim ist in unserer Dichtung stets stumpf (einsilbig); auch in Fällen wie gúotén : Uótén, Hágené : ságené, Hágené :

[1] Sin mohten niht geherbergen | 1303, 1 ist entweder ein Beispiel dreisilbigen Auftactes: sin mohten | níht gehérbérgén oder es ist niht zu streichen.

[2] Weil aus -me + m- mm wird, wie aus -de, -te + d- dd, S. 307.

gádemé reimt nur die letzte Silbe; klingende (zweisilbige) Reime finden sich nur hier und da als Binnenreime (mærén: lobebǽrén). Manche alterthümliche Form ist nur im Reime erhalten (ermórderót (955, 3); gewárnót (1685, 3); vorderôst (1466, 1; 1957, 2); quam, quâmen u. a.); ein Factum, das für die Geschichte der Nibelungendichtung von großem Belange ist.

Die beste Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung hält den Reim vollkommen rein. Von der Nibelungendichtung kann man dieß jedoch keinesweges behaupten; gegenüber ihrer außerordentlich feinen Metrik ist der Reim auffallend ungenau (auch dieß ist eine Alterthümlichkeit). So reimt bisweilen ë auf e, wie dëgen : legen, slegen : dëgen, namentlich reimen oft kurze Vocale mit langen, z. B. man : hân, mêr : her, mîn : hin, gehôrt : hort, ja sogar uo auf u, tuon : sun (wofür nicht mit Lachmann das unerhörte suon zu schreiben ist); ô und uo, z. B. fruo : dô (Lachmann duo), Gêrnôt : tuot; auch die Consonanten sind bisweilen nicht völlig gleich, z. B. sun : frum, dan : gizam.

Wir haben so den Vers bis zu seinem Ende verfolgt; wir fanden ihn durchaus als Product der Sprache, und von der Natur derselben bedingt. Indessen wirkt doch nicht nur die Sprache auf den Vers, sondern, wenngleich in verschwindend geringem Maße, auch der Vers auf die Sprache. Für solche Einwirkung war nun gerade die mittelhochdeutsche Sprache ausnehmend geeignet, sie bot dadurch für den Versbau einen außerordentlichen Vortheil, daß sie in sehr häufigen Fällen durch ab- und auswerfen von e, durch Verschmelzung von Worten und Wörtchen mit und ohne Consonantenausstoß dem Dichter die freie Wahl gewährt zwischen mehreren Möglichkeiten in Silbenzahl und quantitativen Verhältnissen überhaupt, bei denselben gegebenen Worten. So besteht neben einander z. B. vloren vliesen und verloren verliesen, eins = eines, wârn = wâren, badet = badete, wær = wære, -lîch = -lîche u. s. f., iuz = iu ëz, tuonz = tuon ëz, dazs = daz si, dëns = dën si, fuortens kômens u. s. f. = fuorten si kômen si u. s. f., dazz = daz daz, deiz = daz ëz, deist = daz ist, deich = daz ich, wier = wie ër, wiez = wie ëz; im = ich im (1962, 4), iu = ich iu (470, 4), iuch = ich iuch (1417, 1); zim, zir, zin = ze im, ze ir, ze in; zallen = ze allen; zem, zen = ze dem, ze den u. dergl.; dâ, dô, sô, jâ u. a. können vor Vocalen

und vor Consonanten (vor unbetonten Silben) kurz werden: da er, do er, so ist, ja enweiz, do versuohten, da der schade, jane, done, oder jan, don (ne die Negation) u. s. f.

Während so die Sprache in hohem Grade sich biegsam und schmiegsam in die Formen des Verses fügt, ist sie in Bezug auf ihre Tonverhältnisse mit wenigen nur scheinbaren Ausnahmen völlig fest und unveränderlich. Hier muß der Vers sich nach der Sprache richten. Die Tonverhältnisse des Wortes sind der gegebene, feste Stoff, die Grundlage, das Princip der Metrik. Wer dieses Princip verletzt, zerstört damit die Grundlage der mittelhochdeutschen Metrik. Ein Vers mit Verstößen gegen den Wortaccent ist kein Vers. Der Leser hat ja nicht das Metrum im Kopfe, um es den Worten aufzudrängen, sondern das Metrum liegt in den Worten und muß beim Lesen von selbst sich ergeben. In unserer Dichtung wird denn auch der Wortton nie verletzt, nie setzt ein Vers eine ungrammatische Betonung voraus. Man darf also nicht etwa lesen: unkúnde dë́gné, sondern únkunde d. (umgestellter Auftact), nicht mír ist víl unmǽré, sondern mír ist vil únmǽré, also auch únmære wás ir dáz (umgestellter Auftact), lóbeten mit úntríuwén (deßgl.), owế wie rëht únsánfté (deßgl.), úrloubes vón dán (deßgl.) wir hḗten ëz vil bíllíché (deßgl.) u. s. f. Auch der Satzton muß so viel als möglich gewahrt werden, also z. B. nicht: zwiú sold ích dën ếrén dë́r mir íst geház, sondern: zwiu sóld ich dë́n ếrén, denn auf dën liegt der Satzton; nicht etwa ëz sî́ wîp óder mán, sondern ëz sî wî́p óder mán; nicht ëz zǽme sṓ sprach Hágné, sondern ëz zǽme sô sprách H. (umgest. Auftact) u. s. f.[1]

Die scheinbaren Ausnahmen des unverbrüchlichen Gesetzes, daß der Vers nie dem sprachlichen Tone zuwider laufen dürfe, sind folgende: 1) die Erhebung grammatisch tonloser Silbe in den

[1] Beiläufig bemerke ich, daß im Worte Düringe, Düringen das i, als zur Endung gehörig, natürlich stumm ist, das Wort also Düringen (Hochton tonlos) als zweisilbig zu lesen ist, wie dieß die Schreibungen Dürengen und Dürngen klar erweisen; also die Ténen únd die Düringé; dén von Düringen lánt u. s. f. Ebenso wird betont müniché (998, 2), vgl. unser mönch, München, s. S. 162. Ferner ist stäts álsô zu betonen, aber alsám.

Tiefton, wodurch sie hebungsfähig wird (s. S. 305). Dieß verstößt nicht gegen das Gesetz der absteigenden Betonung und ist überdieß nur ein Archaismus aus der Zeit herrührend, da die Endungen der Worte noch volle Vocale besaßen. 2) Alle Worte mit folgendem grammatischen Tonverhältnisse –́ –̀ –̀ (Hochton und zweimaliger Tiefton) werden im Verse so behandelt, daß der erste, nicht der zweite Tiefton Senkung wird, weil sie außerdem kaum in den Vers einzufügen wären,[1] also stäts: márcgrâvínne, márcgrâvîn, únvrœlîche, únmæʒlîchen, únfriuntlîche, árâbíschen; z. B. dër júngen márcgrâvínné; gab mír diu márcgrâvîn; vil dícke únfrœlîchen tác; vil hárte únmæʒlîchen grôʒ; wie rëht únfriûntlîché; die árâbíschen sîdén u. s. f. Gewiß hatte im Mittelhochdeutschen der zweite Tiefton noch viel mehr Gewicht als in unserer jetzigen Sprache, und überdieß ist es ja völlig dem Gesetze des Versbaues gemäß, daß ein Tiefton nach Hochton Senkung werde.

Die Nibelungenstrophe, die wir schließlich noch betrachten wollen, ist hervorgegangen aus der uralt deutschen alliterirenden epischen Langzeile, deren einzelne Halbzeilen ursprünglich zwei, später vier Hebungen hatten, z. B.

dat *H*íltibránt *h*étti | mîn fáter ih heittu *H*ádubránt
(daß Hildebrant hieße mein Vater, ich heiße Hadubrant).

Man sieht aus diesem Beispiele, daß die Messung dieses uralten epischen Metrum dieselbe ist, wie die der mittelhochdeutschen Verse. Vier solcher Langzeilen wurden später, nachdem sich aus der Alliteration der Reim entwickelt hatte, paarweise durch den Endreim gebunden, wodurch bereits eine unvollkommene Strophe entstund. Unvollkommen nenne ich eine solche Strophe, weil ihr der Abschluß fehlt und weil sie in zwei völlig gleiche Hälften zerfällt. Vollkommen und künstlerisch schön ward die Strophe erst dadurch, daß die drei ersten Langzeilen am Schlusse um eine Hebung gekürzt wurden. So entstund die Nibelungenstrophe, deren Maaß also folgendes ist:

´ ´ ´ ´ | ´ ´ ´ a
´ ´ ´ ´ | ´ ´ ´ a
´ ´ ´ ´ | ´ ´ ´ b
´ ´ ´ ´ | ´ ´ ´ ´ b

[1] Sie würden sonst drei oder meist vier Hebungen bilden müssen, nämlich jede Silbe eine Hebung.

z. B. Brünhílde stérké grœ́ȥlîchen schéin.
man truoc ir zuó dëm ríngé éinen swæren stéin,
gróȥ und úngefüegé míchel únde wél:
in truógen kúme zwélfé dër küenen hélde únde snël.

Diese Strophe ist ein Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes, denn sie verbindet Einheit mit Mannigfaltigkeit in schönster Weise. Die Einheit erhält sie durch das gleiche metrische Princip in allen Versen, die Mannigfaltigkeit durch die Ungleichheit der zwei Theile, in die sie zerfällt (erstes Langzeilenpaar a a und zweites Langzeilenpaar b b). Jeder der ersten drei Verse ist ferner wieder mannigfaltig durch die Ungleichheit der beiden ihn bildenden Halbzeilen, indem jede Langzeile durch eine nie fehlende Cäsur in zwei Halbverse zerfällt, von denen der erste vier, der zweite drei Hebungen hat. Die ersten beiden gleichen Langzeilen bilden, um mich nach Art unserer einheimischen Metriker auszudrücken, ein Stollenpaar, ein paar gleicher metrischer Einheiten (der Strophe und Antistrophe griechischer metrischer Kunstwerke vergleichbar); die beiden folgenden Langzeilen bilden den ungleichen, den Abschluß gebenden dritten Theil, den Abgesang (die Epode). Die beiden ersten Langzeilen sind zwei gleichen Säulen vergleichbar, die durch einen aufgelegten Giebel (durch die folgenden zwei ungleichen Langzeilen) ihren Abschluß erhalten.

Am Ende der ersten Halbzeilen findet sich nicht allzu selten noch nach althochdeutscher Art der Schluß ◡́ ◡̀ anstatt –́ ◡̀, z. B.

ich wíl daȥ gérne séhén 65, 4
von swánnen síe kómént 86, 4
dô wás ouch Sífrit kómén 198, 2
ím und Sífrídé 598, 3
swáȥ si nâch éren strítén 227, 3
óder ín geschíhét 614, 4.

Die Hebung längt hier gewissermaßen die erste Silbe, so daß die zweite nun hebungsfähig wird; im Althochdeutschen kamen die vollen Vocale der Endsilben unterstützend hinzu, z. B.

dára scál quëmán.

Nicht gar selten hat auch der zweite Halbvers der vierten Langzeile nur drei Hebungen, z. B.

zer wérlde níe gebórn. 2037

an tríwen níe verlíe. 2043

níeman schéiden lân. 2074

zen Búrgónden sínt. 288 u. s. f.

Scheinbare vier Hebungen in den zweiten Halbversen der ersten drei Langzeilen der Strophe lassen sich meist durch richtige Annahme des Auftactes beseitigen, wo dieß aber nicht thunlich ist, da haben wir hierin einen Rest der ursprünglich allen Halbversen zukommenden vier Hebungen zu sehen, z. B.

| mëte môraz únde wín, 1750, 3,

wo man mëte doch nicht gerne als Auftact nehmen wird, da es im Tone den beiden andern Worten môraz und wîn völlig coordinirt ist. Nie darf man der Betonung Zwang anthun.

| Gíselhér und Gérnôt 734, 3

| im zæme níht ze dágené 2044, 1

ist nicht anders denn mit vier Hebungen zu lesen.

Deßwegen kann auch der Handschrift gemäß ohne Aenderung belassen werden:

| ër íst sô grímmé gemúot

| sprach Vólkér der dégen gúot. 2209, 1. 2.

Dagegen ergeben sich Halbverse wie

| von lánde ze lándé 1362, 2[1]

| dën gésten zegégené 1811, 2

| únkunde dégené 84, 2

| sprách aber Hágené 810, 1

und andere von selbst als nur dreimal gehoben mit umgestellten Auftacte; in Fällen wie

| zuo dem Ríne sándé 1362, 1

ist wohl zweisilbiger Auftact zu lesen.

[1] So ist zu lesen, nicht von lant ze lande, wodurch der proverbiale Gleichklang zerstört wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Inhalt unserer Dichtung, die uralte deutsche Sigfridsage in Verbindung mit historischen Sagenkreisen, in althochdeutscher Zeit bereits in alliterirenden Dichtungen gesungen ward, aus denen allmählich durch Veränderung in Form und Inhalt unsere Dichtung erwuchs. Daher stammt denn die Alliteration in den Namen wie *S*igefrid, *S*igemunt, *S*igelint; *G*unthere, *G*êrnôt, *G*îselher; *L*iudgast, *L*iudgêr, die sich gerade so zu einander verhalten, wie die Namen, die in der einzigen aus jener Zeit (in einem Bruchstücke) auf uns gekommenen Dichtung erscheinen, nämlich *H*eribrant, *H*ildebrant, *H*adubrant. Wie es im Hildebrandsliede heißt:

> *H*íltibráht gimáhaltá *H*éribrántes súnú
> (Hildebracht sprach, Heribrandes Sohn),

so in unserer Dichtung:

> dës ántwurt íme dô *S*ífrít dës kúneges *S*ígemúndes *s*ún (123, 4)

oder:

> dës ántwúrte *S*ífrít *S*ígemúndes *s*ún (332, 1)

und auch außerdem finden sich noch Spuren der Alliteration, die schwerlich auf Rechnung des Zufalls gesetzt werden können, da nach dem eben Gesagten die Namen der Sage selbst den Beweis ihrer einstigen Darstellung in alliterirenden Versen in sich tragen. So z. B.:

> wie *l*iebe mit *l*eide ze jungest *l*ônen kan (17, 3)
> *sch*irmen mit dën *sch*ilden und *sch*iezen manegen *sch*aft (307, 3)

und Anderes der Art.

III. Wortverzeichnisse zur Lehre von der richtigen Schreibung des Neuhochdeutschen.

1. Worte mit ie und Worte mit i (zu S. 188 und 183).

Mit ie sind zu schreiben:

betriegen, das in die Analogie der Stammverba mit der III. Art der Präsensbildung gehört: betriege, betrog wie biete, bot, und nicht von betrug abgeleitet ist (in welchem Falle sein Perfectum „betrügte" heißen würde), s. S. 281.

bieten, Wurzel but.

bier, ahd. bior, urdeutsch wohl *bius für eine Grundform *biv-as vgl. slawisch pivo (Getränk, Bier). Die Ableitung von latein. bibere ist völlig abgeschmackt, beide Worte haben nur die Wurzel pi, trinken, gemeinsam.

blies, redupl. Perf. zu blasen.

brief, Lehnwort aus latein. breve.

briet, redupl. Perf. zu braten.

die.

dieb, ahd. diub, gotisch thiubs.

die-nen, vgl. mhd. diu, Magd, davon dirne, älter

die-rne ahd. diorna.

dienstag, älter ziestac aus ziwestac, Tag des Gottes Zio, Ziu, nordisch Tý-r, urdeutsch Tiu s (= Ζεύς).

fieber, lateinisch febris.

fiel, redupl. Perf. zu fallen.

fieng, redupl Perf. zu fangen.

flieder, holländisch vlier, älter vlieder (wahrscheinlich vlie-der wie holunder u. s. f.; -der bedeutet „Baum", vgl. englisch tree).

fliege, fliegen, Wurzel flug.

fliehen, Wurzel fluh.

fließen, Wurzel fluß.

frieren, Wurzel frus (vgl. fros-t).

fries (?).

Friesen, lateinisch Frisii Frisiones, aber schon in der älteren Sprache mit ie.

gieng, redupl. Perf. zu *gangen, gehen.

gießen, Wurzel guß.

griebe (Fettgriebe), niederd. grêben.

grieß, ahd. grioz.

Grieche, Graecus.

hieb, Masc. wie das Perf. hieb aus hiew zu hauen, mhd. houwen.

hiefe, mhd. ebenso (Rosenfrucht, Hagebutte, fränkisch hiften).

hief-horn, ahd. hiuf an, wehklagen, ist wohl richtiger als hüft-horn, letzteres aber nunmehr beizubehalten.

hieng, redupl. Perf. zu hangen.
hier (hie), mhd. hier, hie.
hieß, redupl. Perf. zu heißen.
-ie, in Fremdworten wie theorie, harmonie u. s. f.
-ieren, als Endung fremder Verba, wie regieren u. s. f. Die ältere Sprache hat in diesem Falle überall -ieren, das dem französischen -er, lateinischen -are entspricht (vgl. brief = breve, ziegel = tegula u. s. f.); so fügt sich die Schreibung der Verba zu Nominibus wie barbier, manier u. s. f.
kiefer, kiefe (Kinnlade) gehört zu mhd. kiuwe (dass.).
kiefer aus kienföhre verkürzt.
kiel, ahd. kiol (navis, carina; vgl. das unverwandte kil).
kieme (des Fisches), zu mhd. (visch-) kiuwe, ahd. chiwa.
kien, mhd. kien.
kiesen, erkiesen, Wurzel kus.
krieg, mhd. kriec.
kriechen, Wurzel kruch.
liebe, lieben, Wurzel lub.
liecht, Wurzel luh, doch ist licht regelmäßige Verkürzung wie nicht aus niecht, fichte aus fiechte, dirne aus dierne.
lied, ahd. liod, mhd. liet.
(liederlich anstatt des richtigeren lüderlich von luder, mhd. luoder, Lockspeise, Schlemmerei).
lief, redupl. Perf. zu laufen.
liegen (vgl. betriegen), Stammverb. III. Präsensbildung, Wurzel lug, nicht von lüge oder lug abgeleitet, s. S. 281.
mieder, mhd. muoder.
miete, mhd. ebenso.
nie, ahd. nio, nêo aus ni io, ni êo, nicht je; so niemand, ahd. nioman, nêoman aus ni io man, nicht je ein Mann, Mensch.
niedlich zu ahd. niot *(desiderium)*.
niere, mhd. ebenso.
niesen, ursprünglich Stammverbum niuse, nôs, Wurzel nus.
niet in niet und nagelfest, mhd. niet (Subst. Masc.), Nagel mit platter Kuppe; davon nieten.
papier, franz. papier aus papyrus.
pfrieme, mhd. phrieme, Fem.
priester aus Presbyter.
riechen, Wurzel ruch.
ried, mhd. riet.
rief, redupl. Perf. zu rufen.
riemen, mhd. rieme.
ries (Papier)?
riet, redupl. Perf. zu raten.
schieben, Wurzel schub.
schied, redupl. Perf. zu scheiden.
schier, mhd. schiere.
schießen, Wurzel schuß.
schlief, redupl. Perf. zu schlafen.
schliefen (schloff), Wurzel schluf.
schließen, Wurzel schluß.
schließlich, nicht schlüßlich.
schmiegen, Wurzel schmug.
schrie für richtigeres schri, mhd. schrei ist nicht wohl abzuschaffen. Vgl. spie.
sie.
siech, Wurzel suh.
sieden, Wurzel sud.
spie sollte eigentlich spi geschrieben werden, mhd. spei (speie, spi, gespien, wie treibe, trib, getriben, reiße, riß, gerißen), was jedoch kaum thunlich ist. Vgl. schrie.
spiegel lateinisch speculum.
spieß, mhd. spiez (die Waffe; vgl. spiß).
stieben, Wurzel stub.
stief-kind, -mutter u. s. f., ahd. stiuf.
stier, Subst. mhd. stier, ahd. stior.
tief, Wurzel tuf.
tiegel, lateinisch tegula.
triefen, Wurzel truf.
triegen, Wurzel trug, s. betriegen.

ver-drießen, Wurzel druß.
ver-lieren, Wurzel lus.
ver-lies (Burg-) (?).
vier, vierzig mit ie, obschon kurz gesprochen (deshalb ist auch gieng u. s. f. berechtigt), vior aus * vidvôr.
vlies, lateinisch vellus (besser flies.)
wie.
ziegel lateinisch tegula.
ziehen, Wurzel zuh.
zier, zieren, zierde, ahd. zior, mhd. zier.

Mit i sind zu schreiben:

an-sideln, an-sidler, s. sideln.
befidert (fëder).
aus-gibig, s. gib.
be-fihlt, befihl, Wurzel falh.
be-klib, be-kliben zu bekleiben, Wurzel klib.
bei-spil, mhd. bî-spël (wörtlich „Beirede", vgl. englisch spell, buchstabiren, lesen).
bine, mhd. bin, ahd. bini.
biber, ahd. bibar.
bider, mhd. biderbe.
blib, gebliben, Wurzel lib.
dile, mhd. dille.
diser, mhd. ebenso.
diß, mhd. diz.
distel, mhd. ebenso.
empfihlt, empfihl, Wurzel falh.
er-widern, s. wider.
fibel, mhd. ebenso; aus * alphabetulum?
fiber, lateinisch fibra.
fidel, mhd. videle.
fist, fisten, *visire.*
fride, mhd. ebenso; gotisch frithus.
Friderich, Fridrich, von fride.
frithof, nicht von fride, sondern zu gotisch freidjan, schonen, für freithof, mhd. vrîthof.
gebirt, gebirst, Wurzel bar.
gedigen, Wurzel dig, dih.[1]
ge-dih, ge-dihen, Wurzel dih.
ge-fider (fëder, mhd. gevidere).
gib, gibt, gibst, Wurzel gab; ebenso nach-gibig, er-gibig.
gibel, ahd. gibil.
gir, begir, begirde, vgl. begëren, gërn.
glid, mhd. ge-lit, ge-lides (Wurzel lid, gotisch lith, gehen).
gotlib, mhd. -leip; indeß ist Gottlieb eben als neuer Name (= Theophilus) zu betrachten und ie beizubehalten.
grisgram.
igel.
kibitz.
kil, mhd. ebenso (Feder; von kiel, Schiff, grundverschieden).
kis, mhd. ebenso.
kisel, mhd. ebenso.
krigen (bekommen), mhd. krîgen.
lang-wirig (vgl. wären, mhd. wërn).
lid, augen-lid; lit, ahd hlit, Deckel.
lifern, französisch livrer, librare (zuwägen), liferant.
ligen *(jacere)*, Wurzel lag.
lis, list *(lege, legit)*, Wurzel las.
lispfund aus livsches (livländisches) Pfund.
mid, ge-miden, Wurzel mid.
mine, in beiderlei Sinn, französisch mine.
nider, Wurzel nad.

[1] Die Participia mit ge suche man unter den Anfangsbuchstaben der Wurzel, wenn die Verba ohne ge- gebräuchlich sind.

paradis für das richtigere aber veraltete paradeis, παράδεισος.

pris, geprisen (für preiste, gepreist), nach Analogie von treibe, trib, getriben.

radis, radischen, lateinisch radix. Vgl. Rettich.

rib, geriben, Wurzel rib.

rigel, mhd. ebenso.

rise, mhd. ebenso.

riseln, Wurzel ris, mhd. rîsen, fallen.

ge-schiden, mhd. ge-scheiden (aber schied, mhd. schiet).

schifer, vgl. holländisch und dialektisch schilfer (Schale, Schuppe).

schilen, mhd. schilhen, vgl. scheel.

schin, geschinen, Wurzel schin.

schin-bein, ahd. scinebein.

schine, ahd. scina, englisch shin.

schir, Adjectiv, rein, lauter, für *scheier, gotisch skeirs, klar, deutlich.

schirling für scherling, ahd. sceriling.

schmid, mhd. smid, Genitiv smides, vgl. ge-schmeide.

schmile (Gras), mhd. smëlhe.

schmiren, mhd. smirn, vgl. schmer.

schrib, geschriben, mhd. schreip, geschriben.

schwig, geschwigen, Wurzel swig.

schwiger, ahd. swigar.

schwile, ahd. u. mhd. swil.

schwirig, mhd. swirec (in beiderlei Sinn).

sib *(cribrum)*, ahd. ebenso.

siben, ahd. sibun.

sig, ahd. sigu *(victoria)*, davon das Verbum sigen.

sigel, mhd. sigele, lat. sigillum.

sih, siht, Wurzel sah, vgl. gesicht.

sih, gesihen zu seihen, Wurzel sih, jetzt wenig mehr gebräuchlich, und durch „seihte, geseiht" ersetzt.

spil, mhd. ebenso; spilen.

spiß zum Braten, mhd. spiz, vgl. spitze.

stifel, mhd. stival aus aestivale (Sommerbeschuhung).

stig, gestigen, Wurzel stig.

stige (Subst. Fem.), Wurzel stig.

stil, mhd. ebenso.

stil, stilst, stilt, Wurzel stal.

stiglitz, böhmisch stehlík.

strigel, ahd. strigil, lat. strigilis.

tiger, lateinisch tigris.

trib, Subst. und Verb., ge-triben, an-trib, Wurzel trib.

um-friden.

unge-zifer, älter ungeziber, ahd. zëpar, Opferthier, Opfer (s. J. Grimm, deutsche Mythologie 3. Ausgabe S. 36).

unter-schid, für älteres unterscheid.

ver-sigen, mhd. versîhen, vertrocknen, Part. Prät. versigen.

vih, ahd. vihu, mhd. vihe.

vil, ahd. vilu.

wider (in beiden Bedeutungen) mhd. ebenso.

wige, ahd. wiga, Wurzel wag (bewegen).

wihern, mhd. wihelen.

wis, gewisen (wie trib, getriben).

wise, ahd. wisa.

wisel, ahd. wisala.

zige, ahd. ziga.

zih, gezihen, Wurzel zih (vgl. bezichtigen).

zil (Subst.), zilen (Verbum), ahd. zil, zilên.

zimen, zimlich, Wurzel zam.

zwi-fältig, mhd. zwivalt u. s. f.

zwibel, ahd. zwibollo, lateinisch cepe, cepulla.

zwir, ahd. zwiro *(bis)*.

2. Worte mit ß und Worte mit ss, s (zu S. 204).

Mit ß sind zu schreiben:

ab-laß, Wurzel lat.
ab-schüßig, s. schießen.
amboß, mhd. ane-bôz d. h. Anschlag, Wurzel but, schlagen.
ameiße, mhd. ameize.
auß, mhd. ûz, niederdeutsch ût.
baß *(melius)*, mhd. baz, Wurzel bat.
be-flißen, Particip. zu befleißen, Wurzel flit.
beißen, Wurzel bit.
beißel, Wurzel bit.
be-schmeißen (beschmutzen), Wurzel smit.
beßer, vgl. baß.
bimß, bimß-stein, mhd. bimz, ahd. pumiz, pumz *(pumex)*.
binße, mhd. binz, ahd. binuz.
biß, mhd. biz *(usque ad)*.
biß (Subst.), Wurzel bit.
blaß, böhmisch bledý (indogerman. d = hochdeutsch ß).
bloß, mhd. blôz.
buße, vgl. baß.
daß, mhd. daz, niederdeutsch dat.
diß, mhd. diz, ditze.
drei-ßig, mhd. drî-zec.
droßel-ader, mhd. drozze, Schlund, drüzzel, Mundhöhle.
droßeln, s. d. vor.
El-saß.
emßig, mhd emezic, emzic.
ent-blößen, s. bloß.
erbße, mhd. areweiz, erweiz.
er-sprießlich, s. sprießen.
eßen, Wurzel at.
eßich, mhd. ezzich (für *ehiz = acetum).
faß, mhd. vaz.
faßen, mhd. vazzen.
feißt, mhd. veizet, veizt, vgl. das ursprünglich niederdeutsche fett.
fleiß, mhd. vlîz, Wurzel flit.
fließen, Wurzel flut.
fluß, mhd. vluz, Wurzel flut.
fr-aß, fr-eßen, Wurzel at.
für-baß, s. baß.
fuß, mhd. vuoz.
ganßer, gänßerich, mhd. ganze, ganzer, ahd. ganazzo (aber gans, mhd. ebenso).
gaße, mhd. gazze, gotisch gatvô.
ge-fäß, s. faß.
ge-flißentlich, s. fleiß.
geiß, mhd. geiz, gotisch gaitei.
ge-mäß, Substant. Adject., s. maß, meßen.
gemße, mhd. gamz.
ge-nießen, Wurzel nut.
ge-noße, zu ge-nießen.
ge-nuß, desgl.
ge-schmeiß, s. beschmeißen.
ge-simße, s. simß.
ge-wißen *(conscientia)*, Wurzel wit (aber gewisser, gewissen Adj., s. d.).
gießen, Wurzel gut.
gleißen (glänzen), Wurzel glit.
glid-maßen.
grieß, mhd. griez.
groß, mhd. grôz.
gruß, grüßen, mhd. gruoz, grüezen.
guß, s. gießen.
haß, haßen, mhd. haz, hazzen.
heiß, mhd. heiz.
heißen, mhd. heizen.
hornіß, mhd. hornuz.
im-biß, s. biß.
jauße, niederdeutsch jaute.
keßel, mhd. kezzel *(catinus)*.
kloß, mhd. klôz, niederdeutsch klôt.
krebß, mhd. krëbez, ahd. chrëpazo.
kreiß, mhd. kreiz, davon kreißen, umkreiß u. s. f. Vgl. kreisen.

laß, Adj. (träge, matt), mhd. laz.

laßen, mhd. lâzen, niederdeutsch lâten.

läßig, zu laßen gehörig.

loß *(sors)*, mhd. lôz, ahd. hlôz, gotisch hlauts; davon:

loßen *(sortiri*, also völlig verschieden von los, lösen, *solutus*, *solvere)*.

maß, Wurzel mat.

maßol-der, mhd. mazolter, mazalter, vgl. flieder, wacholder u. a.

mäßig, von maß.

maußen (sich; *mutare pennas*), mhd. mûzen.

meißel, mhd. meizel.

meßen, Wurzel mat.

meßer, mhd. mezzer.

muße, müßig, mhd. muoze, müezec.

mut-maßen, mhd. muot-mâze „ungefähre Schätzung, Bemessung in Gedanken" (muot vgl. ver-mut-en), davon mutmaßen „eine solche Schätzung in Gedanken machen".

neßel, mhd. nezzel.

niß, meist Pluralis niße *(lendes)*, mhd. niz.

nuß, mhd. nuz.

Preuße, Preußen, ß = preußischem, litauischem und slawischem s; litauisch Prúsas, Preuße. Vgl. Reuße.

raßeln, vgl. englisch rattle.

reißen, riß, Wurzel writ.

Reuße, Reußen, mhd. Riuze.

ruß, mhd. ruoz.

rüßel aus mhd. drüzzel, vgl. droßeln.

Ruße, Rußland, ß = slawisch s. Vgl. Preuße und Reuße.

samßtag, mhd. sambez-tac, sambez = Sabbat.

saß, ge-säß, saße, seßel, Wurzel sat.

scheißen, Wurzel scit.

scheußlich für scheuzlich von mhd. schiuze für schiuhze von schiuhen, Abscheu empfinden.

schießen, Wurzel scut.

schleißen, ver-schlißen, Wurzel slit.

schließen, Wurzel slut.

schloße, schloßen (Hagel), mhd. slôz.

schmeißen, Wurzel smit.

schoß, zu schießen.

schoß, mhd. schôz, schôze *(gremium, sinus)*.

schult-heiß (vgl. heißen) = mhd. schultheize (der welcher Verpflichtungen befiehlt).

schuß.

schüßel, mhd. schüzzel.

schweiß, Wurzel swit.

schweißen, s. d. vor.

seßel, seßhaft, s. saß.

simß, ge-simße, mhd. simez.

simße *(juncus, carex)*, ahd. semida, mhd. semde, dialektisch sîmetze.

spleißen, Wurzel split.

spieß (Waffe), mhd. spiez.

spiß (zum braten), mhd. spiz.

sprießen, er-sprieß-lich, sproß, Wurzel sprut.

stôß, stôßen, mhd. stôz, stôzen.

straße, mhd. strâze *(strata via)*.

strauß (in allen Bedeutungen), mhd. strûz.

süße, süß, mhd. süeze.

truchseß, mhd. truhsæze.

un-baß, un-bäßlich, zu baß.

ver-drießen, ver-druß, mhd. verdriezen.

vergeßen, mhd. vergëzzen, vgl. englisch forget und get.

ver-weißen (tadeln, vorwerfen), mhd. ver-wîzen, ist von ver-weisen (des Landes u. s. f.) grundverschieden (das Perf. und Particip. hat jedoch langen, nicht kurzen Vocal, wie bei ver-wiß, ver-wißen zu erwarten wäre).

ver-weiß (Tadel), s. d. vor.

waßer, mhd. wazzer, gotisch vatô.

weiß (als Verbum und als Adjectiv).

weißagen, ahd. wîzagôn, abgeleitet von wîzag „kundig, weise". Mit „sagen" hat also das Wort nichts zu schaffen.

weißen (weiß machen), s. weiß.

wißen, Wurzel wit.

Wormß, mhd. Wormz.

Mit ss, s sind zu schreiben:

adresse, französisch, und daher, wie alle Fremdworte, nicht mit ß, das nur deutschen Worten zukommt (ß = mhd. z = ursprünglich t).

ass (im Kartenspiele), von lateinisch as, Genitiv assis, französisch as.

assel, von lateinisch asellus (Eselchen).

bass, italien. basso, davon bassist.

beste aus be(zi)ste.

be-wust, s. wuste.

blesse oder blässe (weißer Fleck am Viehkopfe), mhd. blasse von blaß verschieden.

böse, mhd. bœse.

brasse (Fisch), Nebenform zu brahse.

brassen (Segel richten), niederdeutsch (das gar kein ß kennt).

brasseln, mhd. brasteln zu brësten (bersten).

bremse, mhd. brëm, agſ. brimse.

bresthaft, mit einem gebrëste (Bruch, Mangel) behaftet, älter als breshaft.

casse, italienisch cassa.

classe, lateinisch classis.

das-selbe.

des, Genitiv zu der, das.

des-halb (dës Genitiv zu daz).

dessen (aus dës, Genitiv zu das, der).

dis-seit (dis-seits).

drossel, mhd. droschel, und so noch mundartlich.

er-bosen, er-bost, s. böse.

esse, mhd. ësse *(fumarium)*.

geisel, mhd. geisel *(flagellum)*, gîsel *(obses)*.

ge-müse, . mus.

ge-wiss, gewisser aus *ge-wis-t, ursprünglich Participium und aus *ge-wit-t entstanden (also ja nicht mit ß), vgl. S. 199 f.

ge-wust, s. wuste.

gleissen, gleisner, aus gleich-sen, mhd. gelîchesen, gelîchsenære (sich gleichstellen, d. i. heucheln), ganz verschieden also von gleißen, mhd. glîzen w. s.

glosse, γλῶσσα.

gräslich, auch niederdeutsch mit s, vgl. englisch grisly.

gröste aus grœ(zi)ste, vgl. beste.

Hesse, Hessen.

hissen, auf-hissen, auch niederdeutsch mit ss.

hülse, ahd. hulsa.

in-des, in-dessen s. des.

kasse, s. casse.

kissen, s. küssen.

klasse, s. classe.

koloss, kolossal, κολοσσός.

kreisen (oder kreissen, doch ist nach langem Vocal Verdoppelung nicht üblich), für kreisten, mhd. krîsten, wie brasseln aus brasteln u. a.

kresse, mhd. krësse, ahd. krëssa, krësso.

kuss, küssen, küste, geküst, mhd. kus, küssen.

küssen, mhd. ebenso (nicht kissen), französisch coussin, englisch cushion.

los, lösen, Wurzel lus in ver-lieren, ver-lust.

losen *(audire)*, mhd. losen, ahd. hlosên.

losung, s. d. vor.

masse, massiv, französisch masse, massif.

mesner, lateinisch mansionarius.
messe, mhd. mësse, latein. missa.
messing, mhd. mëssinc.
miss-, mis-, mhd. misse-.
missen, ver-missen, vgl. englisch to miss.
misse-tat, mhd. ebenso.
mus, mhd. muos *(cibus)*.
must, muste, gemust, mhd. muos-t, muos-te, Wurzel muot, muoʒ, t, ʒ vor t in s (s. S. 199).
niesen, mhd. ebenso. Davon nieswurz *(helleborus)*.
-niss (oder -nis), verständ-niss u. s. f., mhd. -nisse, vgl. englisch -ness.
pass (in beiden Bedeutungen), französisch pas, passe, passe-port.
passen, französisch passer.
pissen, französisch pisser, auch niederdeutsch mit ss.
possen (in jedem Sinne), possierlich, sicherlich mit ss; zweifelhafte Herkunft.
prasseln, s. brasseln.
preisen, mhd. prîsen.
preshaft, s. bresthaft.
presse, pressen, französisch presse, presser.
rasse, französisch race.
reuse, ahd. riusa.
ross, mhd. ros, ahd. hros, vgl. englisch horse.
sausen, mhd. sûsen.
schleuse, mittellateinisch sclusa *(exclusa)*, französisch écluse, auch niederdeutsch mit s.
sense, ahd. segansa.
spass, spassen, italienisch spasso, spassare.
Spessart, aus Spehteshart d. i. Spechtswald.
tasse ist französisch tasse.
tross, mittellateinisch trossa, Bündel, Pack, französisch trousse.
unter-des, unter-dessen, s. des.
ver-missen, ver-mist, s. missen.
weis machen *(certiorem facere)*, ahd. wîs tuon, niederdeutsch wîs maken und wîs warn (weis, gewahr werden).
(du) weis-t, mhd. ebenso; s. S. 199.
wes, wessen, Genit. zu wer, was.
wes-halb, s. d. vor.
wus-te, gewust, mhd. wiste, wëste, vgl. muste und S. 199.

---

3. Worte mit berechtigtem, aber nicht mehr ausgesprochenem h (zu S. 207).

ähre, ahd. ahir.
al-mählich = al-mäch-lich = al-gemäch-lich; vgl. gemach, Mascul., Ruhe, Bequemlichkeit.
bähen, mhd. bæhen, ahd. bâjan, bâhjan.
be-fehden von fehde, w. s.
be-fehlen, doch wohl mit umgesetztem h, mhd. be-vëlhen.
be-fehligen, wohl für befelichen, von befelich = befelch, befehl.
blähen, mhd. blæjen (h = j).
blühen, mhd. blüejen (h = j), aber blüte mhd. bluot, Gen. Dat. blüete.
Böhmen, Boiohemum, Böheim.
brühen, mhd. brüejen; brühe.
bühl, bühel (Hügel), ahd. puhil.
dohle für dahle, ahd. tâha.
drehen, mhd. dræhen (h = j).
drohen, mhd. dröuwen (h = w).
ehe *(matrimonium)*, ahd. êwa,

mhd. ê, daraus zerdehnt êhe (oder h = w?).

ehe *(prius)*, mhd. ê (Abkürzung von êr), daraus zerdehnt êhe.

ehern, mhd. êrîn von êr = erz, zerdehnt eher (also für eher-en).

empfahen, mhd. empfâhen, emphâhen (fâhen = fangen).

empfehlen, mhd. en-pfëlhen, vgl. befehlen.

er-wähnen hat gar nichts mit wænen von wân zu thun, vgl. ahd. gawahan, ki-wahanjan, mhd. ge-wahen, Wurzel wah, wag.

fahen, mhd. fâhen.

fähig, zum vorigen.

fehde, mhd. vêhede von vêhen, hassen, und dieß von vêch, Adjectiv, feindselig.

flehen, mhd. vlêhen.

fliehen, mhd. vliehen.

floh, mhd. vlôch, Genitiv vlôhes.

föhre, ahd. foraha, mhd. vorhe (vgl. befehlen: bevëlhen).

froh, mhd. vrô, Nom. Sing. Masc. vrouwer, auch vrôher (h = w), aber frölich, mhd. vrœlîch.

früh, mhd. vruo, vrüeje (h = j), frühling, weil früh auf vrüeje weist.

gäh, ahd. gâhi, mhd. gâch.

ge-deihen, mhd. ge-dîhen.

gehen, gehn, aus mhd. gên zerdehnt.

ge-mahl, ge-mahlin, mhd. gemahel.

ge-ruhen für ge-ruchen, mhd. geruochen; vgl. ruchlos, verrucht.

ge-schehen, mhd. geschëhen.

geweih (vgl. Gewicht in demselben Sinne), mhd. ge-wîge (h = g).

heher, ahd. hëhara, mhd. hëher (also nicht häher).

höhe, hoher, vgl. hoch; mhd. hœhe, hôher.

jäh, s. gäh.

krähe, mhd. kræje (h = j).

krähen, mhd. kræjen (h = j); vgl. krächzen.

kuh, mhd. kuo, Plur. küeje.

lehn, belehnen, vgl. leihen, mhd. lêhen, belêhenen.

leihen, mhd. lîhen.

mähen, mhd. mæjen.

mahlschatz, mhd. mahelschaz.

mahlstatt, mhd. mahelstat (Gerichtsstätte).

mähre, ahd. marh, mhd. march (h umgestellt, vgl. möhre, föhre, befehlen).

mohn, mhd. mâge, ahd. mâgo, früh schon in mân zusammengezogen (h = g oder Dehnungszeichen für môn = mân?).

möhre, ahd. moraha, mhd. morhe (h umgestellt vgl. mähre, föhre).

mühe, mhd. müeje (h = j).

nach-ahmen, dunkel in Abstammung und daher über das h nicht zu entscheiden.

nahe, nahen, mhd. nâhe, nâhen; vgl. nach, nachbar.

nähen, mhd. næjen.

oheim, ohm (aus ohem), mhd. ôheim, œheim.

quehle (Handquehle), mhd. twehele von twahen, waschen.

rauher, rauh, rauch, mhd. rûch, rûher.

reh, mhd. rêch, rêhes.

reihen, reihe, mhd. rîhen.

reiher, mhd. wie nhd. mundartlich reiger (h = g).

roh, roher, mhd. rô, rôwer (h = w).

ruhe, ruhen, mhd. ruowe, ruowen (h = w).

sähen wäre die von der Analogie geforderte Schreibung für das gebräuchliche säen, mhd. sæjen; vgl. drehen, mähen, krähen u. s. f.

sahl-weide für salh-weide, ahd. salaha (Weide; h umgestellt, wie oft bei r und l; vgl. möhre).

schlehe, ahd. slêha.

schmähen, mhd. smæhen; vgl. schmach.

schuh, schuhes, vgl. mundartlich schuch, mhd. schuoch, Gen. schuohes.

schwäher, besser wäre schweher, mhd. swëher; vgl. schwager, schwiger.

sehen, mhd. sëhen.

seihen, mhd. sîhen.

spähen, mhd. spëhen.

sprehe, mhd. ebenso.

sprühen, vgl. brühen, blühen.

stahl, mhd. stahel, zusammengezogen stâl. Ob letztere Form dem neuhochdeutschen stahl zu Grunde liege, wird durch das mundartliche stachl zweifelhaft. Vgl. S. 206.

stehen, stehn, aus stên zerdehnt; vgl. gehen, ehe.

stroh, mhd. strô, Genitiv strôwes (h = w).

trähne, mhd. trahen Masc., Plur. trehene, daraus das Femin. trähne; vgl. zähre.

truhe, mhd. truhe, truche.

uhr, lateinisch hora; deshalb mag das h beibehalten werden, obschon es wahrscheinlich ein Dehnungs-h ist.

vermählen, vgl. ge-mahl, mahlschatz.

weh, wehe, mhd. wê, vgl. ehe.

wehen, mhd. wæjen (h = j).

weihe (Vogel), ahd. wîho.

weihen, mhd. wîhen, nebst weihe, weih-nachten, weih-rauch von ahd. und mhd. wîh, heilig.

weiher, ahd. wihari, wiwari aus lateinisch vivarium.

wihern, mhd. wihelen.

zähe, ahd. zâhi, mhd. zæhe.

zähre, mhd. zaher, zahir, Masc.; das neuhochdeutsche Wort, Femininum, aus dem Plural, mhd. zehere.

zehe, mhd. zêhe, ahd. zêha.

zehn, mhd. zëhen, ahd. zëhan.

zeihen, mhd. zîhen.

ziehen, mhd. ziehen, Wurzel zuh, zug.

Nachträge.

Seite 142, Zeile 19 v. o. füge bei: Bisweilen ist ohne strenge Regel (meist vor l und nach Labialen) a in o getrübt, so z. B. in holn *(arcessere)* für haln, sol für scal (vgl. englisch shall), mohte für mahte (Perfectum zu mac „vermag, kann", z. B. Nib. 1987, 2), gewon *(suetus)* für gewan, von für van (wie noch das Volk meiner fränkischen Heimath spricht) u. a.

S. 160, Z. 1 v. o. lies: „Wo jedoch neben der Abschwächung in e der volle alte Vocal" u. s. f.

S. 162, Z. 7 v. o. füge bei: In manchen Fällen wird auch außerdem stummes, ja tonloses e ab- und ausgeworfen. Namentlich häufig und fast regelmäßig wird e zwischen zwei gleichen Consonanten ausgestoßen, wodurch der Wohlklang nicht wenig gefördert wird, z. B. warte aus wartete, getrett für getretet (Part. Prät. von treten, Trans. zu trëten), wâfen für wâfenen (waffnen) u. s. f. Vgl. S. 307.

S. 194, Z. 7. v. u. füge bei: Ein häufiges Beispiel ist ferner nhd. -bar für mhd. -bære (z. B. manbar mhd. manbære); das Volk (z. B. in Schwabenland) hat auch hier das sprachgemäße -ber, daher liest man bei Schiller mit echt schwäbischer Betonung „das furchtbare Geschlecht der Nacht", lies „furchtbere".

S. 199, Z. 12 v. o. Auch nach langen Vocalen pflegt die Verdoppelung der Consonanten zu unterbleiben, z. B. muose aus muoste (Perfectum zu muoz „muß"), aus welchem, durch Angleichung von t an s, zunächst *muosse hervorgehen sollte, huote (Perfectum zu hüeten) für huot-te (aus huotete) u. s. f.

Zu S. 202, Z. 4 v. u. füge bei: Schrieb man doch ehedem auch die dem dt entsprechende Verbindung gk; eine Schreibung, die bekanntlich längst aufgegeben ward, außer in einigen Familiennamen (Göckingk, Bergk mit gk für g, wie landt für land u. a. mit dt für d).

Zu S. 209, Z. 12 v. u. füge bei: Bemerkenswerth ist das Eindringen der niederdeutschen (niederländischen) Wandlung der Gruppe ft in cht in einigen Worten; so haben wir sacht, die niederdeutsche Form, neben dem allein hochdeutschen sanft; nichte für das hochdeutsche niftel (vgl. Neffe, *nepos*); gerücht für hochdeutsches gerüft, älter gerüefte, ruchbar, ruchtbar für ruftbar, berüchtigt für berüftigt, sämmtlich von ruft älter ruoft (Ruf), vgl. ruf-en, ruof-en; schlucht für das selten noch gebrauchte schluft, zu schliefen Wurzel schluf gehörig. Im Niederländischen ist dieser Wechsel fast überall eingetreten, so in gracht *(fossa)* für graft von graben, achter für hochdeutsch after (hinter, Comparativ von ab) u. s. f.

S. 244, Z. 2 v. o. füge die Anmerkung bei: *) s im Pluralis des Neuhochdeutschen, z. B. „die Genies, die Albas", ist dem Romanischen entnommen.

Register.

Die deutschen Worte sind, so weit es thunlich war, in der neuhochdeutschen Form angeführt worden. Die Umlaute ä, ö u. s. f. stehen nach den nicht umgelauteten als besondere Buchstaben. Die beigesetzte Zahl ist die Seitenzahl.

A (ä s. nach a).

D.

E.

H.

I.

J.

K.

L.

S (ß s. nach s).

ß (vgl. z).

T.

U (ü s. nach u).

Z (ʒ s. nach z).

ʒ (vgl. ß).